<36623544720012 S

<36623544720012

Bayer. Staatsbibliothek

Va, 4.

Rembrandt als Erzieher.

Von einem Deutschen.

[Julius Langbehn]



Fünfundzwanzigste Auflage.

Oo

Leipzig,
Verlag von C. L. Hirschfeld.
1890.

Ao 16972 112 G

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Alle Rechte vorbehalten.

44/23 25

Inhaltsverzeichniß.

Rembrandt als Erzieher

für

I. Deutsche Kunst:

II. Deutsche Wissenschaft:

III. Deutsche Politik:

IV. Deutsche Bildung:

V. Deutsche Menschheit:

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, Einige meinen auch des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Spezialismus; auf dem Gebiet des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos. Die Architektur ist die Achse der bildenden Kunst, wie die Philosophie die Achse alles wissenschaftlichen Denkens ist; augenblicklich giebt es aber weder eine deutsche Architektur noch eine deutsche Philosophie. Die großen Koryphäen auf den verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois s'en vont. Das heutige Kunstgewerbe hat, auf seiner stilistischen Hetzjagd, alle Zeiten und Völker durchprobirt und ist trotzdem oder gerade deshalb nicht zu einem eigenen Stil gelangt. Ohne Frage spricht sich in allem diesem der demokratisirende nivellirende atomisirende Geist des jetzigen Jahrhunderts aus. Zudem ist die gesammte Bildung der Gegenwart eine historische alexandrinische rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absehen weit weniger darauf, neue Werthe zu schaffen, als alte Werthe zu registriren. Und damit ist überhaupt die schwache Seite unserer modernen Zeitbildung getroffen; sie ist wissenschaftlich und will wissenschaftlich sein; aber je wissenschaftlicher sie wird, desto unschöpferischer wird sie. „Die Theile haben sie in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Goethe, der von den jetzigen Deutschen mehr theoretisch als praktisch verehrt wird, konnte Leute mit Brillen nicht leiden; Deutschland ist aber jetzt voll von wirklichen und geistigen Brillenträgern; wann wird es hierin zu Goethe's Standpunkt zurückkehren? Den Bewohnern eines Reiches, wie das neuerstandene deutsche, steht es sicherlich nicht an, sich achselzuckend als Einleitung

Epigonen zu bekennen und auf einen Fortschritt in den eigentlich entscheidenden Fragen des geistigen Lebens zu verzichten. Kein Irrthum ist verhängnißvoller als der, wenn man glaubt, in den Hauptstücken der Bildung fertig zu sein; wenn man meint, sie nur im Einzelnen noch nachflicken zu können: solange ein Volk lebendig ist, kann es sich der Nothwendigkeit großer geistiger Achsenverschiebungen, in seinem Innern, nicht entziehen. Man macht heutzutage Entdeckungen in Ostafrika, aber es giebt in Deutschland selbst weit wichtigere Entdeckungen zu machen; es genügt nicht, daß die Deutschen sich als Staatsbürger entdeckt haben; sie sollten sich auch als Menschen entdecken.

Wendung zur Kunst.

In der That macht sich bereits ein Zug nach dieser Richtung hin bemerkbar; die Besseren unter den Gebildeten Deutschlands blicken bereits nach neuen Zielen auf geistigem Gebiet aus. Bismarck hat allerdings geäußert „die Volksmeinung ist schwer zu erkennen"; und wirklich ist dieselbe oft etwas ganz Anderes, als die sogenannte öffentliche Meinung; aber selbst eine verborgene Strömung verräth sich oft durch ein dunkles Rauschen. So auch hier. Das Interesse an der Wissenschaft und insbesondere an der früher so populären Naturwissenschaft vermindert sich neuerdings in weiten Kreisen der deutschen Welt; es vollzieht sich ein merklicher Umschwung in der betreffenden allgemeinen Stimmung; die Zeiten, in welchen ein angesehenes Mitglied der Naturforscherversammlung zu Kassel diese allen Ernstes für das „Gehirn Deutschlands" erklären konnte, sind vorüber. Man glaubt nicht mehr so recht an diese Art von Evangelium. Man ist einigermaßen übersättigt von Induktion; man durstet nach Synthese; die Tage der Objektivität neigen sich wieder einmal zu Ende und die Subjektivität klopft dafür an die Thüre. Man wendet sich zur Kunst! Schon in Goethe, ja wenn man will, schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwickelung; Ersterer hatte bekanntlich bis zu seinem 40. Lebensjahr die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen; und die Hauptthat des Letzteren, die Bibelübersetzung, ist wesentlich eine künstlerische That. Beide nahmen, der eine mehr auf sittlichem, der andere mehr auf geistigem Gebiet, das hohe königliche Recht der Subjektivität für sich in Anspruch. Besonders die Persönlichkeit Goethe's ist in diesem Fall vorbildlich für das heutige deutsche Volk. Die geistige Signatur des letzteren ist zwar zur Zeit noch eine wissenschaftliche; doch sie ist es nicht für immer; es scheint vielmehr, daß ihm jetzt zunächst ein Kunstzeitalter bevorsteht. Kleine und trotzdem deutliche Anzeichen bestätigen dies. Wie man an der Haltung eines Grashalms schon die herrschende Windrichtung erkennt, so zeigt sich die geistige Witterungsänderung, welche im heutigen Deutschland stattfindet, unter Anderem auch darin, daß der Typus des „Professors" von der deutschen Alltagsbühne sowie aus dem deutschen Alltagsroman verschwindet, um demjenigen des „Künstlers" Platz zu machen. Auch die Trivialität hat ihre Gesetze; und sie gehen,

harmonisch genug, denen der Genialität parallel. In diesem Fall verkünden sie beide nur Gutes; sie versprechen eine Erlösung von dem papiernen Zeitalter; sie verkünden eine Rückkehr zur Farbe und Lebensfreudigkeit, zur Einheit und Feinheit, zur Innigkeit und Innerlichkeit. Luther hat das moderne deutsche Geistesleben geboren und Goethe — sein Name schon bedeutet „Pathe" — hat es aus der Taufe gehoben; aber es ist bei weitem noch nicht ausgewachsen oder gar ausgelebt, wie manche meinen. Was nicht gesund an ihm ist, das wird verheilen; das Volk schafft sich selbst die Medizin, die es braucht; oder es tastet doch nach ihr.

Gegenüber dem Niedergang der herrschenden wissenschaftlichen Bildung einerseits und dem Aufgang einer kommenden künstlerischen Bildung andererseits liegt es nahe, nach den Mitteln zu fragen, um beide Vorgänge möglichst zu fördern, zu regeln, klar abzuwickeln. Das deutsche Volk ist in seiner jetzigen Bildung überreif; aber im Grunde ist diese Ueberreife nur eine Unreife; denn der Bildung gegenüber ist die Barbarei stets unreif; und in Deutschland ist die systematische, die wissenschaftliche, die gebildete Barbarei von jeher zu Hause gewesen. „Du kennst unser Deutschland; es hat noch nicht aufgehört, ungebildet zu sein" schrieb einst Reuchlin an Manutius und könnte auch heute noch ein ehrlicher Deutscher dem andern schreiben. Ueberkultur ist thatsächlich noch roher, als Unkultur. Hier haben also etwaige neue erzieherische Faktoren einzusetzen; und zwar werden sie gerade entgegengesetzt wirken müssen, wie die bisherige oder gewöhnliche Erziehung: das Volk muß nicht von der Natur weg-, sondern zu ihr zurückerzogen werden. Durch wen? Durch sich selbst. Und wie? Indem es auf seine eigenen Urkräfte zurückgreift.

„Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht" erklärte Cromwell und sprach damit das Grundwesen alles Individualismus aus. Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutschthums aber heißt: Individualismus. „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend" sagt Fichte. Zu dieser ihm angebornen, jedoch im Laufe der Zeit vielfach verloren gegangenen Eigenschaft muß der Deutsche zurückerzogen werden. Eben in dem zerklüfteten Wesen, in jenem zentrifugalen Bestreben, welches dem Deutschen von jeher eigenthümlich war, liegt seine Fähigkeit einer unendlich reichen und mannigfachen Ausstrahlung auf das Welt- und Menschheitsganze beschlossen. Je mehr es ihm gelingt, in dieser Hinsicht aus der Noth eine Tugend zu machen, desto vollkommener wird er sein Dasein gestalten. Seine Neigung, individuell zu sein, dem eigenen Kopfe zu folgen, kurz die sprichwörtliche und politisch so oft nachtheilig gewesene deutsche Uneinigkeit befähigt ihn ganz besonders, es auf künstlerisch-geistigem Gebiet weiter zu bringen als andere Völker. Individualismus ist die Wurzel aller Kunst; und da die Deutschen unzweifelhaft das eigenartigste und eigenwilligste aller Völker sind: so sind sie auch — falls es ihnen gelingt, die Welt klar widerzuspiegeln — das künstlerisch be-

Individualismus.

deutendste aller Völker. Bei keinem Volke der Welt findet man so viel lebende Karikaturen, wie bei den Deutschen; diese üble Eigenschaft hat aber auch ihre gute Kehrseite; sie zeigt, daß sie sehr bildungsfähig sind; je ungeschliffener Jemand ist, desto mehr ist an ihm zu schleifen; und desto höheren Glanz kann er erhalten. Die große Zukunft der Deutschen beruht auf ihrem exzentrischen Charakter. Aus demselben Grunde kann ihre höchste Bildungsstufe nur eine künstlerische sein; denn die höchste Bildungsstufe eines Volkes muß der tiefsten Seite seines Wesens entsprechen; und der Individualismus ist, wie gesagt, die tiefste Seite des deutschen Wesens. Die jetzige vorwiegend gelehrte Bildung der Deutschen bedeutet also nur eine Durchgangsstufe innerhalb ihrer geistigen Gesammtentwickelung; sie sind ein Kunstvolk und sollen sich daher innerlich wie äußerlich als ein solches bewähren; „zu allen Künsten Sachen Handtirungen so ein listig geschwind Volk, daß sie Niemanden nachstehen wöllen" nennt sie bereits der alte Sebastian Frank in seiner Weltchronik. Der Instinkt treibt sonach die gegenwärtigen Deutschen ganz richtig, wenn sie anfangen, mehr auf künstlerische als auf wissenschaftliche Ziele auszuschauen; aber eben dieser Instinkt sollte sich jetzt zum vollen Bewußtsein erhöhen und zur lebendigen That verwirklichen. Deutschland, das auf dem Gebiet der militärischen und sozialen Reform allen anderen europäischen wie außereuropäischen Staaten voranging, sollte dies nun auch auf dem Gebiet der künstlerischen wie geistigen Reform thun; und es kann es nur thun, wenn es sich theoretisch wie praktisch zu Dem bekennt, was der Inhalt seines Seins, der Inhalt der Kunst, der Inhalt der Welt ist: Individualismus.

Die Erziehung zum Individualismus und im Individualismus erweist sich mithin als die nächste Aufgabe des deutschen Volkes auf geistigem Gebiet. Diese neue und doch so alte Geistesrichtung steht dem heute herrschenden wissenschaftlichen Spezialismus ebenso fern, wie dem vor hundert Jahren herrschenden abstrakten Idealismus. Lessing und Schiller schrieben über die Erziehung des Menschengeschlechts; Goethe lebte selbst als Mensch schlechthin; aber nicht diesen letzteren, sondern den deutschen Menschen gilt es heutzutage zu erziehen und zu erzielen. Bei manchem Verlust ist es doch als ein bleibender Gewinn der jetzigen wissenschaftlichen wie politischen deutschen Geistesentwickelung zu bezeichnen, daß sie sich mehr und mehr von Abstraktionen entfernt hat; damit ist zwar noch nicht das Rechte, aber doch der Weg zum Rechten gewonnen: „Humanität Nationalität Stammeseigenthümlichkeit Familiencharakter Individualität sind eine Pyramide, deren Spitze näher an den Himmel reicht, als ihre Basis" sagt Paul de Lagarde. Dieser große und weittragende, dieser echt- und urdeutsche Grundsatz ist nach seinem vollen Werthe kaum zu würdigen; er bildet den Ausgangspunkt, aber auch den Zielpunkt des heutigen sowohl wie des vergangenen und künftigen deutschen Geisteslebens, soweit es wirklich und nicht nur scheinbar ist. Nachdem das Pendel der nationalen

Bildung vom Idealismus zunächst zum Spezialismus übergeschlagen ist, muß es nunmehr zwischen diesen beiden Extremen, bei dem Individualismus, stehen bleiben. Goethe hat bereits diese dreifache deutsche Bildungsskala nach ihrem richtigen Werthe unterschieden und aufs Bestimmteste formulirt: „Wir wollen indeß hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“ Dem Menschen ist der Barbar entgegengesetzt, und das Wesen des Barbaren ist Maßlosigkeit, nach der einen oder nach der andern Seite. Das transcendente Denken der Deutschen von einst theilt daher gewisse Fehler mit dem materiellen Denken der Deutschen von heute; jenes hält sich ebenso weit über, wie dieses unter der Natur; es giebt also einen Punkt, wo sich Kant und Büchner treffen. Die künstlerische Weltanschauung, diejenige Goethe's und aller Naturdeutschen, bezeichnet diesen Abweichungen gegenüber den goldenen Mittelweg. Es ist der rechte Weg, weil er der Natur, d. h. dem gegebenen deutschen Charakter, parallel geht.

Ein Charakter, der sich nicht widerspricht, ist keiner. Auch der Deutsche wird sich gewissermaßen selbst widersprechen müssen, um seinem höheren Beruf gerecht zu werden; er wird seine Individualität — das anscheinend Freie und Gesetzlose — zum Gesetz erheben müssen; er wird sich selbst zu *konstruiren* haben. Denn das Individuelle wirkt erst dann nützlich, wenn es der rein persönlichen Willkür entrückt ist; wenn es sich dem großen Bau eines Volks- und Weltlebens einfügt; wenn es dient. Der Deutsche soll dem Deutschthum dienen.

Volksphysiognomie.

Jede Individualität fügt sich aus einer Anzahl von Eigenschaften zusammen; die Art dieser Eigenschaften und ihre, unter irgend einem Neigungswinkel erfolgte, Gruppirung zu einander bilden eben die Individualität. Wenn man eine vergleichende Uebersicht sämmtlicher unveränderlicher Eigenschaften eines Volkes als einen Querdurchschnitt seines Charakters bezeichnen kann, so darf der zusammenfassende Ueberblick über die Schaar der Männer, welche diese genannten Eigenschaften im Laufe der Geschichte hervorragend entwickelt und veranschaulicht haben, als ein Längsdurchschnitt eben dieser Volksindividualität angesehen werden. Jener Querschnitt ist von abstrakter, dieser Längsschnitt von praktischer Art; er stellt, bildlich gesprochen, den Ahnensaal des betreffenden Volksgeistes dar; jede Eigenschaft des letzteren findet hier einen Hauptvertreter oder deren mehrere; die Tugenden wie Fehler eines Volks werden im Laufe der Geschichte zu Menschen. So auch bei den Deutschen. „Die Deutschen sind ehrliche Leute“ sagte schon Shakespeare: Luther und Bismarck zeugen davon; die Deutschen gelten von Altersher für tapfer: Winkelried und Friedrich der Große beweisen es; ebenso ist ihr Denken in Leibnitz und Kant, ihr Dichten in Walther von der Vogelweide und Goethe,

ihr Singen in Bach und Mozart verkörpert. Andere Züge des Volkscharakters haben sich in andere Männer konzentrirt; alle zusammen endlich ergeben die geistige Volksphysiognomie; und diese muß man befragen, wenn man über die Aufgaben und vorherbestimmten Schicksale eines Volks genaue Auskunft haben will. Selbstverständlich wird die Antwort je nach den Zeiten und Umständen, unter denen sie erfolgt, eine verschiedene sein; selbstverständlich wird bald die eine bald die andere Eigenschaft als die führende zu gelten haben; aber immer wird es der Blick in die Vergangenheit, in die von handelnden Männern erfüllte Vergangenheit sein, welcher als einzige gewisse Norm für die Zukunft dienen kann. Ein Volk wird für seine Zukunft nur erzogen durch seine Vergangenheit; und die Gegenwart soll das richtige Verhältniß zwischen beiden er- und vermitteln; auf dieser Wage wägt man ein Volk.

Historische Ideale.

Es ist sicher: Deutschland kann seine Ideale nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben; aber es soll seine Ideale den Zeiten und seine Zeiten den Idealen anpassen. Die historisirende und naturwissenschaftliche Richtung unserer gegenwärtigen Zeit steht Dem an sich keineswegs entgegen; denn es hieße sehr oberflächlich urtheilen, wenn man annehmen wollte, daß eine auf Wirklichkeit gegründete Weltanschauung des tieferen idealen Gehalts entbehren könne oder müsse. Die Bildung selbst schreitet niemals rückwärts; sie setzt wie der Baum, stets neue Ringe an, welche die alten in sich einschließen: das nennt man Wachsthum. Demgemäß haben die heutigen Deutschen, deren Großväter eine ideale und deren Väter eine historische Bildung besaßen, aus den Bildungsergebnissen der beiden vorhergehenden Generationen die Summe zu ziehen, indem sie sich — historische Ideale erwählen. Es sind dies Heroen des Geistes, Ahnen des Volks, Vertreter derjenigen seiner Charaktereigenschaften, welche in der gegenwärtigen und zunächst kommenden Zeit bestimmt sind, an die Oberfläche der Geschichte zu treten. „Es giebt nur ein Glück, und das ist: sich selbst zu reformiren und klug genug zu sein, um völlig edel zu sein" sagt der vielfach unterschätzte Grabbe; und zu solchem Glück können jene Geister dem Deutschen verhelfen. Sie sind Spiegelbilder seines eigenen schönsten Daseins; an ihnen vermag das Volk seine Leistungen und seine Kräfte und seine Ziele zu messen; in ihnen ehrt es sich selbst. Sie dienen als Krystallisationspunkte für die jeweilige Geistesentwickelung des Volks; sie bilden die hohe Schule, auf welcher es sich für seine künftigen Geschicke vorzubereiten hat; kurz, sie sind die Erzieher ihres Volkes.

Nur Geist kann den Geist beschwören; Faust stieg zu den Müttern hinab; der jetzige Deutsche muß zu seinen Vätern hinaufsteigen — um den Schlüssel zur Zukunft zu finden. Eine volle lebendige Gestalt, welche das Volk vor Augen hat, bedeutet hundertmal mehr als ein Schlagwort oder eine Theorie; das men, not measures gilt auch hier. In großen volksthümlichen Daseinsfragen wird der so oft angefochtene Carlyle'sche

Heroenkultus stets berechtigt bleiben; das Institut der „Eideshelfer" stellt sich als eine uralte deutsche und griechische Rechtsgewohnheit dar; Heroenkultus aber ist eine Art von sittlicher Eideshelferschaft, welche das Volk für seine letzten und tüchtigsten Eigenschaften in Anspruch nimmt. Das individualistische Prinzip, welches den Deutschen überwiegend beherrscht, gab seinem Wesen öfters etwas Unstetes Zerfahrenes Zerfließendes; nicht nur in politischen sondern auch in geistigen Dingen hat sich dies bisher bethätigt; gerade Dem gegenüber bieten jene historischen Ideale einen festen und sicheren Halt. Sie haben als Gesammtpersönlichkeiten zu wirken; sie können und sollen leuchtende Paniere sein, um welche sich die Schaar der Kämpfenden Strebenden ernst Wollenden in der Gegenwart sammelt. Sie sollen Muster sein; aber nicht für Kenner sondern für Könner; nicht als eine Kost für Feinschmecker sondern als eine solche für den Kern des Volks. Es ist praktisch von wenig Werth, das Genie auf Flaschen zu ziehen, wie es heutzutage in Shakespeare- und Goethegesellschaften geschieht; dasselbe will vielmehr an der Quelle genossen sein; nur so vermag es stärkend und befruchtend zu wirken. Besondere Zeiten erfordern es natürlich, zu einem besonderen Heldenbild aufzublicken; für die Auswahl des letzteren ist das Zeitbedürfniß und die geistige Zeitströmung allein maßgebend; umgekehrt wird sein Einfluß auf die verschiedenen Lebensgebiete eines Zeitalters von denjenigen Bewegungen und Problemen abhängen, welche dasselbe gerade erfüllen. In politischen Zeiten wird man auf politische Helden, in künstlerischen Zeiten auf künstlerische Helden hinsehen müssen; immer aber wird es darauf ankommen, in diesen Männern nicht das Vorübergehende, ihre spezielle Leistung, sondern das Bleibende, ihre innere Gesinnung nachzuahmen. „Denn was anders müssen wir wünschen, als daß jetzt eben Deutschland sich erkennen möge" rief einst Ulrich von Hutten in einer ähnlichen aber freilich nach anderer Richtung hin bewegten Zeit aus. Nicht das Zufällige sondern das Nothwendige, nicht den einzelnen Mann sondern das Weben der Volksseele in ihm hat man in jedem Fall zu beachten und zu befolgen. Dann wird man von jener Geistesgemeinschaft, jenem Heroenkultus, jener Selbsterkenntniß des Volksgeistes auch die entsprechenden Früchte ernten. Einem Volk, das diese Methode der Erziehung auf sich anwendet, wird es so wenig an Kräften fehlen wie dem Antäus, solange er die mütterliche Erde berührte. Denn es ist sich selbst treu geblieben.

Es ist ein feiner und ganz individueller, aber auch tief bedeutsamer Zug der deutschen Volksseele, daß innerhalb des alten deutschen Rechts — gerade bei dem schon erwähnten Institut der Eideshelfer — die rein persönliche Ueberzeugung als ein juristischer Beweisgrund angesehen wurde; daß also Persönlichkeit und Subjektivität hier gleichsam objektiven Werth gewinnen. Gerade weil dieser Gebrauch so sehr alt ist und gerade weil er den heute vorherrschenden römischen Rechtsanschauungen schnurstracks zu-

widerläuft, beweist er, wie hoch dem Deutschen die Persönlichkeit als solche steht und wie fremd die auf Objektivität abzielende aber häufig nur geistige Farb- und Charakterlosigkeit erzielende heutige Wissenschaft seinem Herzen im Grunde ist. „Wer sich selbst fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn sich selbst verschreibt“ äußert der tief denkende und tief fühlende Novalis; in modernes Deutsch übertragen, würde Das lauten: „wer an Objektivität leidet, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihm Subjektivität verschreibt.“ Da es sich nun aber um eine für Deutschland heraufdämmernde Kunstperiode handelt, so werden die leitenden Geister — die historischen Ideale, welche für eine solche maßgebend sind — unter den künstlerischen Heroen des Volkes zu suchen sein. Der Gang und die Richtung der deutschen Bildung werden für künftig offenbar durch diejenigen Männer vorgezeichnet, welche in dem Gesammtverlauf der bisherigen deutschen Geschichte als die thatsächlich höchsten Bildungsträger erscheinen; in ihnen sind gewissermaßen die festen mathematischen Punkte gegeben, welche eine Projizirung der kommenden deutschen Bildung in allgemeinen Umrissen ermöglichen; verbindet man diese Punkte zu einer Linie und verlängert dieselbe, so trifft man auf das rechte Ziel. Nun ist es aber bemerkenswerth, daß bisher nicht Gelehrte, sondern Künstler die am weitesten vorragenden Höhepunkte der deutschen Bildung darstellen. Walther von der Vogelweide und Dürer, Shakespeare und Rembrandt, Goethe und Beethoven — nicht die Scholastiker, die Renaissancephilologen oder die Naturwissenschaftler von heute müssen als solche Höhepunkte gelten. Die wissenschaftlichen Größen rangiren, sachlich wie historisch, erst in zweiter Linie.

Bild und Buchstabe. Der Gelehrte ist seinem Wesen nach international, der Künstler national, und eben darauf gründet sich die Ueberlegenheit des letzteren über ersteren; der obige Spruch von Lagarde findet hier seine schlagende Anwendung. Dokumente, welche mit Blut geschrieben sind, halten sich erwiesenermaßen Jahrhunderte lang frisch; so werden sich auch die mit warmem Herzblut geschriebenen deutschen Kunstwerke länger lebendig erhalten, als die mit kühler Dinte geschriebenen deutschen oder nichtdeutschen Wissenschaftswerke. Der Kampf zwischen Geist und Buchstabe ist uralt; der Kampf zwischen Bild und Buchstabe ist ein neuerer; und jeder Deutsche sollte in ihm Partei ergreifen. Schon Solon verordnete, daß parteilos bleibende Bürger, bei vorkommenden Zwistigkeiten im Staate, bestraft werden sollten. Die deutsche Kultur ist im Begriff sich zu gabeln; Buch oder Bild heißt die Parole; ein Drittes giebt es nicht. Man möchte sagen, daß die Entscheidung über diese Frage schon in dem Wort „Bildung“ selbst enthalten sei. Jede rechte Bildung ist bildend formend schöpferisch und also künstlerisch; insofern muß man es freudig begrüßen, daß sich unser Volk jetzt allmählich der Wissenschaft ab- und der Kunst zuwendet. Dies ist die geistige Achsenverschiebung, um welche es sich zu-

nächst im deutschen Leben handelt; und es fragt sich nur, in welcher Art und unter welchem Zeichen sich dieselbe vollziehen soll.

Wenn die Deutschen das vorzugsweise individuelle Volk sind, so kann auf künstlerischem Gebiet ihnen auch nur der individuellste ihrer Künstler als geistiger Wegführer dienen; denn ein solcher wird sie am ehesten auf sich selbst zurückweisen. Unter allen deutschen Künstlern aber ist der individuellste: Rembrandt. Der Deutsche will seinem eigenen Kopfe folgen, und Niemand thut es mehr als Rembrandt; in diesem Sinne muß er geradezu der deutscheste aller deutschen Maler und sogar der deutscheste aller deutschen Künstler genannt werden. Freilich entspricht seine äußere Geltung einem so hohen und einzigen inneren Werthe bis jetzt noch nicht; er wird geschätzt aber nicht genug; und fast möchte man, im Hinblick auf das Obige, hinzufügen: er kann nicht genug geschätzt werden. Bekanntlich lernen die Völker nicht aus der Geschichte, weder aus der politischen noch aus der geistigen; aber wenn sie aus der letzteren lernen wollten, wie sie aus ihr lernen könnten, so würde das jahrhundertelange Vergessen ja Verachten Shakespeare's Dürer's Bach's Rembrandt's sie lehren, in dem Vertrauen auf ihr eigenes Kunsturtheil etwas vorsichtig zu sein; wie die Beurtheilung Machiavelli's Spinoza's Cromwell's Bismarck's sie auf anderem Gebiet das Gleiche lehren könnte. Rembrandt ist das Prototyp des deutschen Künstlers; er und nur er entspricht deshalb vollkommen als Vorbild den Wünschen und Bedürfnissen, welche dem deutschen Volke von heute auf geistigem Gebiet vorschweben — sei es auch theilweise unbewußt. Unter anderen Verhältnissen, als den gegenwärtigen, würde irgend ein anderer großer Deutscher diese Rolle übernehmen können und müssen; jetzt, da die Deutschen in ihrer Bildung an dem Spezialisten- und Schablonenthum kranken, kann nur der ausgesprochenste Universalist und Individualist: Rembrandt ihnen helfen. Er kann sie zu sich selbst zurückführen. Er ist das betreffende historische Ideal für die nächste Zeit; er ist der feste Punkt, an den neue zukunftsreiche Bildungsformen sich verschließen können. Rembrandt aber war von Geburt ein Holländer. Es ist bezeichnend und eine äußere Bestätigung für den exzentrischen Charakter der Deutschen, daß ihr nationalster Künstler ihnen nur innerlich, nicht auch politisch angehört; der deutsche Volksgeist hatte sozusagen den deutschen Volkskörper aus den Fugen getrieben. Das muß jetzt anders werden; Geist und Körper, im Volk wie im Einzelnen, sollen sich wieder zusammenfinden; der Riß, welcher durch die moderne Kultur geht, muß sich wieder schließen. Und nur eine lebendige Menschengestalt, gleich Curtius in den Abgrund gestürzt, kann ihn schließen; Rembrandt ist ein solcher Mensch. Seine Persönlichkeit, in ihrer völligen Ungezwungenheit und Ueberindividualität, erscheint als ein wirksames Gegengift gegen das deutsche Schulmeisterthum, welches schon so viel Unheil anrichtete; dieser Mann paßt in keine Schablone; er spottet aller Versuche, ihn auf irgend ein

gelehrtes Prokrustesbett zu legen. Akademische Programme und Schulformeln lassen sich nicht auf ihn münzen, wie auf Rafael und Andere; er bleibt, der er ist: Rembrandt. Programmlosigkeit heißt sein Programm; und dies ist das künstlerischste aller Programme; es ist im Grunde das einzig wahrhaft künstlerische Programm; daß es auch ein gutes und vielleicht das einzig gute politische Programm ist, hat Cromwell durch seinen erwähnten Ausspruch und noch sonst mancher Staatsmann bewiesen. Vor Allem aber ist es ein im wahren Sinne des Worts deutsches Programm; deshalb eignet sich der Name Rembrandt's zum Feldgeschrei nicht nur für ein kommendes Kunstzeitalter, sondern für das gesammte deutsche Geistesleben der Gegenwart; er kann das echte Deutschthum wahren gegenüber dem falschen Deutschthum.

Unruhe der Deutschen. Vielleicht neigt der Deutsche nur deshalb so sehr zur Regel, weil sein Charakter von Haus aus ein regelloser ist; er strebt nach Korrektur, nach Ergänzung; aber er sollte eine solche Ergänzung in sich, nicht außer sich suchen; er sollte sich von den Fehlern seines Individualismus reinigen, indem er den Individualismus zum Prinzip erhebt. Dadurch wird er seine Natur festigen und einschränken, ohne sie zu mindern oder zu schädigen. Er braucht Bildungstypen, aber nicht Bildungsschablone; denn ein Typus formt sich von innen nach außen, eine Schablone aber von außen nach innen; das ist ein grundlegender Unterschied. „Eines schickt sich nicht für Alle." Wie die griechischen Künstler in dem Kanon des Polyklet eine aus dem Volke selbst geschöpfte Normalfigur hatten, deren Maßen sie durchweg ihre Bildwerke anpaßten und denselben dadurch jenen Charakter des Ruhigen und Gleichmäßigen und Harmonischen gaben, welcher einen Hauptvorzug der griechischen Kunst bildet; so hat umgekehrt der deutsche Künstler und der deutsche Mann in einer Gestalt wie Rembrandt ein Muster des Bewegten und Ungleichartigen, des individuell Veranlagten vor sich, welches den Grundzug des deutschen Charakters und damit auch der deutschen Kunst bildet. Beide verhalten sich zu einander, wie der homophone zum polyphonen Gesang. Denn die Aufgaben der Völker sind verschieden; Konkordanz ist der Beruf der einen, Diskordanz der Beruf der anderen; jenes Loos ist den Griechen, dieses den Deutschen gefallen; jene sind konzentrisch, diese exzentrisch angelegt. Und niemals ist wohl schöner der rastlose deutsche Geist dem ruhigen antiken Geist entgegengesetzt worden, als in dem tiefdeutschen Spruch Hölderlin's: „wir sind Nichts; was wir suchen, ist Alles"; wenn man ihn mit dem aus der tiefsten Tiefe des griechischen Geistes geschöpften Begriff der olympischen Ruhe und Selbstgenügsamkeit vergleicht, so macht sich dieser Gegensatz noch deutlicher fühlbar; „wir suchen Nichts; was wir sind, ist Alles" hätten die Griechen sagen können. In gleicher Weise könnte man eines der feurigen Selbstporträts Rembrandt's etwa dem Zeus des Phidias gegenüberstellen; Phidias konnte keine Porträts und Rembrandt keine Kultbilder schaffen; in diesen Lücken ihres Wesens, die sich gegenseitig ergänzen, verräth sich die besondere Kunstanlage des Einen

wie des Anderen am bestimmtesten. Zugleich ist damit ein Fingerzeig gegeben, wo der eigentliche geistige Schwerpunkt derjenigen beiden Völker liegt, denen diese Künstler angehören.

Deutschlands Neigungen wenden sich neuerdings vorzüglich den bildenden Künsten zu; Rembrandt selbst ist ein bildender Künstler; auf die bildende Kunst wird er daher besonders stark einwirken müssen. Doch ist hierbei, wie schon hervorgehoben, immer im Auge zu behalten, daß es sich nicht um spezielle Nachahmung seiner Kunstübung sondern um prinzipielle Nachahmung seiner Kunstgesinnung handelt. Nichts wäre falscher, als jetzt zu rembrandtisiren, wie man früher antikisirt hat; Nichts ist nothwendiger, als die rechte Nachahmung von der falschen Nachahmung zu scheiden. Kunstgesetze giebt es, Kunstrezepte nicht. Eine Kopie ist niemals Kunstwerk und eine Manier ist niemals Stil; einen Künstler oder eine Kunstrichtung kann man so wenig nachmachen, wie man einen Apfel oder eine Birne chemisch erzeugen kann; beide Kategorien von Dingen wachsen nur von innen heraus. Auf dies so sehr und so lange vernachlässigte Wachsthum von innen heraus müssen die Deutschen wieder aufmerksam gemacht werden; und dazu kann ihnen, nach verschiedener Richtung hin, Rembrandt verhelfen. Kein Künstler hat weniger Tradition in sich wie er; und kein Volk seufzt so sehr unter der Last der Tradition wie die Deutschen; dadurch ist er im Vorhinein zu ihrem Befreier bestimmt.

Seele und Persönlichkeit.

Individualität haben, heißt Seele haben; die Individualität eines Menschen ist seine Seele; hier ist also der springende Punkt, von dem alle künstlerischen Bestrebungen ausgehen müssen. „Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet“ sagte Goethe von der Aufgabe des Künstlers. In der That handelt es sich in der Kunst gerade so sehr wie in der Religion um das Seelenheil, nur in einem andern Sinne; Selbstverleugnung ist die Losung des Christen, Selbstbethätigung ist die Losung des Künstlers; „Eines ist noth“ heißt es im Christenthum, „Vieles ist noth“ heißt es in der Kunst. Vor der Rücksicht auf die eigene geistige Persönlichkeit, den eigenen künstlerischen Charakter, die besondere angeborene Künstlerseele müssen demnach dem Künstler alle anderen Rücksichten zurückstehen: Rücksichten des Eigennutzes, der Ueberlieferung, ja selbst der Pietät müssen vor diesem obersten und ersten aller Erfordernisse schweigen. Auch der Künstler soll seine — künstlerischen — Eltern verleugnen, um ausschließlich der eigenen hohen inneren Bestimmung zu folgen. Leider geschieht dies in der deutschen Gegenwart nur theilweise und ausnahmsweise; Rembrandt, in seiner Eigenschaft als Künstler, kann hier für sie zum lösenden und erlösenden Funken werden.

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit

lautet ein anderer der vielen Weisheitssprüche des Weimarer Dichterfürsten. Die eigentliche Bedeutung der deutschen und aller Kunst überhaupt liegt im Typischen Nationalen Lokalen Persönlichen; je klarer dies erkannt und je stärker dies betont wird, desto besser ist es für ihre Entwickelung; so auch im heutigen Deutschland. An der starken Persönlichkeit Rembrandt's kann es sich aufrichten erbauen wiedergebären; ihr Werth beruht auf ihrer Einzigkeit; und diese bethätigt sich äußerlich wie innerlich, im Kleinen wie im Großen. Rembrandt ist unter den Künstlern des Nordens der einzige, welcher gleich den großen Künstlern des Südens seinen Vornamen zum Rufnamen erhob; der Name seines Vaters, nach dem er sich hätte nennen sollen, war Harmensz. Aber auch in seinem Vornamen „Rembrandt" liegt schon an sich ein ganz besonderer Hauch des Individuellen; wer hieß jemals Rembrandt, außer Rembrandt selbst? Wie die individuelle und zuweilen überindividuelle Geistesrichtung der Engländer sich schon in ihren vielen und einem Festländer oft höchst sonderbar erscheinenden Vornamen — man denke nur an Percy Bysshe Shelley u. A. — kundgiebt; so gilt ein Gleiches auch von den Niederländern und am meisten von dem größten niederländischen Künstler. Sein Name ist so einzig wie seine Kunst. Es läßt sich aus diesem Umstande aufs Neue erkennen, daß nicht nur Geist und Körper, sondern auch Namen und Sachen in einer eigenen geheimen unzweifelhaften Verbindung mit einander stehen; in der Natur ist alles Gesetz, nichts Zufall. Es giebt authentische Portraits Rembrandt's sowohl wie Beethoven's, auf welchen beide vollkommen wie Wahnsinnige aussehen; auch Goethe hat gelegentlich von sich gesagt, daß gewisse Gespräche, die er mit geistig sehr angeregten Leuten führte, ihn und sie in den Augen unbetheiligter Zuhörer hätten als Wahnsinnige erscheinen lassen müssen; so berührt die Persönlichkeit ihre äußerste Grenze.

Jede Individualität stellt eine Abweichung vom Normalen dar; und wenn es gestattet ist, nach Analogie des Wortes Ideal ein Wort Normal zu bilden, so kann man sagen: sie ist ein verschobenes Normal; aber man muß sich hüten, Verschobenheit mit Verschrobenheit zu verwechseln. „Der Schädel Beethoven's ist ein derart häßlicher, daß hinter dieser Schale Niemand den edlen Kern hoher geistiger Begabung suchen würde" äußerte ein moderner Anatom nach eigener Augenscheinnahme desselben. Was indeß dieser Mann der Wissenschaft „häßlich" nannte, ist gerade im Rembrandtschen, im deutschen, im individuellen Sinne „schön": nämlich ein hoher Grad von Unregelmäßigkeit Verschobenheit Eigenartigkeit; und so ergiebt sich für den unparteiisch Urtheilenden, daß Beethoven's Schädel mit seiner Musik durchaus übereinstimmt. Klarheit Ebenmaß Gleichgewicht fehlt beiden; aber Kühnheit Kraft Reichthum der Formen und des Inhaltes besitzen beide. Auch hier behält die Natur gegenüber dem Professor Recht; oder vielmehr der Letztere kennt die Natur nur halb: der Schädel und die Kunst Rafael's bewegen sich in reinen, der Schädel und die Kunst Beethoven's

in unreinen Linien. Aber unreine Linien sind nicht unschöne Linien. Es liegt keinerlei Grund vor, die eine oder die andere Formation an sich vorzuziehen; Rafael, der Umbrer, ist den Griechen verwandt; Beethoven war ein Deutscher. Für Deutschland ist nun einmal die deutsche Schädelform die beste, die höchste, die fruchtbarste; und Dasselbe kann man von der Rembrandt'schen Kunstrichtung, gegenüber der Rafael'schen, sagen. Nach einem alten Kunstgesetz ist sogar Harmonie, die sich aus Disharmonie entwickelt, höher zu schätzen als eine solche, die sich aus der Harmonie selbst entwickelt; und darnach wäre die deutsche Schädel-, Kunst- und Geistesform, wo sie in durchgebildeten Persönlichkeiten auftritt, jedenfalls als die höhere zu bezeichnen. Möchte von jenen beiden Heroen jeder deutsche Künstler lernen, nicht fremder Regel, sondern nur dem eigenen inneren Gesetz zu folgen.

Eine Lehre aber darf sich ganz besonders das deutsche Publikum von dem großen niederländischen Erzieher sagen lassen. Man soll auch etwaigen, bei ihrem ersten Auftreten abnorm erscheinenden künstlerischen Persönlichkeiten verständigerweise Rechnung tragen; man soll es nicht machen, wie einst Deutschland gegenüber einem Heinrich von Kleist es gemacht hat; auch für die Masse giebt es Pflichten. Das „Kainsmal der Dichtung", von dem Freiligrath redet, hat mancher Deutsche mit sich durch's Leben getragen. Ein Genie will mit schonender Hand und mit einem gewissen Vertrauen auch in Dasjenige an ihm, was man nicht versteht, behandelt sein; es will gepflegt sein; denn es ist kindlicher Natur. Selbst ein Beethoven hat den Mangel einer liebevollen Rücksichtnahme auf die ihm eigenthümlichen menschlichen wie künstlerischen Sonderbarkeiten häufig und bitter empfunden; seine Zuhörer waren oft schwerhöriger als er; auch, und besonders, in moralischer Hinsicht. Andere hochstehende Geister, wie Hölderlin, sind an einem solchen Mangel einfach zu Grunde gegangen; die grundfalsche Beurtheilung, welche man während langer Zeit Männern wie Wagner Menzel Böcklin in Deutschland angedeihen ließ, entsprang demselben; derartige Lehren sollten nicht verloren sein. Das heißt historisch denken: wenn man die Lehren der Geschichte versteht und ihnen gemäß handelt; alte Kostüme und alte Kunstformen nachzuahmen, dagegen ist nicht historisch; mag man es auch heutzutage häufig genug dafür ansehen. Soll jeder Künstler sprechen wie ihm der Schnabel gewachsen ist — und dies war das künstlerische Glaubensbekenntniß Goethe's — so soll sich auch das Publikum einer solchen höchsten Mannigfaltigkeit der Kunstleistungen im Allgemeinen, einer solchen höchsten Besonderheit der Kunstleistungen im Einzelnen gewachsen zeigen. Sinnreich sagt die deutsche Sprache: einer Sache gewachsen sein; nämlich sie vermöge gewisser angeborener und mit dem Menschen verwachsener Eigenschaften beherrschen; möge das deutsche Volk eine solche Kraft beweisen und bewähren! Man hört zuweilen sagen: das Genie bricht sich Bahn; aber es sind schon Genie's genug zu Grunde gegangen, weil man sie nicht

Verhalten des Publikums.

verstand. Es ist ja nicht Jedermann gegeben, wahre und falsche Propheten zu unterscheiden; aber desto zurückhaltender sei man in seinem Urtheil; desto ehrlicher und ehrenhafter bei der Prüfung. Ein Volk, das die Vertreter seines Genius nicht ehrt, geht leicht seiner eigenen Ehre verlustig; Ehrlosigkeit aber ist das Schlimmste, was einen Menschen oder ein Volk treffen kann. Schopenhauer hat gesagt, daß es einen Optimismus gebe, der ruchlos sei; es giebt aber auch einen Leichtsinn, von dem man sagen könnte, daß er infam sei: der den Geist mit Füßen tritt, weil er neu und unbefangen und selbstbewußt ist und darum in die Bahnen des Herkömmlichen nicht hineinpaßt.

Kepler verkam und Newton wurde, nach seiner eigenen Aussage, bei seinen Lebzeiten nur von vier Menschen verstanden; Beide waren Genie's und klare Köpfe und Mathematiker; immerhin giebt es aber noch andere Fächer, in denen sich das Genie nicht so an den Fingern herzählen läßt, wie innerhalb der Mathematik. „Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen; und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich" bemerkt Goethe in seiner treffenden und vielleicht nur etwas zu milden Art. Denn es steht hier das Kostbarste auf dem Spiel, was ein Volk nächst seiner Ehre zu verlieren hat: nämlich seine schöpferische Kraft. „Lesen Sie dies verrückte Zeug" sagte der einstmals tonangebende und jetzt verdientermaßen längst vergessene Berliner Kritiker Gubitz über eine Grabbe'sche Tragödie zu Heine; „lieber Gubitz, das ist kein verrücktes Zeug, das ist die Arbeit eines Genie's" antwortete ihm Heine. Leider sind die Heine's nicht häufiger als die Grabbe's; die Gubitze dagegen sterben nicht aus und das Publikum glaubt ihnen nur zu oft. Daß Wagner's Musik keine Musik sei, ist lange genug behauptet worden; aber die Zeit verwischt solche Aeußerungen bald; man hat sich derselben, besonders neu auftretenden künstlerischen Persönlichkeiten gegenüber, so sehr und so oft wie möglich zu erinnern. Es sind dies Grundsätze einer zwar nicht materiellen aber doch geistigen Nationalökonomie, welche nicht ungestraft vernachlässigt werden. Das Publikum sollte jene Eigenschaften eines unentwegten Individualismus und einer unentwegten Selbsttreue an den Künstlern nicht nur dulden, es sollte sie fordern; vor Allem aber sollte der so ungemein knorrige Künstlerkopf Rembrandt's ihm als eine Mahnung vor Augen stehen: den hohen Werth der künstlerischen Einzelseele unter allen Umständen zu beachten, zu schätzen, auszunutzen. Nicht Das, was der Markt und die herrschenden Zeitströmungen von ihm verlangen, soll der Künstler schaffen, sondern Das, wozu ihn sein innerstes Herz treibt; es wird seine Hauptaufgabe sein, sich darüber klar zu werden, ob er eine solche künstlerische Stimme des Herzens habe und wie sie laute; darauf beruht sein künstlerisches Seelenheil. Und dadurch wird der künstlerische

Beruf zum sittlichen Beruf. Künstler ist nur, wer geistig auf eigenen Füßen steht; und er kann letzteres nur, wenn er auch sittlich auf eigenen Füßen steht; hier berührt sich gerade die künstlerische Eigenart sehr nahe mit dem persönlichen Selbstständigkeitsgefühl des Niederdeutschen und mit dem religiösen Gefühl des Deutschen überhaupt. Rembrandt war nicht nur ein protestantischer Künstler, sondern auch ein künstlerischer Protestant; jedes seiner Werke sagt mit lauter Stimme: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!"

Aber seine lehrende und erziehende Kraft greift noch weiter; Rembrandt war nicht nur als Mensch, sondern auch in seinen speziellen künstlerischen Leistungen ein rechter Holländer. Starke Persönlichkeit erwächst nur aus starkem Stammesgeist und dieser nur aus starkem Volksgeist; die Betriebsamkeit Freiheitsliebe Gemüthstiefe Schlichtheit des holländischen Charakters spiegelt sich in Rembrandt's Werken mehr als irgendwo; das sind Eigenschaften, welche die heutige deutsche Kunst recht wohl gebrauchen kann. Aber auch von diesen selbst abgesehen, ist der der gesammtdeutschen Kunst gegenüber so ungemein hoch entwickelte provinziale Charakter der Rembrandtschen Malerei noch in einem ganz anderen Sinne von entscheidendster Wichtigkeit. Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen, über ihrer politischen Zersetzung, vielfach abhanden gekommen; sie nennen sich Württemberger aber nicht Schwaben, Hannoveraner aber nicht Niederdeutsche; damit ist ein Stück Volksseele verloren gegangen, das wiedererobert werden muß. Und vor Allem ist dies auf künstlerischem Gebiet erforderlich. Wer die Gesetzmäßigkeit der altgriechischen Lokalalphabete kennt, welche gewisse Buchstabenformen streng und konsequent, und ohne Wissen der Handhabenden auf einzelne kleine Landbezirke oder Inseln beschränkt; wer die harmonische und man möchte sagen musikalische Folgerichtigkeit der Grimm'schen Lautgesetze auf sich wirken ließ; wer erfuhr, wie selbst heute noch sprachliche Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten z. B. des Plattdeutschen von geübten Ohren zuweilen bis auf die von dem Sprechenden bewohnte Quadratmeile unterschieden werden; der weiß auch, wie tief wie durchdringend wie allbeherrschend in der Natur, selbst da wo sie sich mit der Kultur berührt, das individualistische Prinzip ausgeprägt ist. Diesen Schattirungen der Natur hat die Kunst zu folgen. Die deutsche Kunst muß sich nach dem Bilde der von Tacitus geschilderten deutschen Dörfer entwickeln: „wo Jedem ein Platz oder ein Hain gefällt, da siedelt er sich an"; gerade die frühesten Anfänge eines Volkslebens lassen oft seine Eigenart und seine damit gegebene Bestimmung am deutlichsten erkennen. Der rechte Künstler kann nicht lokal genug sein. Eine gesunde und wirklich gedeihliche Entwickelung des deutschen Kunstlebens ist mithin nur dann zu erwarten, wenn sie sich in möglichst viele und in ihrer Einzelart möglichst scharf ausgeprägte, geographische, landschaftliche, lokale Kunstschulen scheidet und gliedert. Hier ist Dezentralisation, nicht

Lokalismus der Kunst.

Zentralisation nothwendig. Rembrandt selbst war das Haupt und Zentrum einer derartigen lokalen Kunstschule; er ist dem Boden treu geblieben, dem er entstammt; er malte holländisch.

In gleicher Weise hat sich die Kunst bei den Griechen, bei den Italienern und sogar, wiewohl in abgeschwächtem Maße, auch bei den Modernen entwickelt; es gilt nunmehr dies Prinzip für die deutsche Gegenwart und Zukunft festzuhalten, es ist zu verschärfen und womöglich zu vertiefen. Es ist nicht wünschenswerth, daß Deutsche oder gar Ausländer sich mit Vorliebe in größeren Zentralpunkten der Kunst, in Berlin oder Düsseldorf oder München zusammenfinden, zuweilen auch zusammenfilzen und dort nach der gerade herrschenden Mode malen: heute Cornelius, morgen Piloty. Darin liegt nicht die wahre Methode; die Kunst braucht zerstreutes, nicht gesammeltes Licht; unter dem Brennglas kann Nichts wachsen. Eine rechte Kunst kann nur aus dem mannigfach nuancirten und doch in sich einheitlich verbundenen Volkscharakter erstehen. Die Mängel gewisser moderner Kunstentwickelungen beweisen dies. Die Pariser Kunst entbehrt sehr das französische Provinzleben; sie wechselt zwischen Demimonde und Proletarierthum, zwischen Patchouli und Holzschuhen; und in der Münchener Kunst weiß man z. B. wenig von Hamburg. Es fehlen hier wie dort die innigen Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Theilen des Volksorganismus. Die Kunst bedarf des Lokalismus und des Provinzialismus; hier ist der Kantönligeist am Platze; in den heimathlosen Millionenstädten werden Kunst und Künstler schnell verzehrt, aber selten erzeugt. Will man daher auch nicht mit dem Bismarck von 1848 wünschen, daß jene Millionenstädte „vom Erdboden vertilgt würden", so möchte man doch wünschen, daß ihre Rolle im produzirenden Kunstleben eine minder bedeutende werde, als bisher. Das athemlose Jagen nach Gewinnst, welches an solchen Orten herrscht, ist höheren Interessen nicht förderlich; und eine Kunstpflege, nur als Modesache, nicht einmal zu wünschen; auch würde es sicher besser vermieden, daß einzelne sittliche Schattenseiten des millionenstädtischen Lebens auf künstlerischem Wege noch mehr in Umlauf kommen, als es ohnedies schon der Fall ist. Durch eine eigenthümliche Ironie des Schicksals gerathen sonst leicht höchst frivole Kunstwerke in eine höchst ehrbare Umgebung; Beispiele liegen nahe. Die heitere und dekorative aber innerlich hohle Kunst Makart's; die herben und kräftigen aber innerlich kühlen Werke Menzel's; die farbigen aber innerlich theils groben theils raffinirten Leistungen der Münchener Malerschule — sie alle spiegeln die Oertlichkeit ihres Ursprungs ganz unverkennbar wider. Aber weshalb soll der Deutsche sich mit diesen wenigen und nicht eben besten Reflexen seines nationalen Einzeldaseins begnügen? Weshalb sollten nicht auch die deutschen Mittelstädte, welche jetzt etwa die Bedeutung haben, wie Haarlem oder Leyden im einstigen Holland, zu künstlerischen Pflanzstätten werden?

Könnerschaft, nicht Kennerschaft sollten diese Städte treiben; den Musen, nicht den Museen sollten sie ihre Kräfte widmen; kunsterzeugend, nicht nur kunstverzehrend sollten sie sich verhalten. Es giebt ein eigenthümliches Gesetz der Geschichte, daß die Dinge sich mit der Zeit in ihr Gegentheil verkehren: man sieht es an der katholischen Kirche, deren prunkvolle Hierarchie sehr wenig dem Sinne Christi entspricht; man sieht es an den deutschen Gymnasien, welche das gerade Gegentheil von den griechischen Gymnasien sind; und man sieht es nicht zum wenigsten an den heutigen Museen, welche auf den Namen der Musen gegründet, sich deren Dienste doch vielfach hinderlich erweisen. Denn die Musen sind, wohl zu merken, die Vertreterinnen der schöpferischen, nicht der registrirenden Geistesrichtung; gerade jene aber werden durch die heute herrschende Museenwuth in den Hintergrund gedrängt; lucus a non lucendo. Museen enthalten Dinge, welche aus ihrem organischen Zusammenhange gerissen sind; in der Kunst ist der organische Zusammenhang aber Alles; auch die vollkommenste Sammlung von menschlichen Augen, in Spiritus gesetzt, kann nicht den ganzen Menschen ersetzen. Jener kürzlich verstorbene Gesandte einer europäischen Großmacht, welcher sich eine Sammlung von Barbierbecken aller Zeiten angelegt hatte, war nicht viel klüger als Don Quixote, welcher das seine auf dem Kopfe trug; Barbierbecken gehören in's Barbierhaus, Augen in den menschlichen Kopf und Bilder in die Kirchen, Staatsgebäude oder Privathäuser! Verwende man daher nicht allzuviel Neigung und Kosten auf jene methodisch geordneten Rumpelkammern; lieber schmücke man das eigene Heim und das eigene Leben, nach heutigen Verhältnissen, künstlerisch aus. Das wirkt weit bildender, als der Besuch eines Museums, in dem jeder einzelne Gegenstand den andern und die Gesammtheit der Gegenstände oft den Besucher todtschlägt. Wie die politische so hat auch die künstlerische Freizügigkeit ihre Schattenseiten; sie führt dazu, daß schließlich Nichts an seinem Platze, in seiner gebührenden Umgebung, in seiner Heimath bleibt: das Kunstwerk wird heimathlos, das Schlimmste, was ihm passiren kann. Dem sollte möglichst entgegengewirkt werden. Die übliche Aufstellung der Gegenstände in den Museen, nach Rubriken, ist direkt kunstwidrig; denn ein einzelner Gegenstand kann nur künstlerisch wirken, wenn er sich einem größeren Ganzen ein- und unterordnet; davon ist bei jener Art von Anordnung keine Rede.

Musen und Museen.

Ein Kunstwerk ist wie das einzelne Wort einer Sprache; es hat nur Werth durch den Zusammenhang, in welchem es jeweilig steht; in dieser Hinsicht gleichen unsere Museen Wörterbüchern, welche die Worte zusammenhangslos an der Schnur aufreihen; solche Konglomerate sind zwar gut zum Nachschlagen; aber durch Nachschlagen in Wörterbüchern hat noch Niemand den Geist und das Wesentliche einer Sprache erlernt. Es gehört sehr viel dazu, um ein Wörterbuch — und ein Museum — mit Verstand zu benutzen; bis jetzt hat man nur von Cäsar gehört, daß er in der Grammatik zu

seinem Vergnügen las. Man muß in solchem Fall gewissermaßen statt der Wörter die durch sie bezeichneten Dinge, in allen ihren Beziehungen zu Welt und Leben, selbst abwandeln können. Nur ein sehr reicher Geist kann leere Kategorien ausfüllen und mit einander in Verbindung setzen und dadurch zu lebendigen Organen umschaffen; so hohe Anforderungen darf man an den Durchschnittsmenschen nicht stellen; dieser ist der lebendigen Einwirkung einer gesprochenen Sprache und eines einheitlichen Komplexes von Kunstwerken weit zugänglicher, als einem Schwall von wissenschaftlich geordneten Einzelheiten, deren sinnlose Nebeneinanderstellung er zwar nicht erkennt aber doch empfindet. Durchgängige Lektüre einer Sprache, verbunden mit Uebung im Sprechen, ist das beste Mittel zur Erlernung derselben; das Wörterbuch darf dabei nur ein gelegentliches und erst in zweiter Linie in Betracht kommendes Hilfsmittel bleiben; dies gilt auch von unseren Museen. Sie sollten die Kunstsprache nicht nur in todten Wortregistern, sondern vielmehr und ganz überwiegend in ihrem lebendigen Zusammenhang lehren. Das Individuelle, nicht das Generelle soll hier das Wort führen; sonst herrscht nicht das Leben, sondern die Schablone; sonst schreckt man den Künstler ab, statt ihn anzulocken. Ein vernünftiger Erzieher darf das nicht übersehen. Es giebt große deutsche Kunststädte, in welchen sich die Künstler rühmen, selten oder nie ein Museum zu besuchen; das ist nicht das richtige Verhältniß der neuen zur alten Kunst; aber die Schuld solcher Ungehörigkeiten liegt überwiegend an der Beschaffenheit der Museen selbst. Es wäre daher rathsam und zweckmäßig, das Prinzip einzelner einheitlich dekorirter Innenräume, wie man es in größeren Museen und Ausstellungen theilweise schon anzuwenden begonnen hat, nach Kräften zu erweitern und womöglich zum herrschenden zu machen; dadurch wird nicht nur auf den Verstand und das Auge sondern auch auf das Gefühl und das Urtheil des Beschauers gewirkt. Rasch lernt man bekanntlich durch Beispiele, langsam durch Lehren. Je wissenschaftlicher jene obenerwähnten Anstalten oft sind desto unkünstlerischer sind sie; Wissenschaft und Kunst stehen sich, in einiger Hinsicht, polar entgegen; aber wo es sich um künstlerische Zwecke handelt, muß eben die Kunst den Ausschlag geben. Die Wissenschaft hat in solchem Fall zu schweigen oder vielmehr zu dienen oder vielmehr beides zu thun. Nur wenn das künstlerische, nicht das wissenschaftliche Prinzip an die Spitze gestellt wird, dienen die Museen den Musen. Museen sind Erziehungsorgane; das ist ihr Verhältniß zum gesammten Volk; bloße Belegsammlungen für wissenschaftliche Forschung sollen sie nicht sein. Es wäre nicht recht, wollte man der Muse statt der Leier, ein Lexikon unter den Arm geben.

Volksthümlichkeit des Künstlers.

Die historisch unzweifelhafte Thatsache, daß das Aufkommen der Museen und der Niedergang einer freien selbstständigen volksthümlichen Kunst während der letzten Jahrhunderte durchaus mit einander Hand in Hand gingen, muß jedenfalls zum Nachdenken auffordern. Nicht oft genug

kann es wiederholt werden: an die Kunstgesinnung der alten Zeiten soll man sich halten, nicht an ihre Kunstleistungen; man soll die letzteren niemals im Einzelnen nachahmen. Die moderne Zeit hat moderne Bedürfnisse und braucht eine moderne Kunst. Eine moderne Kunst aber kann nur gedeihen, wenn sie zugleich in sich das Gegengewicht des Bleibenden Festen Nothwendigen Angeborenen Ewigen trägt. Dies ist nicht in etwaigen früheren künstlerischen Erzeugnissen des Volkscharakters — welche auch ihre Zeit hatten, in der sie einmal modern waren — sondern nur in der lebendigen Quelle des heutigen deutschen Volkscharakters zu finden. „Der Lebende hat Recht." Man hat nicht zurückzublicken, sondern um sich zu blicken; man hat von innen nach außen, nicht von außen nach innen vorzugehen; um neue Kunstformen, die bildsame Schale des Volksgeistes, anzusetzen, hat man nicht auf frühere abgestorbene Schalen zurückzugehen sondern sich wiederum an den Kern selbst zu wenden. Und das kann nur geschehen durch ein Eingehen auf den besonderen lokalen Charakter der einzelnen Gegenden Deutschlands; dadurch allein kann man wieder zur Verschiedenheit Mannigfaltigkeit Naivität der künstlerischen Produktion gelangen. Den Volkscharakter muß man in seiner lebendigen Fauna, nicht in seinen Versteinerungen studiren. Die irrende Seele der Deutschen, welche sich künstlerisch jetzt in allen Erd- und Himmelsgegenden umhertreibt, muß sich wieder an den heimathlichen Boden binden; der holsteinische Maler soll holsteinisch, der thüringische thüringisch, der bairische bairisch malen: durch und durch, innerlich und äußerlich, gegenständlich wie geistig. Auf dieses uralte Volksrecht muß man zurückgreifen; eher wird eine Wendung zum Bessern nicht eintreten; eher wird der Deutsche, der politisch eine Heimath gefunden, eine künstlerische Heimath nicht finden. Es giebt in Deutschland noch Stätten genug, wo ein echtes Volksgefühl wohnt, auch wenn es nicht gerade immer an die Oberfläche tritt; und es ist in der Kunst auch noch eine andere Art von Deutschthum denkbar als die heutige tendenziöse deutsche Bauernmalerei! Fürst Bismarck hat gesagt, daß in der französischen Kommüne von 1871 ein gesunder Kern verborgen gewesen sei: das Bedürfniß nach der preußischen Städteordnung; ebenso könnte man sagen, daß in dem auch jetzt in Deutschland eindringenden Impressionismus, dieser künstlerischen Kommüne ein vielversprechender Kern enthalten sei: das Bedürfniß nach einer gesunden klaren lebenskräftigen modernen deutschen Malerei. Wenn das Momentane des Impressionismus sich mit dem Ewigen des Volkscharakters verbunden — und infolge dessen sich auch technisch konsolidirt hat — so wird die rechte Kunst geboren. Rembrandt bietet Beides in seinen Bildern; seinen Spuren gilt es also zu folgen; die deutschen Maler müssen Lokalmaler werden; und die übrigen Künstler sich möglichst nach der gleichen Seite entwickeln.

Gelegentliche Anläufe dazu sind schon hie und da gemacht worden; aber sie verliefen theilweise im Sande; die neuerdings sinkende Kraft der

oberdeutschen Muse Defregger's und die nicht völlig intakt gebliebene niederdeutsche Muse eines Karl Gehrts lehren beispielsweise, welche Gefahr jene mannigfach zusammengewürfelten Künstlergesellschaften für den Einzelcharakter in sich bergen. Dagegen beweist ein Theodor Storm, was sich durch ein treues Festhalten an dem angeborenen Lokalcharakter und selbst bei völliger Abgeschiedenheit von der großen Welt auf dem Kunstgebiet leisten läßt; wie Storm ein ausgeprägt niederdeutscher Dichter ist — man möchte fast wünschen, daß er plattdeutsch geschrieben hätte — so könnte und sollte es auch ausgeprägt niederdeutsche Maler Bildhauer u. s. w. geben. Die bisher beste deutsche Schauspielschule, die Schröder'sche, zeigt ein starkes und unleugbares Lokalkolorit; jene Breite Kraft Würde und Natürlichkeit, welche ihr eignete, ist ein echt niederdeutsches Gewächs; ebenso sollten sich die sonstigen deutschen Stämme ihr künstlerisches Heimathsrecht wahren. Die beiden, gegenüber anderweitigen Bestrebungen der Gegenwart in selbstgewählter Isolirung verharrenden Schweizer, Gottfried Keller und Böcklin, haben dies bereits für ihren Theil gethan; die reinen Linien und das feine Silbergrau der schweizer Berge scheinen in der Kunst des Einen, die buntgeblümten Matten und der idyllische Charakter der schweizer Thäler in der des Andern sich geistig widerzuspiegeln. So verfährt der echte Künstler; sein Fuß haftet fest auf der Erde; aber sein Blick richtet sich dabei frei gen Himmel. Möchte demnach bald eine Zeit kommen, wo die einzelnen deutschen Stämme und Gegenden und Städte wieder den Muth finden, ein lokales und selbstständiges und positives Geistes- wie Kunstleben zu führen; das nationale Gesammtleben würde dadurch nur gesteigert werden. Viele einzelne Blätter bilden erst die volle duftende Rose; viele einzelne landschaftliche Kunstschulen geben erst die volle nationale Kunstrichtung; und andererseits gedeiht die Einzelseele des Künstlers erst wahrhaft in dem schützenden Bereich der sie umfangenden Stammesseele; Mann Stamm Volk sind auf einander angewiesen. Auch hier ist Rembrandt's Name segenbringend.

Künstler und Bürger.

Unerfahrene Kinder und geübte Diplomaten haben das oft blitzartige Durchschauen von Menschen und Charakteren mit einander gemein; aber freilich aus einem ganz entgegengesetzten Grunde: jene besitzen noch den Blick für das Ganze, diese schon denjenigen für die Einzelheiten des menschlichen Seelenlebens. Man kann sagen, daß der rechte Künstler beide genannten Eigenschaften in sich vereinigen muß; und Rembrandt hat eben diesen Doppelblick; er weiß die Seele des Menschen zu malen, wie Keiner vor oder nach ihm! Er ist als Maler der Repräsentant aber zugleich auch der Schilderer — Schilderer bedeutet im Holländischen: Maler — der deutschen Volksseele; er stellt sie von jener Seite dar, wo sie am tiefsten ist. Alles Hochtrabende Akademische Formalistische liegt ihm so fern wie möglich; er spricht seine Gedanken mit derselben Offenheit und man möchte fast sagen Verlorenheit aus, wie es ein Kind thut; aber seine

künstlerische Seele giebt auch an Schärfe und Feinheit der Beobachtung dem gewiegtesten Weltmanne nichts nach. Er taucht in die Tiefe und bringt Perlen herauf. Kein Künstler steht dem eigentlichen Bürgerstande so nahe, kein Künstler weiß so wie er den großen Gehalt in schlichte Form zu fassen; aus dem Bilde eines Schreibmeisters, eines Gefängnißwärters, in einfacher Radirung schwarz auf weiß, versteht er Seelengemälde zu machen, die einem Hamlet oder Fallstaff Shakespeare's nicht nachstehen. Ein gelagertes Schwein oder eine Frau, die Pfannkuchen bäckt, weiß er mit wenigen hingekritzelten Strichen so zu zeichnen, daß es ihm kein Künstler der Welt nachmacht. Von ihm kann die Kunst den Zusammenhang mit dem Volk, mit dem Mittelstande wieder lernen, den sie jetzt in Folge ihrer Kostümliebhabereien und ihres sonstigen Archaisirens verloren hat.

Erst wenn der Künstler sich nicht mehr als romantische Ausnahmeperson sondern als ein Bürger unter Bürgern fühlt, kann er wieder zu gedeihlicher Thätigkeit gelangen; wer die deutschen Künstler von heute kennt, weiß, daß dies bürgerliche und wenn man will spießbürgerliche Gefühl den meisten von ihnen fehlt; Rembrandt hatte es, so gut wie Shakespeare es hatte. Beide sind nicht trotzdem, sondern deswegen die großen Künstler, die sie sind; zur Zeit als Shakespeare den Macbeth schrieb, mahnte er einen seiner Nachbarn um einige geliehene Scheffel Korn; und die betreffende Tragödie ist darum nicht schlechter geworden. Der Künstler, der im besten Sinne des Wortes „bürgerlich" ist, wird seinen Mitbürgern dadurch auch persönlich nahe treten und sie seinerseits um so eher zur Kunst hinüberziehen; nicht der heutige Maler mit seiner manierirten Sammtjacke sondern Walther von der Vogelweide mit dem Schwert an der Seite, Peter Vischer im Schurzfell und Rembrandt in der Arbeitsblouse sind die rechten Künstlertypen. Je weniger der Künstler sich äußerlich von seinen Mitbürgern unterscheidet, desto besser ist es für ihn, desto echter wird er sein; ihn als eine Art von interessantem Vagabunden, Bohème anzusehen, ist französische, nicht deutsche Auffassung. Nicht aufzufallen, ist das erste Gesetz des guten Tones; es gilt auch in Bezug auf das persönliche Verhältniß des Künstlers zur bürgerlichen Gesellschaft: je mehr er mit ihr verschmilzt, desto besser ist es für ihn und für sie. Unscheinbarkeit steht Jedem gut, und dem Großen am besten; und dem Deutschen ist sie eigentlich angeboren. Gerade hieraus erklärt sich zum guten Theil die geringe Beachtung, welche Rembrandt bisher bei seinen weiteren Landsleuten, den Deutschen, gefunden hat. Es ist merkwürdig genug, daß der volksthümlichste aller Maler, ja wohl aller modernen Künstler der Durchschnittsmasse der heutigen Gebildeten am unbekanntesten oder doch geistig am fremdesten gegenüber steht. Rafael ist denselben vertraut, Rembrandt nicht; hier zeigt sich wieder einmal der alte deutsche Fluch des Schweifens in die Fremde; und doch wäre ein Studium gerade des letzteren Künstlers

den Deutschen so heilsam. Er ist in mancher Beziehung ihr besseres Selbst. Die künstlerische Persönlichkeit Rembrandt's ist so überaus reich, daß hier nur wenige Hauptzüge seines Wesens hervorgehoben werden können, um dies nachzuweisen.

Musikalisches.

Richard Wagner hat richtig bemerkt, daß das Adagio das eigentlich deutsche Tempo der Musik sei; Rembrandt's Bilder sind im Adagio gehalten; wie denn überhaupt ihr Farbenschmelz sich öfters geradezu einem musikalischen Empfinden nähert. In der That giebt es Brücken zwischen den einzelnen Künsten; die Architektur kann sich in die Plastik, die Plastik in die Malerei, die Malerei in die Musik verlieren; und zwar ohne sich zu verirren. Im Gegentheil dieses Ueberfließen einer Kunst in die andere scheint gerade dann stattzufinden, wenn jede einzelne Kunst ihr höchstes Niveau erreicht hat: die gothischen Dome lösen sich in Bildhauerarbeit auf; Michelangelo malte Skulpturen an der Decke der sixtinischen Kapelle; Leonardo und Giorgione waren nicht nur selbst bedeutende ausübende Musiker, sondern sie ließen auch von dieser Kunst etwas in ihre Gemälde überklingen. Die weiche Luft oberitalienischen Klimas und der milde Hauch oberitalienischer Musik äußert sich in ihren Bildern als Das, was technisch sfumato genannt wird. Auch in Rembrandt's Gemälde scheint etwas von dem leisen Rauschen des Meeres hineinzutönen, das seine Heimath umspült; weiche süße schmelzende Farbenakkorde durchfluthen sie. Sie haben etwas von jenem stillen tiefen dunklen bezaubernden Wohllaut an sich, wie er gewissen Volksliedern des nördlichen Deutschlands eignet; und wie man ihn etwa den Weisen des Rattenfängers von Hameln zuschreiben möchte; kurz es ist eine niederdeutsche Musik und eine niederdeutsche Melancholie, die in seinen Bildern lebt. Melancholisch heißt wörtlich „schwarzgallig"; gerade etwas „Schwarzgalliges" ist schon äußerlich den Bildern Rembrandt's eigen; sie bewegen sich gern in den Tönen Schwarz und Grüngelb, und sind so in ganz eigentlichem Sinne melancholisch. Aber sie sind dies auch innerlich; eine zur Harmonie aufgelöste Bitterkeit erfüllt sie — wie die Werke Beethoven's. „Die Wollust der Creatur ist gemenget mit Bitterniß" sagte Meister Eckhard; und von der Wollust der Kunst gilt oft Dasselbe. Die musikalisch-melancholische Natur des Deutschen findet somit in Rembrandt ihr Echo; eine Art von zartverschwiegener weltabgekehrter deutscher Anmuth ist ihm zu Theil geworden: von der vollen runden hellen heiteren Grazie des Südländers hat er nichts. Viele seiner Gemälde sind fast monochrom zu nennen; ihre Buntheit, soweit vorhanden, bewegt sich stets in sehr engen Grenzen; sie gleicht fast nur dem leisen Schillern der See. Dieser Maler ist in allen seinen Mitteln außerordentlich anspruchslos, dafür aber um so feiner. Etwas von jenem nebelhaften Duft und Schmelz, der seine Werke umspielt, wäre dem so mannigfach brutalisirten und vielfach allzu grell beleuchteten deutschen Leben von heute recht sehr zu wünschen, in der Kunst wie anderswo.

Gegensatz zum Griechenthum

Die deutsche Ehrlichkeit, obwohl in neuerer Zeit etwas aus der Mode gekommen, ist doch kein leerer Schall; an ihr muß daher auch die deutsche Kunst einen vollen Antheil haben. Ein weiterer vielbedeutender Ausspruch Goethe's „es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe, überall in der Welt das Gute zu sehen“ bestätigt dies; und wenn ein solcher Ausspruch richtig ist, so muß man Rembrandt für einen und vielleicht den wahrheitsliebendsten unter allen Künstlern erklären. Keiner hat, wie er, im Schmutz der Welt das Gold des Geistes aufzulesen verstanden. Er ist dadurch mehr als irgend ein anderer Künstler zum Eroberer im Gebiet der Kunst geworden. Rembrandt hat das ganze weite Gebiet Dessen, was man vor ihm und auch lange nach ihm prosaisch nannte, dem Reich der Poesie einverleibt; seit ihm kann man logischer und begründeter Weise nicht behaupten, daß irgend ein Gegenstand oder eine Situation in der Welt von der echten künstlerischen Darstellung ausgeschlossen oder ihr verschlossen sei; seit ihm giebt es für die bildende Kunst keine Grenzen mehr. In seiner göttlichen Unbefangenheit, seinem sachlichen Blick, seiner rücksichtslosen Verachtung aller willkürlich gezogenen Schranken der Kunst geht er sogar noch weiter als das erd- und himmelbewegende Kind Shakespeare. Er ist das enfant terrible der Kunst; aber im schönsten Sinne des Wortes: er ist ein Kind und dabei doch großartig, furchtbar, unheimlich durch die Tiefe seines forschenden Blickes, dem Nichts verborgen bleibt. Das Leben der Neuzeit bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sich dasselbe — zwar nicht in der Masse, wohl aber in einzelnen Persönlichkeiten — zuweilen zu einer Geschlossenheit Festigkeit und Schärfe des Charakters verdichtet, wie sie sogar den Griechen versagt war. Denn letztere hingen mehr von der jeweiligen Ueberlieferung ab, als der durchweg auf sich allein gestellte moderne Mensch. Gelingt es diesem aber in der That einmal, sich abzurunden, sein Wesen zu Gleichmaß und Klarheit durchzubilden; so vermag er in seinem Thun, Anschauen und Empfinden zu einem Grad der Sachlichkeit, der vollendeten Unbefangenheit zu gelangen, welcher dem antiken Leben gegenüber als ein wirklicher Fortschritt bezeichnet werden muß. Rembrandt ist eine derartige Persönlichkeit; er hat der Welt, zuerst von allen Künstlern, ans Herz gegriffen; er hat sich ganz allein ihr gegenüber gestellt. Das ist eine überaus große und in ihren Folgen fast unschätzbare That. Er hat damit der Kunst ihre angeborenen Freiheitsrechte zurückgegeben. Sein Hundertguldenblatt allein könnte schon als ein Tausendgüldenkraut gegen so mancherlei Schäden und Irrthümer des heutigen Kunstlebens dienen. Mögen die Kunstweisen und Kunstbeflissenen von heute dies nicht übersehen.

Rembrandt's Kunst, welche der griechischen Heiterkeit, des griechischen Maßes und der griechischen Ruhe so durchaus entbehrt, ist vielleicht im griechischen Sinne die stärkste Barbarei, die es je gegeben hat; aber diese Kunst ist zugleich auch die feinste Barbarei, die es je gegeben hat. Eben

darum kann und soll sie uns Deutschen, die wir einmal Barbaren sind und bleiben, als ein Muster deutscher Bildnerei und Bildung gelten. Was oben vom Geistesleben im Allgemeinen gesagt wurde, gilt auch hier vom Kunstleben insbesondere. Man mag es unentschieden lassen, ob die ursprünglich vorhandene Harmonie, wie sie den griechischen, oder die erst aus Disharmonie entwickelte Harmonie, wie sie den deutschen Künstlern eigenthümlich ist, prinzipiell die höhere sei; jedenfalls aber hat der Deutsche sich nach der deutschen Art von Harmonie zu richten. Und hierin stellt Rembrandt bisher die höchste Leistung dar; trüber unarchitektonischer unruhiger und in gewissem Sinne maßloser als seine Bilder ist Nichts zu denken; dennoch ist weder auf deutschem noch griechischem Kunstboden je etwas Vollendeteres erzeugt worden als eben diese Bilder. Sie sind der stärkste Beweis dafür, daß die wahrhafte Kunst ihr Maß in sich selbst trägt; und daß sie es gerade dann am meisten in sich trägt, wenn sie alles Maßes zu entbehren scheint. Rembrandt ist ein echter Nibelunge, ein Held aus dem Nebelland; seine Werke machen den Eindruck, als ob der Nebel sich zu mystischen Bildern verdichtet habe; und sich verdichtet habe durch die Einwirkung eines Sonnenstrahls, der in ihn fällt; dieser Sonnenstrahl ist — der Geist der höchsten Individualität. Er hat Rembrandt zu Rembrandt gemacht. Auch in Griechenland gab es viele treffliche Künstler; aber in Einem nur hat sich die bildende Kunst zu ihrer vollen Höhe erhoben: in Phidias. Er allein wurzelt in der tiefsten Tiefe des nationalen griechischen Empfindens: im attischen Geiste und ragt hinauf zur höchsten Höhe der nationalen griechischen Anschauung: zum Olymp. Rembrandt ist genau Dasselbe für Holland und im weiteren Sinne für Deutschland, was Phidias für Griechenland ist und was der deutsche Künstler — der Zukunft — für Deutschland sein soll: der höchste und reinste, der freieste und feinste Ausdruck des volksthümlichen deutschen Geistes. Sein Empfinden wurzelt im niederdeutschen Geiste und seine Anschauung erhebt sich zur vollen Höhe des Individualismus.

Christliches. Seine Innerlichkeit geht weit. Man möchte sagen, daß er in manchen seiner Bilder mehr Prophet als Poet ist; er sucht den Geist lieber auf der dunklen als auf der hellen Seite des Daseins. Echte Religiosität, diese tief deutsche Eigenschaft, ist ihm in hohem und bis jetzt unübertroffenem Grade eigen. Er giebt uns die biblischen Geschichten so, wie wir sie uns als Kinder vorgestellt haben; er ist der Mund des Volkes in künstlerischen Dingen; und welcher Künstler kann oder soll mehr sein als dies? In Bezug auf religiöse Malerei ist Rembrandt, der Protestant, der denkbar stärkste Gegensatz zu Rafael, dem Katholiken; dieser giebt die triumphirende, jener die leidende Kirche; den objektiven Geist des Urchristenthums aber hat unzweifelhaft der niederländische Maler richtiger getroffen. Seine sämmtlichen Darstellungen christlicher Scenen sehen sich wie Auslegungen zu dem Spruche an „Er hatte weder Gestalt noch

Schöne." Fast möchte man glauben, daß von jener trüben Freundlichkeit, jener gedämpften Lebensstimmung, jenem Blick nach innen hinein, welcher gewissen Bewohnern der norddeutschen Tiefebene, Hollands, Schottlands u. s. w. eigen ist, auch dem liebevollen Stifter der christlichen Lehre persönlich Etwas angehaftet habe. Wie das Land, so die Leute; die palästinische Wüste war keine Wüste gleich der Sahara, sondern eine Art von Haide; und der See Genezareth war stürmisch, wie es die Nordsee ist: zwischen Haide und See erwuchs das Christenthum wie die Sinnesart der Niederdeutschen. In Rembrandt's religiösen Bildern begegnen sich diese beiden Geistesrichtungen aus dem Süden und dem Norden; und eben dadurch gewinnen sie, obwohl oder weil sie protestantisch empfunden sind, ihren echt christlichen Charakter. Eine wirklich christliche Malerei kann es, genau genommen, nur im Protestantismus geben; denn dieser schafft nicht Bilder zur kultusmäßigen Verehrung; Bilder, welche zu diesem Zweck gemalt werden, haben immer etwas Heidnisches an sich; und die katholisch-christliche Malerei, soweit sie spezialisirend als solche auftritt, ist von dieser Art. Leonardo war ungläubig und Tizian indifferent; Rafael und Michelangelo stehen innerhalb der katholischen Kirche; Rembrandt steht im Christenthum. Er nähert sich dadurch Luther, welcher zur Reformation kam, weil er gewisse Dinge innerlich nahm, welche die katholische Kirche nur äußerlich faßt; das echt religiöse und das echt künstlerische Element sind eben stets berufen, einander zu stützen; nicht als ob es anginge, wie man wohl vorgeschlagen hat, die Kunst zur Religion zu machen; aber allerdings umgekehrt. Kein Geringerer als Goethe hat die bedeutsame Wahrheit verkündet: daß Religion Kunst sei. Das weltversöhnende Wort Christi „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" ist zugleich ein tiefkünstlerisches Wort; es gewährleistet hier wie dort die Freiheit der Entwickelung; es trägt den einzelnen unter sich so unendlich verschiedenen Persönlichkeiten Rechnung; es rettet das Prinzip des Individualismus gegenüber dem Dogma, der Einseitigkeit, der Autorität.

Christus selbst und Rembrandt haben innerlich und grundsätzlich darin etwas Gemeinsames, daß Jener die religiöse, Dieser die künstlerische Armseligkeit — die Seligkeit der Armen — zu verdienten Ehren bringt; das Scherflein der Wittwe und der verlorene Groschen der Magd wird von dem Einen, das zerlumpte Kleid eines Bettlers und der Schimmer einer Pfütze von dem Andern geistig geadelt. Hier wie dort ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden; religiöser und ästhetischer Hochmuth müssen hier zu Kreuze kriechen; der Goldglanz des Ewigen verleugnet sich nicht, weder in Palästina noch in Holland. Wer tief in die Welt hineinblickt, findet dort das Vortreffliche. Und die Antike selbst, welcher man eine solche Art von Idealität am wenigsten zuzuschreiben pflegt, weist in ihrem praktischen Leben ganz ähnliche Züge auf. Als man dem Diogenes vorwarf, daß er sich zum Zwecke der Menschenbeobachtung

in niedrige Kneipen begebe, erwiderte er: „Wenn die Sonne auch auf den Schmutz scheint, so bleibt sie darum doch die Sonne.“ Von Diogenes bis zu Johannes dem Täufer ist es vielleicht nicht weiter, als von diesem bis zu Christus. Die Macht des Göttlichen reicht vom Mittelpunkt der Welt bis zu ihren äußersten Grenzen; Vorzeit und Gegenwart, Heidenthum und Christenthum, Kunst wie Leben bezeugen sie gleichmäßig; und Rembrandt ist einer von ihren berufensten Vertretern. Wie einst die Israeliten in der Wüste durch den Geist Gottes, in Gestalt einer Feuersäule, geführt wurden, so kann gerade der Feuergeist Rembrandt's den die Wüste heutiger Grundsatzlosigkeit durchirrenden Kunstjüngern als eine führende und leitende Kraft, durch allerlei Anfechtung hindurch, sich bewähren. „Wer das Bildniß des Zeus von Phidias gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden“ sagte man im Alterthum; „wer die biblischen Bilder von Rembrandt verstanden hat, kann nie wieder ganz unfromm werden“ könnte man in der Neuzeit sagen; jener Strom geistigen wie göttlichen Lebens, der sich von dem Pol der antiken zu dem der modernen Kunst, von Phidias zu Rembrandt zieht, sollte billigerweise auch in der Gegenwart wieder kreisen. Aber freilich kann er nur von innen, nicht von außen geboren werden; eine frömmelnde Kunst ist schlimmer als eine gottlose; und eine fromme Kunst ist besser als beide.

Der deutsche Charakter.

Musik und Ehrlichkeit, Barbarei und Frömmigkeit, Kindersinn und Selbstständigkeit sind hervorragendste Züge des deutschen Charakters; indem Rembrandt ihnen auf künstlerischem Gebiet gerecht wird, zeigt er sich vorzugsweise als einen echten Deutschen. Treue gegen sich selbst, Treue gegen das angeborene enge Stück deutscher Erde, Treue gegen den weiten lebendigen deutschen Volksgeist — kurz die Bewährung der schönsten deutschen Tugend, der Treue überhaupt ist es, welche Rembrandt uns lehren kann und soll. Individualität heißt wörtlich Untheilbarkeit; aber eben diese bedingt zugleich: Eintheilbarkeit, innere Abstufung, durchgängige Organisation; Einzelseele Stammesseele Volksseele treffen sich und steigern sich gegenseitig in diesem Manne; Seelendreieinigkeit ist es, welche ihn so stark macht. Er ist Rembrandt, er ist Holländer, er ist Deutscher. In dem Begriff des Volksthümlichen und Volksmäßigen aber gipfelt diese künstlerische Skala; darum kann und wird es niemals eine allgemein verbindliche oder allgemein gültige, sondern immer und überall nur eine besonders gestaltete oder relativ gültige Kunstweise geben; eine Menschheitskunst, von der man wohl gesprochen hat, ist unmöglich. Denn das Unendliche kann nur in endlicher Form sichtbar werden; sowie es sich selbst, ohne Umhüllung sinnlich darstellen will, zerfließt es in Nichts; das Lebendige wird dann Schablone. Wie es nur Eichen Tannen Palmen u. s. w., aber niemals einen Baum an sich giebt, so giebt es auch nur griechische deutsche französische Kunst u. s. w., aber niemals eine Kunst an sich. Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, das Verhältniß jener sich in und über und

neben einander gliedernden Individualitäten, soweit es sich auf künstlerischem Gebiet bethätigt, klar zu machen; in der Praxis aber und in dem einzelnen Fall kann man sagen: die deutsche Kunst wird desto besser sein je deutscher sie ist. Theorie oder gar fremde Theorie entscheidet hier garnichts. Hier entscheiden vor Allem jene praktischen und angeborenen Eigenschaften, wie sie z. B. Rembrandt im höchsten Maße besitzt; solche Eigenschaften geben dem niederländischen Malerfürsten das Recht, als ein Hauptvertreter des deutschen Geistes und ein Haupterzieher des deutschen Volkes zu gelten; sie geben ihm die Fähigkeit, die heutige deutsche Volksseele, die ihrer selbst in so mancher Hinsicht vergessen hat, zu diesem ihrem Selbst zurückzuführen; und zwar zunächst auf dem Gebiete der Kunst. Wer seine Augen auf die strahlende Rüstung dieses Ritters vom Geiste heftet, wird sicherlich keine falschen Bahnen wandeln.

Seele ist in einem Kunstwerke viel, aber nicht Alles. Wie der Mensch aus Geist und Körper, Fleisch und Bein, Knochen und Mark besteht, so gliedert sich auch alles Kunstschaffen in zwei maßgebende Faktoren: Seele und Stil. Eine Individualität haben, heißt Seele haben; eine geschlossene Individualität haben, heißt Stil haben; Stil heißt eigentlich Griffel und im übertragenen Sinne Handschrift; also persönliche Eigenart, die sich äußerlich sichtbar dokumentirt; die Person, um die es sich dabei handelt, kann ein Mensch oder ein Stamm oder ein Volk oder eine Zeit sein; Handschrift aber entsteht immer durch ein Zusammenwirken zweier Faktoren: eines beweglichen, der Hand, sowie eines festen, des Stiftes. Indem die beweglichen Faktoren des Kunstlebens: Volksindividualität und Einzelseele, sich um das feste Zentrum desselben: die bleibenden Gesetze des geschichtlichen Werdens gruppiren, entsteht Stil. Stift und Schreibfläche stehen zu einander in demselben Verhältniß wie die tragenden und bekleidenden, die konstruktiven und dekorativen Elemente der Architektur; der geschriebene und der gebaute Stil sind sich sehr nahe verwandt; jener ist Einzelhandschrift, dieser Volkshandschrift; beides im inneren wie äußeren Sinne. Stil ist mithin geschlossener geistiger Charakter, der sich sinnlich offenbart; und er entwickelt sich, ebenso wie und im Anschluß an die Individualität, in aufsteigender Gliederung der Massen; der Stil eines Stammes faßt den mehrerer Personen, der eines Volks den mehrerer Stämme, der einer Zeit den mehrerer Völker zusammen. Eine fremde Handschrift nachzuahmen ist in der Kunst ebenso überflüssig und unter Umständen verdammlich, wie es dies im Leben ist. Der Stil ist kein Kleid, das man aus- und anzieht; er ist ein Stück vom Herzen des Volkes selbst. Stil kann sich nur aus der Persönlichkeit und zwar aus dem tiefsten innersten Keime der Persönlichkeit eines Volkes entwickeln — wie er etwa in Rembrandt zu Tage liegt. Man hat diesen Begriff häufig zu eng gefaßt; vielleicht weil Stil ein ursprünglich griechisches Wort ist, hat man den durch dasselbe bezeichneten Begriff auch nur der griechischen oder ihr verwandten Kunst-

richtung zuschreiben wollen. Insbesondere hat man Rembrandt gewissermaßen als ein Muster von Stillosigkeit oder Formlosigkeit in der Kunst hingestellt; aber man hat sich arg darin getäuscht. Es verhält sich gerade umgekehrt. Das Aparte und Eigenthümliche, aber dabei vollständig in sich Ausgeglichene bestimmt den Werth eines jeden Kunstwerks; je mehr es von dieser Doppeleigenschaft an sich hat, desto besser ist es; dieser Maßstab des künstlerischen Urtheils ist ebenso einfach wie erschöpfend. Simplex sigillum veritatis. Und in diesem dem einzig richtigen, weil allumfassenden Sinne ist der Meister von Amsterdam einer der ersten Stilisten, die es je gegeben hat. An ihm erkennt man die Wahrheit Dessen, was Wagner ausgesprochen „deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben"; nur bei einem völligen Aufgehen des Künstlers in die Sache kommt es zu einer völligen Ausgeglichenheit innerhalb des Kunstwerks; dann wird dieses nicht gemacht, sondern geboren; dann entwickelt sich Geschlossenheit der Empfindung, der Form, der Situation; diese nennt man Stil! Die Verschiedenheit der Mittel, durch welche man solche Wirkung erzielt, kommt für die letztere selbst nicht in Betracht. Der Parthenon in Athen hat eine Sonnenaufgangsschönheit; der Zwinger zu Dresden hat eine Sonnenuntergangsschönheit; wer will die eine über die andere erheben?

Es wird der Nachwelt einmal sehr lächerlich erscheinen, daß man in der bildenden Kunst gewisse Liniensysteme — die sogenannten schönen Linien Rafael's und der Griechen — anderen Liniensystemen prinzipiell vorgezogen hat. Dergleichen ist nicht besser, als wenn Jemand sagen wollte: „ich ziehe diejenigen Gemälde allen anderen vor, in welchen Roth oder Blau überwiegt"; oder „die besten Bilder sind diejenigen, welche nicht unter einem und nicht über zwei Quadratmeter groß sind"; das letztere Urtheil kann sogar, thatsächlich und nach dem Durchschnitt genommen, ganz richtig sein; nichtsdestoweniger ist es ein vollendeter Unsinn. Ebenso verhält es sich mit jenen „schönen" Linien, welche theilweise noch jetzt in der deutschen Kunst spuken; eine solche Liebhaberei ist, soweit vorhanden, von rein persönlicher Art; sie hat mit dem Kunstwerth irgend eines Werkes nicht das Geringste zu thun. Farben und Linien ordnen sich nicht nach der Schablone; sie kommen dem Künstler, so gut wie seine seelischen Eigenschaften, von innen; auch darin hat er sich mit oder ohne Bewußtsein an das Gegebene Angeborene Lokale Individuelle zu halten. Rafael selbst, der aufrichtig genug war, Dürer's Ueberlegenheit anzuerkennen, würde auch an Rembrandt, falls er ihn gekannt hätte, neidlos die Palme gereicht haben. Auf ihn kann man sich Rembrandt gegenüber am wenigsten berufen; überhaupt wäre es höchst thöricht, Rembrandt einen Realisten oder Naturalisten zu nennen; wie Rafael in der Form, ist er in der Farbe nichts weniger als naturwahr. Dieser hat seinen selbstständigen und in gewissem Sinne unnatürlichen Stil gerade sogut wie Jener; und insofern Rembrandt in

seinen Bildern sogar eine noch intensivere persönliche Handschrift zeigt, als Rafael, hat der Erstere noch mehr Stil als der Letztere. So sieht z. B. kein wirkliches Feuer aus, wie das, welches Rembrandt malt; es ist ein Feuer aus einer anderen Welt; aus einer Welt, die Rembrandt heißt. Der innerlich wie äußerlich einheitliche Ton, welcher diese Welt erfüllt, heißt und ist Stil. Der deutsche Künstler soll nicht idealisiren; Kunst aus erster Hand, nicht aus zweiter Hand brauchen wir. Es kann so viel Stile geben, wie es Windrichtungen und Individuen giebt, nämlich unendliche. Rembrandt ist ein Beispiel und das beste Beispiel dafür, wie eine Persönlichkeit sich zum Stil durcharbeitet, besonders aber sich durcharbeitet zu einem intensiv deutschen Stil; denn wie der griechischen und umbrisch-toskanischen Kunst des 16. Jahrhunderts das einheitliche, so ist der deutschen und englisch-holländischen Kunst — sowie Poesie — des 17. Jahrhunderts das zerstreute Licht- und Liniensystem eigenthümlich. Es ist ein Stil der Zerrissenheit; aber es ist ein Stil so sehr, und in mancher Hinsicht mehr, wie irgend einer. Gerade er kann den deutschen Künstlern am ersten zu einer klaren Unterscheidung zwischen echtem und falschem Stil verhelfen. Rembrandt hat echten Stil.

Erziehung soll lehren, Falsches und Wahres zu unterscheiden. Jene Winkelmann.
Beurtheilung Rembrandt's, als eines angeblich stillosen Künstlers, ging vorzüglich von derjenigen Richtung der deutschen Bildung aus, welche man die ästhetische nennt; der Genius Rembrandt's wird an den Deutschen eine edle Rache nehmen, wenn er ihnen hilft, diese geistige Krankheit, soweit sie noch vorhanden ist, zu überwinden. In Deutschland hält man es für sehr wichtig „dem Kinde einen Namen zu geben"; oft für so wichtig, daß das Kind selbst darüber vergessen wird; so ist es auch mit dem Namen Stil gegangen; man hat soviel davon gesprochen und solange darnach gesucht, bis aller Stil gründlich ausgerottet worden ist. Es erscheint als ein schlechter Tausch, um das Linsengericht einer ausländischen Kunstform das ureigene Erbtheil des nationalen Fühlens zu verkaufen. Unsere jetzige höhere Bildung steht noch unter dem Zeichen Winkelmann's; ihre Begründer, Lessing und Goethe, haben sich gewissermaßen unter jenen gestellt; die Kritik des Einen sowie das Schaffen des Anderen sind von ihm stark beeinflußt. Winkelmann selbst repräsentirt ihnen gegenüber das erste Wiederauftreten der eigentlich künstlerisch treibenden Kraft, der Empfindung in Deutschland. Aber der Mann empfindet anders und soll anders empfinden als der Jüngling; so soll denn das deutsche Volk, da es nun politisch reif ist oder doch wird, auch künstlerisch anders empfinden als früher. Der Jüngling schwärmt für Welt und Menschheit; der Mann hält etwas auf seine Ahnen und Stammesgenossen; und dem deutschen Mann von heute kann es nur zum Heile gereichen, wenn er dies auch auf künstlerischem Gebiet thut. Winkelmann's Kunstanschauungen sind, den heutigen Anforderungen gegenüber, vielfach tertiärer Natur. Sowie er praktisch und aktiv

vorgehen will, giebt er sich unglaubliche Blößen; deutsche Kunst war ihm unbekannt und gleichgültig; die niedrigste Kunstleistung, die Allegorie, erklärte er für die höchste; ebenso bezeichnend ist seine Schwärmerei für die faden Erzeugnisse des Mengs'schen Pinsels. In allen diesen Punkten kann er geradezu als ein warnendes Beispiel dienen; so richtig sein Empfinden für die griechische, so falsch war sein Urtheil über die deutsche Kunst; jenes wird unsterblich sein, dieses war von Anfang an todt geboren.

Es ist nicht leicht, der berückenden Griechenkunst zu widerstehen; mancher vortreffliche Deutsche hat dies erfahren; edle Gebeine sind es, die da bleichen, wo diese Sirene singt. Man hat das Nützliche und Schädliche, das Erhebende und Verderbliche in der Wirkung, welche Winkelmann's Geist auf Deutschland gehabt hat, sorgsam zu sondern; leider haben nur Wenige sein richtiges Empfinden, aber sehr Viele sein falsches Urtheil geerbt; es gilt also jenen Geist durch einen größeren und mächtigeren Geist, den Rembrandt's, zu bannen. Bei ihm ist zu finden, was Jene suchten. Winkelmann Karstens Schiller waren Sehnsuchtslaute, welche sich der durch den Schwall fremder Bildung beengten und bedrängten deutschen Brust entwanden — Sehnsuchtslaute nach einer großen tiefen einheimischen deutschen Bildung. Schiller zumal hat dem deutschen Volke die Ziele seiner inneren Bildung mit divinatorischer Sicherheit und in einer für immer gültigen Weise vorgezeichnet; es ist daher nur natürlich, daß gerade er der Liebling desselben geworden ist; denn die Sehnsucht ist dem Menschen oft lieber als die Erfüllung. Die letztere wird in diesem Fall theilweise schon durch Goethe dargestellt; Schiller und Goethe stehen sich, fremd und zugleich befreundet, gegenüber wie Morgenstern und Morgenröthe; jener verkündet den Tag, diese bringt ihn. Aber es heißt auch hier, nicht stehenzubleiben sondern fortzuschreiten. „Winkelmann und sein Jahrhundert", das einst von Goethe zusammengefaßte, ist jetzt zeitlich und geistig vorüber; auch in der Persönlichkeit Goethe's, wie sie nunmehr schon geschichtlich geworden ist, vollzieht sich mehr und mehr eine Scheidung des Bleibenden von dem Vorübergehenden; die Zwiespältigkeit der bisherigen deutschen Bildung tritt gerade in ihm recht markant hervor.

Deutschthum und Alterthum.

Goethe, als Dichter, plaidirt für die Natur und das Einheimische; Goethe, als Kunstrichter, plaidirt vorwiegend für das Fremde und vom deutschen Standpunkt aus Unnatürliche; sein praktisches Urtheil in Sachen der bildenden Kunst war nach dem Gutachten der besten heutigen Kenner ein einseitiges und beschränktes; die ungünstige Richtung zum Deklamatorischen, welche er der deutschen Bühne gegeben, deutet auf einen ähnlichen Mangel. Man muß also in seinem Wirken ebenfalls genau unterscheiden; Goethedienst kann Gottesdienst sein, aber er kann auch Götzendienst sein. Da, wo Goethe's Kunsttheorie in seine Kunstpraxis übergreift, wie in seiner Iphigenie, entstehen Zwischenbildungen, welche zwar ihren edlen Ursprung nicht verleugnen aber doch für ein nationales Empfinden stets etwas Miß-

liches behalten. Gerade über Goethe's Iphigenie hat ein neuerer Schriftsteller sehr treffend bemerkt, daß sie im Grunde nicht griechischer sei als die griechischen Reifrockdamen Racine's; es ist eine Deutsche, die sich griechisch geberdet; aber sie würde besser thun, sich deutsch zu geberden. Dann würde sie wirklich von Stil — von deutschem Stil — durchdrungen sein, während sie es jetzt nur scheinbar ist; denn Stil ist eben die Einheit zwischen den inneren und äußeren Formen des Lebens; und diese fehlt hier. Goethe steht an einem Scheidewege. In seiner Jugend gravitirte er nach Shakespeare, in seinem Mannesalter nach der Antike; seine Jugendgedichte, wie Prometheus Harzreise u. s. w. geben uns die Goethe'sche Seele am reinsten, trotz oder gerade wegen ihrer äußeren Formlosigkeit; er ist hier poetisch formlos wie Rembrandt malerisch formlos ist; wo die deutsche Volksseele ganz unbefangen auftritt, strebt sie mehr nach Rhythmus als nach Symmetrie. In Iphigenie und Tasso dagegen hat der Dichter sich den Mantel eines fremden Stiles übergeworfen; in den Erzeugnissen seiner vollendetsten poetischen Technik — in der urdeutschen Form der Ballade sowie in gewissen Theilen des Faust II endlich kehrt er zu einem eigenen echten durchgebildeten deutschen Stil zurück. Falschen Auffassungen gegenüber muß es ganz besonders betont werden: hier, nicht in der Iphigenie ist der im wahren Sinne des Wortes stilvolle Goethe zu suchen und zu finden; hier hat die naiv unregelmäßige Form seiner Jugendgedichte sich zu einer kunstvoll unregelmäßigen Form verdichtet. Hier schafft er im Geiste, nicht in der äußeren Hülle der Griechen; hier wächst sein Stil von innen nach außen, nicht von außen nach innen; denn auch für einen solchen Geist wie Goethe ging der Weg zur Wahrheit durch den Irrthum. Und die Deutschen sollten ihm auf diesem Wege folgen; er selbst hat es unbefangen ausgesprochen: „wir sind vielleicht zu antik gewesen, nun wollen wir es moderner lesen."

Goethe führt in diesem Fall zu Rembrandt hinüber; denn Dieser ist deutscher, als Jener. Rembrandt ist es, der auch hier das Evangelium des Gegebenen verkündet; der es praktisch demonstrirt, daß nur im konsequenten Anschluß an angeborene und geistesverwandte, man möchte sagen geistesparallele Verhältnisse sich in Kunst wie Leben wahrhaft Bedeutendes leisten läßt; daß alles Konstruiren von außen und a priori in diesen Dingen entweder nutzlos oder schädlich ist. Der bewährten Methode des Kopernikus hat man auch hier zu folgen; man muß die bisherige Theorie auf den Kopf stellen; und sogar die Theorie des Kopernikus, wenn man sie auf Kunst anwenden will, auf den Kopf stellen. Das deutsche Geistesleben muß nicht mehr um die „Sonne" Homer's sondern um die deutsche „Erde" zirkuliren; Diejenigen, welchen dies befremdlich und unerhört scheint, mögen sich mit Luther trösten; „der Narr will die ganze Kunst Astronomiam umkehren" sagte er von Kopernikus. Auch große Männer können irren; aber klug ist es, ihren Irrthum nicht zu theilen. Wer Rembrandt schätzt,

braucht die Antike nicht gering zu schätzen. Ersterer selbst war im Besitz einer großen Sammlung von antiken Bildwerken; aber er ließ sich nicht direkt von ihnen beeinflussen; es giebt kaum einen Maler, welcher der Kunst des Alterthums fremder und ferner gegenübersteht als er. Nach diesem Beispiel soll man sich richten. Er bildete seinen Geist aber nicht seinen Pinsel nach der Antike; und das ist das einzig richtige Verhältniß, in welchem die Kunst des Alterthums zu der der Neuzeit stehen soll und kann: weder blinde Verehrung wie einstmals, noch blinde Vergessenheit wie heute vielfach, ziemt dem Künstler diesen wundervollen Erzeugnissen gegenüber. Sie wollen gewürdigt sein. Goethe, der sich das Fremde assimilirte, Shakespeare, der es überwand, und Rembrandt, der es vollkommen von sich fern hielt, sind vorbildlich für das gesammte deutsche Volk. Daß Rembrandt sogar eine ganz persönliche Vorliebe für das Alterthum hatte, zeigt sich darin, daß er seine beiden einzigen Kinder Titus und Cornelia nannte. Wie sein eigener urdeutscher Name Rembrandt dem tiefsten Fühlen der deutschen Volksseele, so entsprechen und entspringen diese Namen seiner Kinder dem Bildungsschatze, welchen das deutsche Volk aus der Fremde überkommen hat; in beiden Fällen ist der einheimische Faktor von primärer, der fremde von sekundärer Bedeutung; und so soll es von rechtswegen sein. Denn alle Kultur eines jeden Volkes setzt sich aus angeborener und angeeigneter Bildung zusammen; nur diejenige Kultur kann eine echte genannt werden, in welcher, wie es in höchstem Grade bei den Griechen der Fall war, die angeborene Bildung sich der angeeigneten überlegen zeigt und sich dieselbe vollkommen dienstbar macht. Eine Kultur, die ihren entscheidenden Schwerpunkt nicht in sich selbst behält, ist eine falsche; eine solche falsche Kultur war die der hellenistischen Orientalen, der späteren Römer, der vorgoethe'schen Deutschen; solche Kulturen kosten einem Volk den Charakter. Die heutigen Deutschen, wenn man das militärische und politische Leben ausnimmt, stehen überwiegend unter dem Einfluß einer falschen Kultur.

Das heutige Archaisiren.

Das zeigt sich auf künstlerischem Gebiete ganz besonders; man schwankt zwischen Romantik und Prosa, zwischen Verbildung und Rohheit, zwischen Alexandrinismus und Zolaismus; die historisirende Richtung der Zeit findet in der Kostümmalerei, die spezialistische Richtung derselben in jenem phantasielosen Streben nach „Naturwahrheit" ihren Ausdruck, welches so häufig als künstlerische Tageslosung gilt. Auch hier ist der Blick auf einen echten und unbefangenen Künstler, wie Rembrandt, zu richten; auch hier ist die falsche Nachahmung, der Natur wie der Geschichte, von der rechten Nachahmung zu scheiden; nachahmen und nacheifern ist Zweierlei. Die Absicht vieler heutigen Maler, von der kahlen und oft so brutalen Prosa des Lebens der Gegenwart absehen zu wollen, ist richtig; aber die Ausführung, nunmehr die Poesie in Aeußerlichkeiten und bunten Kleidern zu suchen, ist falsch. Kostümmalerei ist nicht Historienmalerei. Man hat es wiederum mit einer Zeitkrankheit

zu thun, welche wenig besser ist als das frühere Aesthetisiren; und welche energisch bekämpft sein will, wenn sie nicht dem Guten den Weg verschließen soll. Gar zu gern berauscht sich die Gegenwart an historischem Flitter; die archäologische Geistesrichtung dominirt und die Meiningerei treibt überall ihre Blüthen. Propheten und Apostel werden in Theaterbeduinen verwandelt; der Römermarmor wird ebenso sicher getroffen, wie der Römergeist verfehlt; Tadema's Bilder sind Illustrationen zu Ebers' Romanen. Es ist bezeichnend für diese Art von Künstlern, daß sie sich vorzugsweise dem in Verwesung begriffenen Alterthum, der römischen Kaiserzeit zuwenden; in der That stehen sie dem wirklichen Alterthum, dem Geist der griechischen Blüthezeit ferner als irgend eine Kunst, die es je gegeben hat. Nichts ist einem lebendigen Gesicht mehr, aber zugleich auch weniger ähnlich als eine Maske; Nichts ist unkünstlerischer als eine Gestalt aus dem Wachsfigurenkabinet; Nichts ist vom Kern verschiedener als die Schale. Und doch scheint die genannte archäologische Kunstrichtung diesen Unterschied nicht zu bemerken. Gerade solcher Afterhistorik und Afterkunst gegenüber hat man sich der echten Historik nur um so mehr zuzuwenden; die echte Katharina Cornaro z. B., deren Bild uns mehrfach erhalten ist, stellt in ihrer schlichten und gesunden Erscheinung das gerade Gegentheil von dem Sarahbernhardtcharakter dar, welchen ihr Makart verliehen hat. Ebenso sind die einzelnen wie die gruppenweise verbundenen Porträtbilder Rembrandt's von einem echt historischen nationalen volksthümlichen Geiste durchweht. Das ist Poesie, nicht Prose — und nicht Pose. Es giebt zwei Wege: die Kunst, welche der Geschichte parallel geht, und die, welche ihr nach rückwärts entgegen, indeß öfters an ihr vorbeigeht. Rembrandt contra Piloty! Andererseits aber erscheint es immer noch besser, daß sich der Künstler der Volksphantasie, wenn auch einer sentimental angehauchten, als dem archäologischen Kleinkram überläßt. Makart contra Meininger!

Etwas Anderes ist es, zu zeugen, und etwas Anderes, Leichen zu galvanisiren; das Letztere ist zwar wissenschaftlicher als das Erstere, aber dafür auch desto unkünstlerischer. „Hüte sich jeder Künstler vor dem Zersetzenden der Wissenschaft" hat Cornelius gesagt, dessen geistigen Scharfblick selbst Diejenigen gelten lassen werden, welche seine Kunstrichtung nicht billigen. Daß man heutzutage in künstlerischen Kreisen so überaus viel von Echtheit spricht, ist ein sicheres Zeichen, wie sehr es gerade dort an dieser Eigenschaft fehlt. Man schwärmt für echtes Talmi! Niemand hat bessere Kostüme gemalt als Rembrandt; und Niemand ist weniger Kostümmaler im heutigen Sinne als er. Innere Anschauung läßt sich nicht durch äußeres Studium ersetzen. Der echte Künstler soll in seiner besonderen Kunst, sei er nun ein Maler oder Bildhauer oder Musiker, immer ein Dichter sein; und es ist bekannt, daß nicht eben viele deutsche Künstler von heute dieser Anforderung entsprechen. Rembrandt entspricht ihr; er ist Volksdichter in dem von Schiller definirten Sinn: „er vereinigt glückliche

Wahl des Stoffs mit höchster Simplizität in Behandlung desselben". Seine technische Meisterschaft, welche zuweilen an Zauberei grenzt, thut dieser Simplizität keinen Eintrag; sie steigert dieselbe vielmehr noch bis zu durchsichtigster Wirkung. Hierdurch tritt er in lebhaftesten und belehrendsten Gegensatz zu jenen Malern von heute, welche nach einer gewissermaßen photographischen Treue und Richtigkeit des Dargestellten streben. Diese stolpern gleichsam über ihre eigenen Füße; statt die Empfindung wiederzugeben, welche die Naturgegenstände im menschlichen Auge hervorrufen, wollen sie jene selbst wiedergeben; aber das ist unmöglich. Mit der Natur zu konkurriren, sollte man nur aufgeben; mit dem menschlichen Auge oder vielmehr mit der menschlichen Seele zu konkurriren, sollte man versuchen.

Stillosigkeit.

Ein falscher Stil ist unkünstlerisch; aber ebenso unkünstlerisch ist Stillosigkeit. Diese Stillosigkeit ist namentlich bei gewissen angesehenen heutigen englischen Malern zu finden; sie geben Bilderbogen, statt Bilder; ihre Werke erinnern durch die denselben eigenthümliche Nüchternheit und bürgerliche Sentimentalität, verbunden mit technischer Gründlichkeit, an die bekannten Darstellungen der englischen illustrirten Zeitungen. Ein bloßer Abklatsch der Natur ist noch nicht Kunst. Auch zu dieser Frage hat der Altmeister Goethe in zwar scherzhafter, aber darum nicht minder deutlicher Weise Stellung genommen; er sagt „wenn ich den Mops meiner Geliebten zum Verwechseln ähnlich abgebildet habe, so habe ich zwei Möpse, aber noch immer kein Kunstwerk". Andererseits giebt es freilich Hündchenporträts von Velasquez und Kätzchenporträts von Paul Veronese, welche eine gleich vornehme und innerliche Charakteristik bieten, wie die eines beliebigen spanischen Granden oder venetianischen Senators; es kommt eben in der Kunst Alles auf die Auffassung an; das Wie ist weit wichtiger, als das Was. Ein geistvolles Hundeporträt ist besser, als ein geistloses Goetheporträt. Auf den verschiedensten Gebieten wiederholen sich die gleichen Erfahrungen; und große geistige Wandlungen vollziehen sich oft in analoger Art. Hugo Grotius bemerkt, daß viele der eigentlich spezifisch christlichen Lehren schon zu Zeiten Christi bei den jüdischen Rabbinern in Umlauf waren; aber er vergaß zu bemerken, daß Christus der Einzige war, der diese Lehren lebte — und ihnen dadurch erst einen Gehalt verlieh. Dahin muß es auch in der deutschen Kunst kommen; und einzelne Anzeichen sprechen dafür, daß sich solche Wandlung bereits vorbereitet.

Gemüthsmaler und Phantasiemaler.

Es sei nur an Böcklin einerseits und Uhde andererseits erinnert, in denen jetzt Rembrandt'scher Individualismus und Rembrandt'scher Stil wieder zu Tage treten; Diesen könnte man als Gemüthsmaler, Jenen als Phantasiemaler bezeichnen. Beide zeigen, wie Rembrandt, einen musikalischen Gehalt in ihren Bildern; der eine in lebhaftem, der Andere in gedämpftem Farbenrhythmus; „Tanz und Andacht," Heiterkeit und Ernst hat Goethe als die zwei Elemente bezeichnet, welche alle Kunst beherrschen; sie scheiden sich auch

hier. Die schlichte und andächtige Musik Uhde'scher Farbengebung steht als ein ergänzender Gegensatz der reichen und gewissermaßen alle Farben des Regenbogens durchtanzenden und gelegentlich auch durchtobenden Malerei Böcklin's gegenüber. Die künstlerische Geschlossenheit, die geistige Tiefe, die völlige Tendenzlosigkeit, welche Rembrandt besaß, fehlt diesen Künstlern; und darin zeigt sich, daß sie nur ein vorbereitendes Stadium vertreten. Andere neuere Künstler bleiben freilich hinter jenem Muster noch weiter zurück. Naturdarstellung ohne Idee, wie sie von ihnen angestrebt wird, ist nicht viel besser, als Ideendarstellung ohne Natur, wie man sie früher anstrebte; beides gehört zusammen; Homer und Phidias, Dante und Shakespeare, Rembrandt und Goethe sind nur dadurch groß geworden, daß sie ihrem bedeutenden Ideengehalt eine ebenso bedeutende Naturbeobachtung als ausgleichendes Gegengewicht hinzufügten. Von rechtswegen darf der Künstler nur soviel Naturstudium in sein Werk legen, als er ihm an Ideengehalt ausgleichend gegenüberzusetzen hat; legt er mehr Naturstudium hinein, so giebt er damit nur todte Natur; also Stillleben, nature morte wie letzteres die Franzosen bezeichnenderweise nennen. Verfügt der Künstler dagegen über mehr Idee als Naturstudium, so wird er nur eine Art von Fata Morgana hervorbringen: so erging es Karstens Cornelius Genelli Overbeck. Ebenso verhält es sich mit dem „Häßlichen" in der Kunst. Holbein's Pietà in Basel und Rembrandt's Anatomie im Haag zeigen, daß für eine wirklich geistige Kunst der Begriff des Häßlichen nicht existirt. Ein Weib — und ein Kunstwerk — darf in dem Grade häßlich sein, wie es innere Anmuth hat. An dieser letzteren fehlt es den jetzigen Naturalisten und darum haben sie kein Recht, das Häßliche darzustellen. Wie das höchste Ziel der Malerei weder Zeichnung noch Farbe ist, sondern vielmehr: mit der Farbe zu zeichnen; so ist die höchste Aufgabe aller bildenden ja aller Kunst überhaupt: mit der Schärfe des äußeren Blicks eine reiche Phantasie zu verbinden. Jene neueren künstlerischen Bestrebungen sind somit vorwiegend von peripherer Natur geblieben; sie entbehren noch der Beziehung zu einem lebendigen Zentrum; ein solches kann ihnen nur zukommen aus einer Neubelebung des deutschen Volksgeistes und einer Neugestaltung der deutschen Volksbildung. Die Rückkehr zu Rembrandt bedeutet hier zugleich ein Vorwärtsschreiten in die Zukunft.

Das heutige Stilbedürfniß.

Werden also die üblen Traditionen der letzten beiden deutschen Bildungsepochen, der idealistischen wie der spezialistischen vermieden; entschließt man sich beherzt, nunmehr in die individualistische Bildungsepoche einzutreten; so kann sich echter Stil und in Folge dessen echte Monumentalität, diese höchste Stufe der bildenden Kunst, in Deutschland wieder entwickeln. Die große Frage des Tages, ja des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Kunst heißt: wie bekommen wir einen neuen Stil? Der gesunde Menschenverstand und die vergangene Kunstgeschichte beantworten diese Frage in gleicher Weise: neue Geistesströmungen, welche aus der Tiefe der Volks-

seele hervorsteigen müssen, werden durch neue sinnliche Formen, die sich jenen unwillkürlich anbilden, ihren handgreiflichen Ausdruck finden. So hat Rembrandt innerhalb der Malerei einen neuen Stil geschaffen; so allein kann auch innerhalb der heutigen deutschen bildenden Kunst ein neuer Stil entstehen; Vorschriften Experimente Muster von außen her helfen zu nichts. Aus irgend welchem alten Stil neue Geistesströmungen herleiten zu wollen, heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen. Renaissance und Gothik, Rokoko und Japanisches wirbeln jetzt in Deutschland durcheinander; von einem deutschen Stil ist nichts zu sehen; wenn auch öfters zu hören. Man vergißt: daß der Geist eines Volkes seine Bedürfnisse und die Bedürfnisse eines Volkes seinen Stil regeln; der moderne deutsche Geist aber will erst geweckt sein; er schläft noch. Nur aus der Erde kann ein Baum entwachsen; nur aus Individualismus kann sich Stil entwickeln; und da schon lange nach der entgegengesetzten Seite gesündigt worden ist, so kann es nichts schaden, wenn die deutsche Kunst vorläufig ein wenig überindividuell werden sollte. Denn Ueberkraft läßt sich wohl zu Kraft mäßigen; aber Ohnmacht läßt sich nicht zu Kraft erhöhen. Der Mangel an großem Stil in der heutigen deutschen Kunst und der Mangel an lebendigem Stil in dem heutigen deutschen Kunstgewerbe, trotz des gerade hier vorhandenen Ueberflusses von Kunstrezepten, erfordert schleunige Abhilfe. Die alten Künstler hatten Stil, weil sie ihn nicht suchten und weil sie selbst — Persönlichkeit hatten. Man strebt heute stets danach „stilgerecht" zu sein; man sollte vielmehr danach streben „stilvoll" zu sein; denn stilgerecht ist diejenige Thätigkeit, welche dem durch fremde oder frühere Stile vorgeschriebenen Rezept „gerecht" wird; stilvoll hingegen ist jene Thätigkeit, welche selbst Stil hat und desselben „voll" ist. Das Streben nach Korrektheit kann oft sehr verderblich wirken. Es giebt auch ein neues Testament der Kunst; in ihm wird das Gesetz — des Stils — nicht aufgehoben, sondern erfüllt; wie Liebe mehr als Gerechtigkeit, so ist Leben mehr als Korrektheit.

Monumentalität.

Rembrandt ist die beste Aesthetik. Aber immer wohlverstanden: er ist es nicht speziell, sondern prinzipiell; seine Denkweise, nicht seine Malweise soll man nachahmen; man soll sich selbst treu bleiben, wie er es gewesen ist. Damit ist das vorliegende Problem wieder auf den Kern des Menschlichen zurückgeführt. Wie in der geologischen, so ist auch in der geistigen Welt das Quellenfinden ein Geheimniß aber keine Unmöglichkeit; dort in den Niederlanden fließt ein Born, aus dem sich mancher Deutsche neues und volles Leben schöpfen kann; dort wo der deutsche Strom, der Rhein, mündet, entspringt die Quelle der deutschen Kunst. Mit Rembrandtsaugen in die Welt zu blicken, wird Niemand gereuen. Hier kann die Gegenwart lernen, wie man klassisch wird, ohne sich von den Klassikern beeinflussen zu lassen; indem man nämlich aus der eigenen angeborenen Natur schöpft, wie sie es thaten. Folgt der Deutsche ihnen darin, so wird auch er sich mit der Zeit

wieder zu einem klaren festen neuen Kunststil emporringen; und diesem darf dann auch der äußerlich große Zug nicht fehlen. Die Vision des Ezechiel von Rafael, Correggio's Magdalena in Dresden und Rembrandt's radirte Schilderung der Geburt Christi zeigen zwar, daß räumliche Größe und künstlerische Größe an sich nichts mit einander zu thun haben; aber ein großes Volk wünscht seines Daseins auch durch räumlich große Denkmäler gewiß zu werden: der freie nationale Athemzug dehnt die Brust. Diesem Bedürfniß wird genügt werden müssen. Jedenfalls aber wird die deutsche Kunst ihre verlorene Monumentalität erst wiedergewinnen, wenn es ihr gelingt, ihre jetzt frei zu entwickelnde Individualität später durch das Mittel einer wahrhaft nationalen Architektur wieder zu binden. Bis dies hohe und schwierige Ziel erreicht ist, wird der deutsche Künstler und der Deutsche überhaupt gut thun, vor Allem auf die möglichste Aus- und Durchbildung eben jener vielentscheidenden Individualität hinzustreben; und unter den erzieherischen Faktoren, welche dahin führen können, steht Rembrandt oben an. Was Mozart sagte, als er auf der Durchreise durch Leipzig zum ersten Mal die Werke Bach's eingehender kennen lernte: „Das ist doch noch einmal Einer, von dem man Etwas lernen kann", könnte und sollte auch mancher berühmte deutsche Maler von heute gegenüber Rembrandt sagen. Vielleicht wird dann einmal eine Zeit kommen, welche die Weiträumigkeit der Cornelius'schen Kartons mit dem Tiefblick Menzel'scher Lebensdarstellungen, die Farbengluth Böcklin's mit der schlichten Innigkeit Uhde's verbindet; vielleicht wird es dann lokale deutsche Malerschulen geben, welche die Kunstideale dem Herzen des Volkes näher bringen, als es bisher der Fall ist; vielleicht werden einer Zeit des großen geistigen Aufschwungs dann auch die großen geistigen Individualitäten nicht fehlen; vielleicht wird das Kunstzeitalter seine Kunstheroen haben.

Gebildete von heute.

Ein Einfluß Rembrandt'scher Gesinnung auf die Kunst des deutschen Volkes ist ohne einen gleichlaufenden Einfluß derselben Gesinnung auf das sittliche und das geistige Leben desselben Volkes nicht denkbar. Steht die bildende Kunst auch im Mittelpunkt des künftigen deutschen Volkslebens, so wird sie ihre Einwirkungen doch weit über ihre eigenen Grenzen hinaus erstrecken; und ebenso wird Rembrandt noch in anderer Hinsicht, als gerade in Bezug auf seine Künstlerschaft, dem deutschen Geiste und dem deutschen Reiche Anregung wie Anleitung von mancherlei Art bieten können. Ein rechter Mensch ist unerschöpflich; dies gilt auch von einem der echtesten Deutschen, dem Menschen Rembrandt. Die Individualisirung der Kunst, im Rembrandt'schen Sinn, wird eine nähere Berührung derselben mit dem Leben schon ohne weiteres zur Folge haben; erinnert sich die Kunst wieder der Volksseele, so wird sich auch die Volksseele wieder der Kunst erinnern; daß letzteres jetzt noch nicht der Fall ist, daß die deutsche Kunst sich heutzutage nur an den vagen Begriff des „Gebildeten" wendet, liegt auf der Hand. Ein wirklich bildender Einfluß der Kunst auf das Volk kann sich

nur seitens einer wahrhaft volksthümlichen Kunst entwickeln. Auch hier kann Rembrandt wieder als Leit- und Augenpunkt dienen. Was den heutigen deutschen Künstlern und den heutigen deutschen Gebildeten mit am meisten fehlt: der tiefe innere Ernst der Gesinnung und des Lebens, das Absehen von allen Aeußerlichkeiten: von Markt Mode Gesellschaft Bildungstrivialität und Charakterromantik, findet sich nirgend so sehr wie bei Rembrandt! Keines Malers, ja keines Künstlers uns erhaltene Werke sind von einem so tiefen weltvergessenen Ernst erfüllt, wie die seinigen; die Gestalten, welche er schuf, blicken uns aus dem Grund ihrer Seele an; man möchte sagen, daß man nicht nur die Thätigkeit des Künstlers, sondern die Erscheinung des Kunstwerks selbst über dessen Seele vergißt. Dergleichen gelingt nur dem Größten. Rembrandt's Kunst ist ganz Charakter; sie erinnert an den heiligen Ernst Luther's; und sticht seltsam ab gegen die Frivolität, welche in dem Leben und den Leistungen der heutigen Künstlerwelt so oft vorherrscht. Auch der niederländische Meister stand in der letzten Zeit seines Lebens allein gegenüber künstlerischen Tagesmoden, die damals in sein Vaterland eindrangen; aber er blieb, Der er war. Der tiefe unbefangene unerschütterliche Glaube an das Echte verließ ihn nicht; ihn sollten sich die Deutschen, so manchem unechten Bildungs- und Charakterschimmer von heute gegenüber, vorzüglich aneignen. Dann werden sie nicht nur den Künstler, sondern auch den Menschen Rembrandt ehren; und der Segen seiner großen und gesunden Erscheinung wird auf sie zurückfließen. Bismarck hat es als eines seiner politischen Geheimnisse verrathen oder vielmehr als einen seiner politischen Grundsätze mit der gewohnten Offenheit ausgesprochen: „wenn ich den Werth eines Menschen kennen lernen will, so subtrahire ich seine Eitelkeit von seinen Fähigkeiten; mit Dem, was übrig bleibt, rechne ich dann erst". Möchten die Deutschen dies Subtraktionsexempel nicht zu scheuen haben. Und „ernst hab' ich es stets gemeint" sagte Goethe in seinem Alter; möchten auch die jetzigen Deutschen dies von sich sagen können; dann wird es gut um sie stehen.

Lebenslust. Ein erfahrener General hat behauptet, daß wenn zwei sonst gleich tüchtige Soldatenhaufen ins Gefecht geführt werden, von denen der eine gegessen hat und der andere nicht, unzweifelhaft derjenige siegen wird, welcher gegessen hat; der moralische Muth entscheidet in solchem Fall nicht. So nützt auch der bloße künstlerische Muth oder das bloße künstlerische Urtheil nichts, wenn einem zu bildenden und insbesondere zur Kunst zu bildenden Volke die Grundlage einer gesunden und durchaus kräftigen Lebenslust fehlt. Echte Kunst erwächst nur aus einer starken und unschuldigen Sinnlichkeit; eine gesunde und vollsaftige Lebenslust, wie sie Rembrandt eigen ist, wäre der blasirten und bildungsmüden, geistig und allzu häufig auch körperlich kahlköpfigen deutschen Jugend von heute sehr zu wünschen; an niederdeutscher Breite und Fülle. Derbheit und Frische, Ruhe und Gedrungenheit der Existenz fehlt es gar sehr. Nicht nur die Ausführung, sondern auch die Vorbedingungen eines

wahrhaft künstlerischen Lebens und eines wahrhaft deutschen Lebens veranschaulicht der große holländische Maler. Er war, wie Luther und Bismarck, mit gutem Appetit und gutem Humor gesegnet; er unterhielt sich, wie jene beiden, gern mit einfachen Leuten aus dem Volke; und in seinen verschiedenen Selbstporträts, die eine vollständige Selbstbiographie darstellen, treten alle diese Eigenschaften deutlich hervor. Die leitenden Geister des Deutschthums begegnen sich nicht nur in ihren ernsten, sondern auch in ihren heiteren Lebensanschauungen. Ad agio heißt zu deutsch: mit Behagen; dieser musikalische Terminus drückt nicht nur die reinste künstlerische, sondern auch die tiefste Lebensstimmung des Deutschen aus; Goethe lebte ad agio. Und von solcher Stimmung sollte wenn möglich wieder Etwas in das jetzt durch Fabrikschlöte und Schreibtische so sehr beengte deutsche Leben zurückkehren. Zum Gehalt einer vollen Persönlichkeit gehört nicht nur geistige sondern auch körperliche Kraft Gesundheit Lebensfreude. Die Professoren, welche soviel über Shakespeare schreiben, sollten ein wenig wie Shakespeare leben; dadurch würden sie ihre Bildung bedeutend vervollständigen; aber leider sind sie meistens geistig das, was Shakespeare gewesen sein soll, ehe er Dichter wurde — Strumpfwirker. Fröhliche Sinnenlust ist der leichte Schaum auf dem Meere des Lebens; aus ihm wird nicht nur die Göttin der Schönheit, sondern auch die der Kunst geboren. Rembrandt selbst war ein Lebemann; und auch seine Bilder haben etwas von diesem Charakter; man möchte sie schlürfen wie köstliche Austern. Rein technisch genommen, weisen sie eine Delikatesse der inneren Beziehungen auf, welche von keinem anderen Maler jemals übertroffen oder auch nur erreicht worden ist; sie gleichen dem zarten zitternden Schleim, aus dem sich das erste organische Leben entwickelt; sie scheinen nicht der Kunst, sondern der Natur und nicht der Natur, sondern deren letzten Tiefen anzugehören. Kunst und Persönlichkeit verschmelzen sich hier zu einer ganz einzigen Wirkung. Das wichtigste aller Probleme, die vollkommene Versöhnung von Geist und Sinnlichkeit, ist von diesem Künstler gelöst worden; wie jeder große Künstler, in seiner Art, es löst. Er zeigt Kraft ohne Brutalität und Zartheit ohne Schwäche! Ein Aufathmen der Erleichterung würde durch die deutsche Menschheit gehen, wenn sie sich wieder zu einer derartigen Weltanschauung bekehren könnte; möchten die Gesinnungen sogleich und die Verhältnisse später sich dahin wenden.

Vornehmheit.

Wo Kraft sich mit Selbstbewußtsein, wo Heiterkeit sich mit Ernst mischt, da stellt sich auch schließlich jene sozial und politisch vornehme Gesinnung ein, welche die schönste Zier der Nationen ist. Aber auch eine derartige Vornehmheit kann sich nur von innen nach außen entwickeln; der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm thun. Volle Sinnlichkeit, ohne eine Spur von Gemeinheit, ist immer vornehm; in diesem Sinne hat jedes Kind nicht nur moralisch etwas Heiliges, sondern auch künstlerisch etwas Vornehmes an sich; und dieselbe Eigenschaft kommt jedem Künstler, soweit er

Kind ist, zu; die Griechen, die Renaissanceitaliener, Shakespeare bestätigen es. Der aristokratische Charakter aller Kunst, den man von jeher erkannt hat, ist also tief begründet und er läßt sich noch von verschiedenen anderen Seiten rechtfertigen. Schon weil die Kunst höheren Interessen der Menschheit dient und diese stets nur einer Minderheit der Menschen ernstlich am Herzen liegen, ist sie aristokratisch. Sie ist es auch darum, weil sie vor Allem Selbstständigkeit verlangt; es ist vornehmer, auf eigenen Füßen zu stehen, als sich zum Sklaven fremder Theorien zu machen; und endlich ist sie es darum, weil jeder geistige ganz so wie jeder politische Adel aus der Scholle entsprungen und an sie gebunden ist. Geist der Individualität ist Geist der Scholle. Das Geschick des Menschen wird in Wirklichkeit noch immer von den Sternen bestimmt; denn jeder Mensch bleibt zeitlebens an seine Polhöhe und seinen Meridian gebunden; er kann sich den Einflüssen des Landes und Bodens, auf dem er erwuchs, nicht entziehen. „Er ist aus Erde gemacht." Daß das Angeborene höher steht, wichtiger und in jedem Betracht bedeutender und bedeutsamer ist als das Erworbene, darf als eine geistige und künstlerische, zugleich aber auch als eine in hohem Sinn politische konservative aristokratische Wahrheit bezeichnet werden. Alles Aristokratische ist angeboren; deshalb kann es eine körperliche, eine geistige, eine sittliche Aristokratie geben; aber eine Wissens- oder Geldaristokratie kann es nicht geben: mag man auch unlogischer Weise von solchen reden. Wissen und Geld werden erworben, sind äußere Güter und darum demokratischer Natur; es kann sie Jeder haben. Körperliche, geistige, sittliche Gaben dagegen sind angeboren und darum aristokratisch; sie können wohl entwickelt geschult gebildet werden; aber wer sie nicht durch ursprüngliche Anlage besitzt, dem bleiben sie im wesentlichen versagt. Schönheit Genie Muth lernt man nicht.

Es ist die Macht des Blutes, um welche es sich in allen diesen Verhältnissen handelt. „Der Mensch ist die Seele" hat Christus zwar nicht gesagt, aber gedacht; „das Blut ist die Seele" hat Moses gedacht und gesagt; „das Blut ist der Mensch", ergiebt sich, wenn man jene beiden Ausdrücke addirt. Das heißt: für den Menschen liegt der Schwerpunkt seines Daseins da, wo seine angeborenen angestammten angeerbten Eigenschaften liegen; diese Anschauung steht dem Darwinismus sehr nahe; die einfachsten Erfahrungen des täglichen Lebens treffen mit den letzten Ergebnissen der Wissenschaft zusammen, um solchen Grundsatz zu bestätigen. Es ist ein aristokratischer Grundsatz. Eben hierauf, auf der Ueberlegenheit des Angeborenen über das Erworbene, beruht die naturgemäße und grundsätzliche und unanfechtbare Ueberlegenheit des Aristokratismus über den Demokratismus. Das Naturreich selbst ist aristokratisch aufgebaut; es gliedert sich von niederen zu höheren Zuständen, von niederen zu höheren Wesen. Nicht weil sie auf Luxus, sondern weil sie auf ureigner Kraft beruht, ist die Kunst aristokratisch; eben diese angeborene, sozusagen dem

Erdboden entstammende Kraft ist die höchste irdische Kraft, die es giebt. Es ist eine geistige Schwerkraft; sie zieht den Menschen zur Erde; sie verschwistert ihn mit ihr; sie hält die Welt des Geistes gerade so zusammen, wie die physische Schwerkraft die körperliche Welt zusammenhält. Darum ist sie berechtigt, das Szepter zu führen; darum sollen niedere Kräfte sich ihr unterordnen; darum ist das aristokratische Geistesprinzip, das künstlerische Geistesprinzip, das individuelle Geistesprinzip — die höchste, die beste, die stärkste aller Geistesgewalten. Im Grunde giebt es also nur eine Geburtsaristokratie, wiewohl in etwas anderem Sinne als man dies Wort gewöhnlich braucht; doch sind die engere und die weitere Geburtsaristokratie auf einander angewiesen; und es gehört zu den schönsten menschlichen Erscheinungen, wenn wie bei Solon Buddha Christus beide höhere Bestimmungen in einer Person zusammentreffen. In solchen Gestalten schlägt die Menschheit ihr Auge auf und entsendet einen Blick aus dem tiefsten eigenen Inneren in die Weite des Weltalls.

Der erdgeborene Niederdeutsche ist ein erdgeborener Aristokrat; in dem heutigen Deutschland hat aber der Niederdeutsche durch seine Hauptvertreter, Bismarck und Moltke, politisch wie militärisch die Führung übernommen; es ist nur naturgemäß, daß die geistige Strömung dem nachfolgt und sich gleichfalls in aristokratischer Richtung entwickelt. Moltke hat das deutsche Heer für die „vornehmste" Institution im deutschen Reiche, wohl im doppelten Sinne jenes Wortes, erklärt; ebenso muß, im gleichen doppelten Sinne des Wortes, die deutsche Kunst die vornehmste Institution im Reiche des deutschen Geistes sein. Wo Aristokratie im heimischen Volksgeist wurzelt, da ist sie nicht verhaßt; hierin könnte das alte Holland manchen Politikern von heute eine gute Lehre geben. Die einstigen holländischen Generalstaaten hatten eine durchaus aristokratische Verfassung, mit der aber gerade das niedere Volk sehr zufrieden war. Auch Rembrandt selbst ist, trotz seines derbsinnlichen Aeußeren, ein ausgesprochener Geistesaristokrat; man erkennt dies am besten, wenn man seine Werke mit denen der holländischen Kleinmaler, den Vertretern eben jenes niederen Volkes in der Kunst, vergleicht. Auch seine Freundschaft mit dem späteren Bürgermeister Six von Amsterdam, dem Haupte einer hocharistokratischen Familie und danach auch eines hocharistokratischen Gemeinwesens, ist hierfür bezeichnend.

Eigenthümlich genug zeigt sich endlich die Vornehmheit Rembrandt's in — seiner Vorliebe für die Juden; hier begegnen sich seine lokale und seine vornehme Gesinnung, sein Blick in die Nähe und sein Blick in die Höhe. Er hatte diese Menschengattung täglich vor Augen; denn er wohnte in der Judenbreitstraße zu Amsterdam; die Keime solcher künstlerischen und geistigen Besonderheiten liegen oft näher zur Hand, als man meint. „Nah ist und schwer zu fassen der Gott" sagt Hölderlin. Ein echter und altgläubiger Jude hat unverkennbar etwas Vornehmes

Judenthum.

an sich; er gehört zu jener uralten sittlichen und geistigen Aristokratie, von der die meisten modernen Juden abgewichen sind; in dieser Hinsicht fühlte Lord Beaconsfield also halbwegs richtig, als er sie für den ältesten Adel der Welt erklärte. Rembrandt's Juden waren echte Juden; die nichts Anderes sein wollten als Juden; und die also Charakter hatten. Von fast allen heutigen Juden gilt das Gegentheil; sie wollen Deutsche Engländer Franzosen u. s. w. sein; und werden dadurch nur charakterlos. Nichts aber ist schlimmer als Charakterlosigkeit; sie ist das Verbrechen aller Verbrechen; sie ist die Sünde gegen den heiligen Geist — des Individualismus — die nicht vergeben wird. Und sie wurde selbst einem Spinoza von seinen Stammesgenossen nicht vergeben. Ein Verzicht auf die eigene Individualität erscheint nur berechtigt, wenn er zu Gunsten einer höheren und wahrhaft seelischen Weltauffassung stattfindet: wie sie eben Spinoza sowie der christlichen und indischen Askese eignet. Aber auch dieser selbstverleugnende wird gegenüber dem selbstbethätigenden Idealismus stets nur von zweitem Range sein. Seiner Individualität abtrünnig zu werden, aus bloßem Eigennutz oder aus Eitelkeit, ist gemein. Stets will der Plebejer etwas Anderes sein als er ist. Rembrandt hielt es mit den aristokratischen, nicht mit den plebejischen Juden; jene zogen ihn, trotz ihrer Fremdartigkeit, als verwandte Geister an; diese, wie sie heute sind, würde er verabscheut oder nie begriffen haben. Es ist ein weiter Weg von Abraham Hiob Jesaias dem Psalmisten bis zu den heutigen Talmudisten Börsenjobbern Reportern; soweit wie der vom Edlen bis zum Gemeinen; und man darf diesen Unterschied nie vergessen. Die wahrheitsliebende Rahel sagte von ihrem eigenen Bruder, daß er ein „Schuft" sei; sie schied sich von ihm wie sie mußte; denn sie war eine sittliche geistige und sogar soziale Aristokratin. In Heine trifft sich gewissermaßen dies Geschwisterpaar. Börne war ein ehrlicher Mann; seinen Religionswechsel kann man bedauern wie den Winkelmann's; aber man muß ihn entschuldigen. Er selbst hat die Geldgier seines Volkes verdammt. Glanz und Elend, Licht und Schatten liegen in den Juden dicht bei einander; sie stellen so eine echt Rembrandt'sche Mischung dar; kein Wunder, daß sie diesem Künstler gefielen. Was verwerflich an ihnen ist, übergeht er oder weiß es durch den Hauch seines Geistes zu adeln.

Abtönung. Seine Vornehmheit bleibt sich hierin stets gleich. Es ist eine Vornehmheit, die aus der Wirklichkeit und dem Schooße des Volkes geboren ist; es ist eine gedämpfte und fast lautlose, aber dadurch nur um so wirksamere Vornehmheit; sie ist nicht von prunkender und glänzender Art; sie strahlt von Außen nach Innen, nicht von Innen nach Außen; sie blendet nicht, sondern beruhigt. Rembrandt's Kunst ist gerade hierin echt niederländisch, echt deutsch, echt nordisch; gerade hierdurch ist sie Vielem überlegen, was man sonst wohl als besonders vornehm zu preisen pflegt: fremden südlichen glühenden Natur- und Kunsteffekten. Die sogenannte exotische Farbenpracht ist im Grunde nur exotische Farbenarmuth; und

dies darf man nicht übersehen; die nordischen Naturerzeugnisse im Thier- wie Pflanzenreiche sind in Bezug auf künstlerische Wirkung reicher als jene südlichen. Aber auch hier sieht der Deutsche oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Die tropische Sonne vergröbert; sie läßt die Natur in schreienderen aber eben darum unfeineren Tönen reden: ein Papagei, ein Goldfisch, eine Orange können sich an wirklichem Farbenreichthum und wirklicher Farbenvornehmheit mit einem Huhn, einem Häring, einem Apfel nicht messen. Diese entwickeln, auf einer kleinen Fläche und mit Beibehaltung eines gleichartigen Lokaltons, eine weit reichere Menge von Nuancen als jene. Anderswo gilt das Gleiche. Die matten Reflexe eines Brokatkleides wirken intensiver und prächtiger, als das bunteste Gewebe eines indischen Shawls; gebrochene Töne sind, in geistigem Sinn, nie so stark wie einheitliche; ein grau in grau gemaltes und fein abgetöntes Bild ist künstlerisch von stärkerer Wirkung, als das flimmerndste Mosaik. Darin berührt sich Rembrandt, seltsamer oder nicht seltsamer Weise, mit den Griechen; viele leise Nuancen, zum gleichmäßigen lichten feinen Lokalton verschmolzen, geben der griechischen Landschaft noch heute ihren einheitlichen Charakter; sie ist hell abgetönt, wie Rembrandt's Bilder dunkel abgetönt sind und man hat allen Grund anzunehmen, daß die altgriechische Malerei ein ähnliches Farbenprinzip befolgte. Griechenland ist das trockenste und Holland das feuchteste Land der Welt; demgemäß entwickeln sich beiderseits die Gesetze der Farbenwirkung und Farbenübung; dem Farbenduft dort entspricht der Farbenschmelz hier — in der Natur wie in der Kunst. Die griechische Landschaft tritt gerade dadurch in einen entschiedenen und von Reisenden schon öfters konstatirten Gegensatz zur italienischen Landschaft; und die letztere findet wiederum, nach der ungünstigen Seite übertrieben, in der Papageienbuntheit der heutigen italienischen Malerei ein entsprechendes Gegenbild. So vornehm die alten, so unvornehm sind die modernen italienischen Maler wie Vinea Simoni u. A.; das noch vorwiegend germanische Blut in jenen, das wieder vordringende keltoromanische Blut in diesen macht sich bemerkbar.

Der Schwerpunkt der Kunst liegt nicht in der Analyse, sondern in der Synthese. Homer Dante Shakespeare hatten scharfe Augen; aber sie haben das Leben nicht stückweise oder gar ellenweise beobachtet, wie die heutigen „Realisten". Es macht einen ungemein kläglichen Eindruck, wenn diese mit ihrem neuen „Kunstprinzip" die gesammte künstlerische Vergangenheit übertrumpft zu haben glauben. Sie verachten, was sie nicht kennen — und nicht können. Das Bestreben, einen „wissenschaftlichen" Roman oder überhaupt irgend ein „wissenschaftliches" Kunstwerk herzustellen, beruht auf einem Denkfehler; und kann also nie zu etwas Gesundem führen. Zola, der zwar in Frankreich geboren, aber nach Namen Herkunft und Temperament ein reiner Italiener ist, gehört künstlerisch hierher; er ist seinen malenden Landsleuten durchaus verwandt; Brutalität, Sinnlichkeit und kalte Zola.

Berechnung, gelegentlich mit ein wenig Sentimentalität und Romantik untermischt, charakterisiren ihn. Alle diese Eigenschaften sind ausgesprochen italienisch und ausgesprochen antideutsch. „Lebendige aber plumpe Empfindung“ schreibt ein feiner Kunstkenner der altetruskischen Kunst zu; die neuitalienische Kunst hat dies Erbtheil beibehalten; und Zola ist ihr bester Repräsentant. Abtönung ist seine Sache nicht; gesunde und zugleich feine Empfindung sucht man bei ihm vergebens. Er zählt zu jenen brutalen italienischen Kraftnaturen, welche sich wie Napoleon Gambetta und Andere an die Spitze der führungsbedürftigen Franzosen zu schwingen wissen. Er ist plebejisch wie sie; er ist Keltoromane; und was er schreibt, könnte man hinzufügen, sind keltische Romane. Das Krasse und Wüste, was seinen Werken eigen ist; ihr Mangel an tieferer geistiger Architektonik; die Unruhe und der Pessimismus, welcher sie erfüllt; hier und da auch ein verzückter Blick nach oben, der dazwischen fällt: alles das sind gallische Züge. Ja, noch mehr. Durch ihre Beschränkung der künstlerischen Freiheit, die Trostlosigkeit ihrer Gesinnung sowie durch die große „Billigkeit“ ihres geistigen Standpunkts erinnert die Zola'sche Arbeitsweise direkt und indirekt an die heutzutage kaufmännisch so beliebte „Zuchthausarbeit“; bedeutende kaufmännische Erfolge sind auch jener ersteren beschieden gewesen; aber weniger auf Grund ihrer guten Eigenschaften, als weil sie an gewisse Instinkte der Masse appellirt, die man hier lieber nicht nennt und die gleichfalls stark an Zuchthausatmosphäre gemahnen. In dieser kann die Kunst nicht gedeihen. Sicherlich giebt es Nichts, was dem Zolaismus mehr entgegengesetzt ist, als jener zarte und dabei doch so starke Geist, welcher in den Werken echt deutscher Künstler wie z. B. eines Walther von der Vogelweide Dürer Goethe Mozart lebt; und dieser Geist ist noch nicht todt; er ruht jetzt nur, wie er auch zwischen dem 12. und 18. Jahrhundert oftmals ruhte. Wer weiß, wie bald wieder eine Blüthe an dem grünenden Baume ausbricht! Jedenfalls werden die deutschen Nachahmer Zola's, in Literatur wie Malerei, sich nie dauernd halten können; die fremde Unpoesie wird verschwinden und die deutsche Poesie wird bleiben. Mode vergeht, Kunst besteht. Als bloßes Mittel zum Zweck mag die Lehre Zola's nützlich sein; aber als solches ist sie nicht neu; sie als Zweck zu betrachten ist, vom deutschen Standpunkte aus, poetischer Landesverrath. Mögen die zolaisirenden deutschen Künstler, des Pinsels wie der Feder, sich dies gesagt sein lassen; mögen sie zu dem erfrischenden Quell des eigenen Volksthums und der angestammten Poesie zurückkehren; deutsche Lieder sind mehr werth als französische Liederlichkeit.

Der Münchener Piloty, dessen Familie aus Italien und dessen Kunst aus Frankreich stammt, gehört gleichfalls jener unechten und undeutschen Kunstrichtung an; auch er ist Keltoromane; auch er wurde einmal für einen „Realisten“ gehalten; seine Darstellungen zeigen durchweg etwas innerlich Grobes und äußerlich Gespreiztes; ihr auf eine rein theatralische

Wirkung abzielender Inhalt steht in stärkstem Gegensatz zu Rembrandt'scher und diese in stärkster Verwandtschaft zu griechischer Kunst. Deutschland und Griechenland reichen sich, über Italien hinweg, die Hand; und es ist sogar möglich, daß die jüngere Schwester in diesem Fall den Preis davonträgt; das Gefieder einer Rohrdommel z. B., von Rembrandt's Hand gemalt, ist wohl die feinste vornehmste schmelzendste Farbenwirkung, welche menschliche Kunst je hervorgebracht hat. Die Werke dieses Malers befolgen das gleiche Farbengesetz, wie die nordische Natur; sie sind vornehm, weil sie schlicht und dabei nuancenreich sind; sie sind trüb, tief, anscheinend verworren und in Wirklichkeit von feinstem Geiste erfüllt: kurz, sie haben — Hamletcharakter. Hamlet aber ist der vornehmste Typus, welchen germanischer Geist jemals erschuf. Der englische und der niederländische Meister, oer Dichter und der Maler, der heitere und der ernste Künstler begegnen sich in ihm wie auch sonst in ihren höchsten Leistungen. Was kann es Schöneres geben, als wenn sich verwandter Geist erkennt? Rembrandt und Shakespeare haben das mit der Sonne und dem Geiste gemein, daß sie auch das Geringste vergolden verklären adeln. Hier kann sich der Künstler von heute seine Weihe holen; hier kann er den Ritterschlag des Geistes empfangen; dann wird er dem schleichenden Dämon der Trivialität entrinnen. Die Gestalten, die der Künstler schafft, müssen in einem höheren Lichte erstrahlen; dadurch werden sie vornehm; dadurch machte Rembrandt seine Gestalten vornehm. Selbst denjenigen neuesten deutschen Malern, welche Besseres anstreben, fehlt es darin noch recht sehr; sie wollen natürlich sein und werden trivial; die zum Abendmahl versammelten Apostel dürfen nicht aussehen wie Packträger, die man in härene Kutten gesteckt hat. Theorie und Praxis, Innen und Außen, Nahes und Fernes berühren sich auch hier: „um eine Privatpost einzurichten, genügt es nicht, daß man einige Dienstmänner in Blousen steckt; es bedarf dazu einer jahrhundertelangen Tradition und amtlichen Autorität" warnte der Reichspostmeister Stephan in einer rein praktischen und geschäftlichen Frage. Auch in der Kunst wird man die jahrhundertelange Tradition der inneren Heiligung und apostolischen Vornehmheit nicht ungestraft außer Acht lassen; die Majestät des Geistes will ihr Recht; und wird es ihr nicht zu Theil, so bleibt sie eben unsichtbar. Es ist falsch, Christus in der Auffassung von Strauß oder Renan zu malen; es ist sogar falsch, ihn in der Auffassung des durch die moderne Wissenschaft kritisch gesichteten Neuen Testamentes zu malen; es ist allein richtig, ihn in derjenigen Gestalt zu malen, welche sich aus der Luther'schen Bibelübersetzung und katholisch-kirchlichen Tradition heraus- und in die deutsche Volksseele hineinprojizirt hat. Der Volksglaube ist hier maßgebend. Und dies Bild ist ein — nach der katholischen Auffassung mehr äußerlich, nach der protestantischen Auffassung mehr innerlich — hehres vornehmes grandioses; ein Christusbild, welchem letztere Eigenschaften fehlen, bleibt darum trotz aller etwa sonst vorhandenen

Vorzüge unwahr und verfehlt. Diejenigen Maler verstehen ihren künstlerischen Vortheil schlecht, welche einen Christus malen, nachdem er das wissenschaftliche Scherbengericht von heute passirt hat; sie stellen nicht ihn dar, sondern einzelne archäologische oder sentimentale Scherben seines Wesens; „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir". An ihre höchsten Aufgaben muß eine Zeit auch ihren höchsten Gehalt setzen, wenn sie dessen hat; oder sie muß jene Aufgaben nicht einmal versuchen zu lösen. Leonardo's Apostel sind Edelleute, geistig gehobene Abbilder seiner Zeit- und Landesgenossen; Rembrandt's Apostel sind Bauern, geistig vertiefte Abbilder seiner Landes- und Zeitgenossen; aber Aristokraten sind sie beide. Jene sind von Adel umglänzt, aus diesen glänzt er hervor. Die hier genannten zwei Wege stehen auch der heutigen deutschen religiösen Malerei offen; aber der Weg Rembrandt's wird ihr der natürlichere sein; und zwar weil er dem deutschen Charakter und den deutschen Zuständen der angemessenere ist. Dieser Weg ist nur Demjenigen anzurathen, der über einen ganz besonders hohen Fonds innerer geistiger Vornehmheit verfügt; sonst könnte sich ereignen, was sich gelegentlich im heutigen Deutschland ereignet; der Maler ist von Adel, aber seine Bilder sind nicht von Adel. Denn der Adel der Gesinnung ist die höchste Gabe, die einem Künstler zu Theil werden kann; er soll sie seinen Werken mittheilen; er soll ein schöpferischer Aristokrat sein.

Bildungsaristokratismus.

Schlichter Volkscharakter, reich nuancirt und vielseitig vertieft und zum Ausgangspunkte aller Bildung gemacht, würde dem heutigen deutschen Geistesleben einen vornehmen Stempel aufdrücken; aus ihm würde eine Saat von — Persönlichkeiten hervorgehen; und nur solche können gebildet sein. Viele Bildungen machen erst die Bildung. Rembrandt kann als ein entscheidendes Gegengewicht gegen die weitgediehene Trivialität der heutigen Bildung dienen; der Begriff und die Bethätigung echter Vornehmheit fehlt dem heutigen Deutschen durchgängig; und dieser Mangel ist ein wesentlicher. Denn er schließt den eines feineren geistigen Lebens in sich. Die betreffende Patina, der Edelrost einer großen geschichtlichen Vergangenheit, erzeugt sich zwar natürlicherweise erst mit der Zeit; aber es ist doch gut, die Augen schon möglichst früh an dieselbe zu gewöhnen; an äußeren Eindrücken schult sich der innere Sinn. Innerhalb der deutschen Bildung macht sich jener Mangel auf mancherlei Art bemerkbar; sie ist reich an Trivialitäten Spezialitäten Velleitäten; eine wahrhaft lebendige Vornehmheit ist fast nirgends anzutreffen. In der gesammten schönen Literatur erscheint Graf Moltke als der einzige wirklich vornehme Schriftsteller; in der Malerei hatte Feuerbach einen vornehmen Zug, aber es erging ihm schlecht genug; und alle Wissenschaft, ob deutsch oder nicht, ist schon ihrem eigenen inneren Wesen nach unvornehm. Der Gelehrte, selbst wenn er tüchtig ist, ist als solcher stets ein geistiger Parvenu; der echte Künstler ist es niemals; zum Gelehrten kann man sich machen, zum Künstler muß

man geboren sein. Poeta nascitur. Darum steht auch der Künstler dem Herzen des Volkes weit näher, als der Gelehrte; darum vermag er erzieherisch auf das Volk einzuwirken weit mehr, als der Gelehrte. Hierin offenbart sich die Ueberlegenheit künstlerischer Bildung über gelehrte Bildung. Auch der Gelehrte kann vornehm sein, wenn und insofern er zugleich gestaltender Künstler ist; aber eben an dieser letzteren Eigenschaft fehlt es den meisten heutigen deutschen Gelehrten; und damit auch an der inneren Vornehmheit. Dies wirkt wieder auf andere Verhältnisse. In der heutigen deutschen Gesellschaft sucht man vergeblich nach weiblichen Typen, welche in modernerer Fassung etwa einer Frau von Stein glichen. Die Meisterhand eines Liotard und anderer Künstler hat uns diese Köpfe in sprechender Lebendigkeit aufbewahrt; es geht ein geistig aristokratischer Zug durch sie, den die heutige Damenwelt öfters vermissen läßt; gesellschaftlicher Luxus, gemeinnützige Bestrebungen von mehr äußerlicher Art oder gar die literarische Produktionsweise von heute können ihn nicht ersetzen. Der „prometheische Funke“ leuchtet oder — verglimmt auch in Frauenköpfen; sie sind sogar vorzugsweise das Thermometer des Zeitgeistes; denn sie reflektiren uns nur, deutlich und abgeklärt, den männlichen Geist ihrer Zeit.

Jener rein menschliche Adel der Gesinnung, welcher in Schiller Hölderlin und manchen ihrer geringeren Zeitgenossen lebte, ist ausgestorben; oder er tritt mindestens nicht ans Tageslicht. Wie jene ganze innerlich vornehme Generation nur auf einem Boden erwachsen konnte, den Rousseau mit seiner Lehre von der Rückkehr zur Natur vorbereitet hatte; so sind ähnliche Erscheinungen im heutigen oder künftigen Deutschland erst wieder zu erwarten, wenn man auch dort zu einer freien und naturgemäßen Allgemeinbildung zurückgekehrt ist. Die Ungezwungenheit und Natürlichkeit der menschlichen wie künstlerischen Existenz eines Rembrandt wird hier gute Dienste leisten. Rembrandt kann, richtig verstanden, den Deutschen die Vornehmheit inokuliren; und eine solche Impfung würde sie gegen manche Krankheit schützen. Beispiele wirken; vielleicht kommt dem jetzt so rauch- und pulvergeschwärzten Antlitz des Deutschen von Rembrandt, dem niederländischen Farbenkünstler her, noch einmal etwas frische und feine Farbe. Der feste Tritt und die hellen Siegesfanfaren des Fortinbras haben das deutsche Reich von heute politisch gegründet; aber es ist Zeit, daß in ihm auch etwas von dem feinen und bedächtigen und vornehm gedämpften Wesen Hamlet's zur Geltung komme; es ist in Niederdeutschland, es ist in den Niederlanden zu finden.

Aber auch noch anderswo bietet sich den Deutschen eine derartige Anregung. Ein Blick auf das alte Venedig, dessen Bewohner zum Theil von niederdeutscher Abkunft und daher dem niederdeutschen Meister blutsverwandt sind, könnte in ähnlicher Weise wirken. Venedig ist die vornehmste Stadt und das vornehmste Gemeinwesen, welches Europa je gehabt hat; es war sich selbst dessen wohl bewußt und ist in dieser Venedig.

Beziehung bis jetzt noch nicht wieder erreicht worden. „Hier bin ich ein Edelmann, daheim ein Schmarotzer" berichtete Dürer aus Venedig; und sein Wort gilt in mancher Hinsicht auch von der deutschen Volksart selbst, wie sie sich in Deutschland und Oberitalien entwickelt hat; hier edelmännisch, dort pfahlbürgerlich! Für den letzteren Standpunkt haben die gesellschaftlichen Verhältnisse des vorigen und die politischen Verhältnisse dieses Jahrhunderts in Deutschland weitere Belege geliefert. „In Deutschland ist Alles zu finden, nur nicht eine grandiose Ansicht von irgend einer Sache" durfte noch Cornelius schreiben. Diesem Pfahlbürgerthum entgegen zu wirken, scheint das alte Venedig noch heute berufen. Es ist so recht eine adelige Stadt; im Mittelalter aber hatte das Wort „adelig" etwa den Sinn des heutigen „ideal"; da man doch so gerne Fremdwörter ausrottet, könnte es vielleicht jetzt wieder verwandt werden. Ist doch Idealität ohnehin nichts Anderes als ein Hinstreben nach sittlichem, geistigem und körperlichem Adel. Man hat sich in neuerer Zeit oft, sei es nun auf politischem oder sozialem Gebiet, überdemokratisch geberdet; etwas innerer und äußerer Aristokratismus, nach venetianischer und Rembrandt'scher Art, würde dem deutschen Volke darum sehr gut thun. Die eigenthümliche Mischung von Handel und Vornehmheit, Kunst und Politik, bescheidenem Volksthum und stolzer Herrschernatur, wie sie das alte Venedig darstellt, ist dem neuen Deutschland noch nicht zu Theil geworden; aber sie ist in seiner bisherigen Entwickelung latent vorhanden; sie offenbar zu machen, würde eine echte Offenbarung des deutschen Geistes sein. Venedig ist geschichtlich genommen der einzige Punkt, wo deutscher Geist mit griechischem Geist sich, ohne Vermittelung des Römerthums, direkt berührt hat; und Das ist hoch bedeutsam. Wenn Rembrandt kein Niederländer wäre, so verdiente er ein Venetianer zu sein; dies gilt von seiner Person wie von seiner Malerei; an den Mündungen des Po's wie des Rheins treffen der starke Heimathssinn der Marschbewohner mit dem weiten Weltblick der Seefahrer zusammen. Das Streben des Niederdeutschen aus dem Engen ins Weite bethätigt sich beiderseits. Und man möchte wünschen, daß von dem Adel, welcher aus dem Zusammenwirken solcher Verhältnisse politisch wie künstlerisch erwuchs, auch in das heutige Deutschland Etwas überginge. Politisch hat Deutschland seine Rechte an Venedig aufgegeben; geistig darf es dies nicht; im Gegentheil: es sollte hier und anderswo, wann und wie es nur angeht, seine geistigen wie moralischen und künstlerischen Renforts verstärken. Shakespeare, der germanische Urdichter, sympathisirte nicht umsonst so stark mit Venedig; politischer geistiger künstlerischer Aristokratismus stützten und stärkten dort einander; sie erzeugten Glanz und Ruhm.

Rembrandt als Philosoph.

Die geistige Vornehmheit Rembrandt's bewährt sich ferner auch in dem tiefproblematischen und wenn man will philosophischen Zug, welcher seiner Kunst anhaftet; ja man könnte ihn den philosophischesten aller Maler nennen, wie man Shakespeare den philosophischesten aller Dichter genannt

hat. Nicht als ob beide in ihren Werken abstrakte Philosophie getrieben hätten; aber wohl in dem Sinne, daß beide dort mehr Menschenkenntniß und echte Weltweisheit entwickeln, als bei irgend einem anderen Dichter oder Maler zu finden ist. Es ist ebenso bezeichnend für Rembrandt wie für seine Beziehungen zu der innersten Tiefe der deutschen Volksseele, daß er lange vor Goethe die Gestalt Faust's aus der Volkssage ins Gebiet der Kunst eingeführt hat. Bei ihm ist jene Einheit des Denkens und Empfindens noch vorhanden, welche jeder echten Philosophie zu Grunde liegen muß die deutsche Philosophie — augenblicklich giebt es ja keine, aber wenn es wieder eine geben wird — kann hierin von dem Meister des Pinsels viel lernen; sie kann von ihm und Seinesgleichen lernen, tief und zugleich volksthümlich zu sein. Schon Horaz hat gesagt, daß Homer mehr Weisheit lehre als Chrysipp und Krantor; leider nimmt man dies meist nur als poetische Redeblume; und doch war es als bittere oder vielmehr süße Wahrheit gemeint. Das Gebiet dieser „süßen Wahrheit" wird viel zu wenig kultivirt; alles Konkrete ist süß und alles Abstrakte ist bitter; warum wendet man sich nicht mehr zu jenem als zu diesem? Spinoza und Kant sind große Philosophen; sie sind Fachphilosophen; Shakespeare und Goethe sind größere Philosophen; sie sind Menschheitsphilosophen. Daß sie ihre Weisheit in ein licht- und goldstrahlendes Gewand schöner Worte und Bilder hüllen, kann deren Werth nicht vermindern sondern nur erhöhen. Andere Künstler und darunter der vielseitigste aller Künstler, den es je gab, L. B. Alberti, haben es sogar offen ausgesprochen: „wir Philosophen sind die Wissenden; durch unsere Schriften haben wir den Menschen Gesetze gegeben; und sie belehrt, das Leben frei und vernunftgemäß einzurichten" sagt er mit berechtigtem Stolze. Aehnlich verhält es sich mit Rembrandt; nur daß er seine Gesinnung nicht in Worten sondern in Farben kundgab. Schon Goethe hat über „Rembrandt als Denker" geschrieben. Dieser vielseitige Künstler ist thatsächlich ein Philosoph; er ist Philosoph vorzüglich darin und dadurch, daß er vielseitig ist; er steht mithin in offenem Gegensatz zu dem spezialistischen und deshalb nothwendig unphilosophischen Geistesleben der Gegenwart. Den heutigen Gebildeten wie den Künstlern fehlt durchweg der Blick aufs Ganze der Welt; bei Rembrandt können sie ihn finden; er umfaßt Himmel und Erde, den Menschen und die Landschaft, die todte und die belebte Natur in gleichem Maße. Alltägliche Gegenstände und Ereignisse weiß er ins Wunderbare, wunderbare Ereignisse ins Alltägliche zu verklären; diese wie jene setzt er in direkte Beziehung zur Welt, zum Menschen, zum Herzen; zentrale Weltanschauung aber ist philosophische Weltanschauung. Unter den neueren deutschen Künstlern besaß Cornelius eine solche; aber weniger in Werken als in Worten; mit Rembrandt ist es umgekehrt.

In dieser Hinsicht berührt sich derselbe, eigenthümlich genug, mit seinem großen Zeit-, Landes- und sogar Stadtgenossen Spinoza; in Diesem ver- Verhältniß zu Spinoza

dichtet sich das von Rembrandt künstlerisch so vielfach bevorzugte uraristokratische Judenthum zur einzelnen reinen Persönlichkeit; verwandt und doch wieder fremd stehen beide Männer einander gegenüber. Ein Adliger neigt sich hier vor dem Andern. Rembrandt und Spinoza liebten beide nicht nur die innere, sondern auch die äußere Vornehmheit; die Vorliebe des Ersteren für eine prächtige Ausgestaltung seiner Gemälde wie seiner Häuslichkeit ist bekannt; dem Letztern wird im äußeren Verkehr ein besonders feines und gesittetes Benehmen nachgerühmt. Spinoza hielt, trotz seiner sonst so außerordentlich bescheidenen Lebensweise, gerade wie Luther Dürer Rembrandt Goethe Thorwaldsen auf — schöne Kleider; das Hauptstück seiner gesammten Verlassenschaft war ein Mantel zu dem damals theuren Preise von 16 Gulden. Aber weit mehr noch berühren sich jene zwei Männer auf geistigem Gebiet. Spinoza beschäftigte sich neben seiner Philosophie auch praktisch mit der Malerei; seine Porträts wurden gerühmt; und in seinem nachgelassenen, jetzt leider aber verlorenen Skizzenbuch hatte er sich selbst als einen Fischer mit dem Netz auf dem Rücken dargestellt; wohl um Menschen oder Gedanken zu fischen, nach Philosophenart. Dieser künstlerische Hang ist bei ihm wie bei anderen Männern von geistig erstem Range, welche der bildenden Kunst scheinbar fern stehen, höchst bemerkenswerth. Waren doch Dante so gut wie Kopernikus ausübende Maler: ein Selbstporträt des Letzteren befand sich noch im Besitz Tycho de Brahe's; und Ersterer schildert selbst in der Vita nuova, wie er vor der Staffelei sitzend, seine Beatrice zum ersten Male erblickte. Geist und Phantasie stehen sich eben sehr nahe. Es ist daher kein Zufall, daß Rembrandt und Spinoza so parallele Wege gehen. Auch die Art, wie beide ihren Beruf im Besonderen ausüben, bestätigt diese Seelenverwandtschaft; Beide sind Ketzer, Beide aber auch Großmeister in ihrem Fach; den herkömmlichen akademischen Regeln der Aesthetik schlägt Jener, denen der Moral Dieser ins Gesicht — und die Regeln müssen sich fügen. Das Unheimliche und Dämonische, welches man in den Schriften Spinoza's hat finden wollen, ist nicht minder einigen der besten Bilder Rembrandt's eigen; dem dämmerigen Charakter der Malerei des Einen entspricht ein quietistischer Zug in der Philosophie des Andern. Man möchte sagen, daß den Erzeugnissen Beider ein gewisses fahles Licht der — künstlerischen wie geistigen — Schilderung eigen ist. Und wie hier der Maler fast stets aus einem vereinzelten, Alles beherrschenden „hellen Schein" seine gedämpften Farbenharmonien entwickelt; so stellt dort der Philosoph den gewissermaßen einsam leuchtenden Begriff der Alles durchdringenden „Substanz" an die Spitze seiner Lehre und entwickelt aus ihm den ruhigen Glanz seines Systems. Ja man findet ganz direkte und wörtliche Bezüge zwischen der Thätigkeit Beider. „Das Licht erleuchtet zugleich sich selbst und die Finsterniß" sagt Spinoza von seiner Philosophie; kann man etwas Treffenderes von der Malerei Rembrandt's, technisch wie geistig genommen, sagen?

Spinoza, als ein rechter Denker, betrachtet die Dinge ausschließlich sub specie aeternitatis d. h. losgelöst von allen persönlichen und vorübergehenden Einflüssen; von Rembrandt könnte man umgekehrt sagen, daß er, als ein rechter Künstler, sie stets sub specie affectus d. h. nach Eingebung seiner augenblicklichen wirklichen persönlichen Stimmung betrachte. Spinoza, als Orientale, ist ganz dogmatisch, Rembrandt, als Germane, ganz individuell; Rembrandt bebt von Gefühl bis in die Fingerspitzen, Spinoza bleibt kühl bis ins Innerste; Spinoza's Ausspruch „man solle die Welt nicht belachen noch beweinen, sondern begreifen" ist bekannt; und doch: mit wem möchte man lieber lachen und weinen, als mit Rembrandt — und dabei gern auf alles Begreifen verzichten? Der Jude giebt die Weisheit des Ueberweltlichen, der Deutsche die Weisheit des Alltäglichen; und darum die bessere, die nähere, die genießbarere Weisheit. Sie entsprechen einander; aber nur wie zwei in der Form sich deckende und zugleich dem Wesen nach einander abgekehrte Halbkugeln; und sie ähneln darin anderen bahnbrechenden Geistern der Geschichte. Luther sowohl wie Kopernikus verlegten, der Tradition entgegen, den Schwerpunkt des sittlichen und irdischen Daseins in den Menschen und die Erde selbst; Rembrandt und Spinoza verlegten, ebenfalls der Tradition entgegen, den Schwerpunkt der künstlerischen und weltlichen Anschauung in das Individuum und die Welt selbst; dieses wie jenes Paar vollbrachte, auf verschiedenem und verschiedenwerthigem Gebiet, die ganz gleiche That; und doch kannten beide Paare sich unter einander nicht. Was den geborenen und den adoptirten Sohn der Niederlande in ihrem Innersten mit einander verbindet, ist der ehrliche unerschrockene ruhige tiefe Charakter der dort heimischen Menschengattung; derber und bewegter der Eine, stiller und gefaßter der Andere, gehen sie Beide gerade auf ihr Ziel zu; durch kühne Pinselführung sucht jener, durch vorsichtige Denkmethode dieser der Wahrheit nahe zu kommen.

Es muß überraschen, daß man die nahe und zu interessanten Vergleichen auffordernde Verwandtschaft jener beiden Genien bisher nicht beachtet hat; aber dies scheint darauf zu beruhen, daß sie zeitlebens persönlich einander fremd blieben. Denn nach einem merkwürdigen und bisher kaum beachteten Gesetz der Geschichte bleiben sich Persönlichkeiten, welche geistig zeitlich ja örtlich nahe zusammengehören, als Individualitäten oft zeitlebens fremd; Dürer und Peter Vischer, Friedrich II. und Kant sind parallele — Luther und Kopernikus, Shakespeare und Bacon ergänzende Größen dieser Art. Gerade weil solche Geister sich im Zentrum des Daseins treffen, gehen sie an der Peripherie desselben auseinander. Immerhin würde es recht nützlich sein, wenn auch im künftigen deutschen Geistesleben die Kunst etwas nach Rembrandt'scher Art philosophirte und die Philosophie etwas nach Spinoza'scher Art Kunstinteresse zeigte; es wäre nicht das erste Mal, daß fern liegende und einander scheinbar entgegengesetzte Gebiete sich gegenseitig befruchtet hätten. Wechselwirkung ist ein schönes

Wort; es bezeichnet einen ganz specifisch deutschen Begriff; Brüder- und Freundespaare spielen im deutschen Geistesleben eine wichtige Rolle. Innerhalb der bildenden Kunst hat ein derartiges Verhältniß zweier bedeutender Menschen zu einander seinen besten und man möchte sagen unübertrefflichen Ausdruck gefunden durch das Rietschel'sche Doppelbildniß von Schiller und Goethe zu Weimar. Dichter und Denker, welche hier beide in einander übergehen, halten einen gemeinsamen Ruhmeskranz. Ebenso halten auch Rembrandt und Spinoza, in welchen der Dichter und Denker noch weiter auseinandergehen als in Jenen, einen gemeinsamen Ruhmeskranz; er heißt: die niederländische Freiheit; denn dem freien weiten selbstdenkenden und selbsthandelnden Geist der Niederlande entstammen Beide. Das Anschauliche und das Beschauliche sind sich verwandt; bildende Kunst und Philosophie, diese schöne Doppelknospe, entrang sich einst dem griechischen Boden; sie sollte sich auch wieder dem deutschen Boden entringen.

Philosophie als Kunst. Gerade in diesem Sinne kann die Gestalt Rembrandt's, des künstlerischen Philosophen und philosophischen Künstlers auf das deutsche Geistesleben eine befruchtende Wirkung ausüben; sie kann lehren, den Begriff der Philosophie selbst weiter richtiger und tiefer zu fassen, als es bisher der Fall gewesen ist. Wer weiß, wie sehr die philosophischen Studien im jetzigen Deutschland darniederliegen — und wie es dort an selbstständigem philosophischen Denken fast vollständig fehlt —, der wird auch zugeben, daß hier eine Erneuerung noth thut. Die philosophische Goldader der Deutschen muß wieder angeschlagen werden. Dies ist aber nur möglich, wenn man auch hier aufhört, sich als Epigone zu fühlen; wenn man wieder zu autonomer Denkfreiheit zurückkehrt; wenn man die deutsche Grund- und Urkraft des Individualismus auch hier walten läßt. Einige Citate aus Goethe's Faust genügen nicht als philosophischer Gehalt des Lebens. Mag der heutige Materialismus auch verächtlich auf Alles herabblicken, was Philosophie heißt; Philosophie bleibt Philosophie; und sie wird sich ihren Platz zu erobern wissen. Sobald die deutsche Philosophie sich dazu entschließen kann, ihren Fuß auf deutsche Erde zu setzen, wird sie auch in den Kopf und das Herz des Deutschen wieder einziehen; und sie wird dann den Ehrenplatz in der deutschen Bildung einnehmen, der ihr von rechtswegen zukommt. Die deutsche Bildung kann den Blick in die Tiefe nicht vermissen. Die deutsche Philosophie muß wieder schöpferisch werden; ein schöpferisches Denken aber ist immer ein individuelles Denken; „Eines schickt sich nicht für Alle" heißt es auch hier. Die Philosophie wird einfach darum sich künftighin individuell entwickeln müssen, weil sie bisher stets individuell gewesen ist; alle bisherigen Philosophen haben für ihre Lehre den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben; und doch lehrt die gesammte Geschichte der Philosophie, daß es nur Einzelphilosophien giebt und geben kann. Die Beobachtung, daß bis jetzt noch jeder Philosoph alle seine Vorgänger mehr oder minder negirte, sollte schon längst zu jenem

Resultate geführt haben. Die Macht des Persönlichen bewährt sich gerade hier so sehr und fast mehr als anderswo. Die bis jetzt bedeutendste der deutschen Philosophien, die kantische, hat einen ausgesprochen lokalindividuellen Charakter: sittlich spiegelt sie das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorwaltende Element des kühlen Verstandes wider. Ebenso ist in Paracelsus und Albertus Magnus, in Hegel und Schelling der hochfliegende aber etwas wolkenschieberische Geist der Schwaben deutlich zu erkennen; Gründlichkeit sowie Weitblick des Niederdeutschen feiern in Bacon ihren Triumph; die sächsische Ubiquität wird durch Leibnitz vertreten; Spinoza zeigt jüdischen Dogmatismus, durchsetzt mit holländischer Beschaulichkeit. Sicherlich hat jede dieser Philosophien räumlich wie zeitlich ihre berechtigte Geltung gehabt; und behält dieselbe auch, sowie ein Kunstwerk stets seinen Werth behält, insofern es das Ewige in sich widerspiegelt. Aber weder irgend ein Kunstwerk noch irgend eine Philosophie ist für Jedermann verbindlich. Man kann Raum und Zeit, Wille und Vorstellung, Form und Farbe, männliches und weibliches Wesen oder auch beliebige andere Kategorien an die Spitze einer Philosophie stellen; Niemandem aber bleibt es trotzdem benommen, noch ganz andere neue Kategorien sich für diesen Zweck zu wählen; ja wer selbst philosophiren will, *soll* es. Alle bisherigen echten Philosophen waren Künstler, mochten sie dies nun wissen oder nicht. Aber freilich lieferten die meisten derselben nur Kartonzeichnungen, nicht ausgeführte Gemälde; ihr Denken entbehrt ganz überwiegend des Empfindens; und damit der eigentlich entscheidenden Kunstkraft. Sie strebten eine Objektivität an, welche sie doch nicht erreichen konnten; sie hätten klüger gethan, sich zu einer Subjektivität zu bekennen, welche sie doch nicht vermeiden konnten. Auf alle Fälle hat es sich gehandelt und handelt sich im Gebiet der Philosophie stets um Anschauung, nicht um Wissen; eben dadurch sind die Grenzen dieser Geistesthätigkeit klar gezogen. Schiller hat in seiner bestimmten und kurz formulirenden Art ausgesprochen: daß der Weg aller Bildung von der Natur durch die Unnatur zur Natur zurückgehe; die älteste Philosophie, welche wir kennen, die vorsokratische griechische, war eine Anschauungsphilosophie; indem die Philosophie der Zukunft, in vertiefter und vergeistigter Form zu dieser urspünglichen Denkweise zurückkehrt, schließt sich für sie der Ring der Entwickelung.

Und ein solcher äußerer geschichtlicher Verlauf entspricht durchaus dem inneren logischen Beruf der Philosophie. Man hat es wohl als die höchste Aufgabe der Wissenschaft bezeichnet, die Welt zu „beschreiben"; aber die Aufgabe der Kunst, die Welt zu „schildern", ist eine noch höhere; denn keine Beschreibung kann ein Bild ersetzen, wohl aber kann manches Bild eine Beschreibung ersetzen. Das Bild ist dem Buch überlegen. Philosophiren heißt: von dem Weltganzen sich eine innere Anschauung machen, also ein Bild von demselben gewinnen; wer sich aber ein Bild macht, sei

es immer mit welchen Mitteln, ist ein Künstler; aus diesem Grunde ist die Philosophie keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Dahin gilt es nunmehr ihren Begriff zu erweitern. Bismarck's Ausspruch „die Politik ist eine Kunst, wie das Malen und Bildhauen" ist bekannt; man hat ihn als gelegentliches Paradoxon aufgefaßt; aber er enthält nur ganz praktische Wahrheit und war als solche gemeint. Sie wiederholt sich auf verschiedenen Gebieten. Religion ist Kunst, nach Goethe; Politik ist Kunst, nach Bismarck; Philosophie ist Kunst — nach Jedem, der diesen Begriff deutsch und unbefangen auffaßt. So zeigt es sich wiederum, daß alle höheren Geisteskräfte nach dem einen Begriffe der Kunst gravitiren; daß sie der eigentliche und vollkommene Beruf des Menschen ist; „die Kunst, o Mensch, hast du allein". Stellt man den Begriff der Kunst, der logisch an die Spitze des menschlichen Daseins gehört, auch real an die Spitze desselben, so ist die Aufgabe einer wahrhaften Bildung gelöst. Ganz besonders wird das für die Deutschen der Fall sein, welche ohnehin schon durch ihre individuelle Charakteranlage vorzugsweise zur Kunst bestimmt sind. Sie wird als wirksames Korrektiv gegen die auf Abwege gerathene Bildung und ganz speziell gegen das einseitige Wissenschaftsthum von heute dienen können. Die wissenschaftliche Thätigkeit ist immer nur eine vorbereitende sichtende negative; sowie es an's geistige Aufbauen geht, tritt die Kunst in ihr unweigerliches und unbestreitbares Recht. Hüte sich darum die Wissenschaft, die ihr von der Natur gesteckten Grenzen zu überschreiten. Einmal gewonnene wissenschaftliche Resultate lassen sich nicht mehr umstoßen; auf ihnen wird stets weiter gebaut; künstlerische Resultate dagegen werden stets von Neuem umgestoßen und stets von Neuem aufgebaut. Dies ist ein grundlegender Unterschied zwischen beiden Arten von Thätigkeit. Der Gelehrte strebt nach absoluter, der Künstler nach relativer Wahrheit. Insofern freie Selbstentfaltung die Grundlage aller Kunst und zwingende Schlußfolgerung die Grundlage aller Wissenschaft ist, muß man daher unbedingt anerkennen, was schon ausgesprochen wurde; daß die Philosophie nicht eine Wissenschaft sondern eine Kunst ist. Man hat jetzt den Satz des Descartes cogito, ergo sum umzukehren in sum, ergo cogito; das heißt: ich bin — in einer ganz bestimmten, ein für allemal und nur mir gegebenen Form, in meiner Individualität; also denke ich — in einer ganz bestimmten, ein für allemal und nur mir gegebenen Form, in meiner Individualität! Mit Descartes fängt die kritische Periode der Philosophie an; mit seinen Nachfolgern, die bis heute reichen, wird sie auch aufhören; nunmehr kommt die künstlerische Periode derselben. Philosophie muß volksthümlich sein; sie kann nur volksthümlich sein, wenn sie künstlerisch ist; und sie kann nur künstlerisch sein, wenn sie individuell ist; die bisherige deutsche Philosophie ist daran gescheitert — denn Niemand wird behaupten, daß irgend ein philosophisches System noch heute in Deutschland lebendig sei — daß sie jene wahrhaft künstlerischen Forderungen entweder garnicht

oder nur in beschränktestem Maße erfüllt. Der Volksgeist verleugnete die Philosophie, weil die Philosophie den Volksgeist verleugnet hatte. Das Bild der Welt wird sich je nach der besonderen und persönlichen Färbung des menschlichen Spiegels, welcher es zurückwirft, als ein ganz verschiedenes darstellen; Abtönung Abstufung Abgliederung ist auch hier die einzig richtige Losung — und Lösung; sie bleibt stets eine Sache des Künstlers. Letzterer hat das von ihm selbst oder Anderen gewonnene Material erst subjektiv zu gestalten; in Bezug auf diese Gestaltung ist er vollkommen selbstherrlich und nur sich verantwortlich; Klarheit Konsequenz Kontinuität der Darstellung ist Alles, was man von ihm verlangen kann und darf. Dies gilt wie von jedem anderen, so auch von dem philosophischen Künstler.

Die Auffassung der Philosophie, als einer Kunst, macht sie erst recht fruchtbar. Je mehr geschlossene und völlig in sich durchgebildete Weltanschauungen aus einem Volke geboren werden, desto besser ist es für dasselbe; also je mehr deutsche Philosophien, will sagen deutsche Weltanschauungen es geben wird, desto besser wird es für die Deutschen sein. Vielheit ist hier Gewinn. Aus den oben genannten Eigenschaften entwickelt sich der deutsche Einzelphilosoph; und es wäre nur natürlich, wenn sich gleich den lokalen deutschen Kunstschulen auch lokale deutsche Philosophenschulen bildeten; den sämmtlichen deutschen Philosophen endlich wird wiederum ein gemeinsamer Charakter eigenthümlich sein. Auch innerhalb dieser Kunst gruppiren sich die Individualitäten neben und über einander. Bereits im vorigen Jahrhundert nahm die deutsche Geistesentwickelung thatsächlich einen bedeutsamen Anlauf nach einer solchen Richtung hin; es gab damals in Hamburg, in Berlin, in Weimar, in Düsseldorf, in Wien und anderswo individuell geartete Geisteskreise. Nicht nur literarisch oder poetisch, sondern auch allgemein menschlich und philosophisch gliederte sich damals der deutsche Volkskörper in einzelne größere Massen. Es waren Organe, die sich gegenseitig befruchteten; ohne Voß' Luise gäbe es nicht Goethe's Hermann und Dorothea; und ohne Kant nicht den gereiften Schiller; aber diese Ansätze zu einer reicheren Ausgestaltung des nationalen Innenlebens starben später ab. Man sollte sie jetzt wieder erwecken. Der Professor ist heutzutage wieder, gerade wie vor Luther und vor Goethe, der Generalentrepreneur der deutschen Bildung; ob er in Straßburg oder Königsberg dozirt, er dozirt überall gleich; das ist gegenüber jenen früheren Zuständen ein Rückschritt ja geradezu ein geistiges Verarmen zu nennen. Die deutsche Bildung hat offenbar quantitativ zu-, aber qualitativ abgenommen.

Das volksthümliche Denken.

Echte Philosophie ist, eben weil sie durchaus individuell denkt, die Feindin jeder Bildungsschablone; und diese Philosophie ist es gerade, welche den heutigen deutschen Gebildeten fehlt; erst durch richtig verstandene Denkfreiheit können sie sich die geistige Freiheit überhaupt wieder aneignen. Weder ein Denken ohne Wissen wie früher, noch ein Wissen ohne Denken wie jetzt, ist dem Deutschen gemäß; er hat sich beider Kräfte gemeinschaft-

lich zu bedienen; und dies muß in künstlerischem Sinne geschehen. Vor Allem wird die deutsche Philosophie, insofern sie deutsche Kunst ist, mit der deutschen Volksseele die allerengste Fühlung zu suchen haben. Auch in dieser Hinsicht ist Rembrandt, als der hervorragendste Vertreter des deutschen des modernen des zukunftbeherrschenden Individualismus, zum Lehrer und Erzieher seines Volkes berufen; was er direkt für die bildende Kunst, das lehrt er indirekt für die Kunst des Denkens, für die Philosophie: die freie Entwickelung der Persönlichkeit. Durch Rembrandt hindurch führt der Weg zur Individualisirung der deutschen Philosophie. Sie wird desto mehr Kunst sein, je mehr sie im Geiste Rembrandt's gehalten ist: in einem Geiste, der nicht seitwärts oder rückwärts schielt, sondern aus eigener Seele gerade aus blickt; in einem Geiste, der von der äußersten Oberfläche der Welt bis in ihren innersten Kern dringt; in einem Geiste, der das Niedrigste dem Höchsten vermählt. Für die Philosophie wie überhaupt für's Leben kommt es weniger darauf an, weit als tief zu sehen: nur muß man freilich vor Allem klar sehen; dann erkennt man die Sonne auch im Sonnenstäubchen. Für den echten Geist giebt es nichts Triviales; und der Philosophie im Besonderen würde es nicht schaden, wenn sie vom Kothurn auf den Soccus niederstiege; sie darf nicht hochtrabend sein. „Die Kunst steckt wahrhaftig in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie" sagt Dürer; und dies gilt nicht. am wenigsten von der Kunst des Denkens. In der Wetterkunde hat sich gezeigt, daß die letzten Ergebnisse der Wissenschaft oft wieder zu den „Bauernregeln" zurückführen; es könnte sein, daß es mit den letzten Ergebnissen der Philosophie ebenso ginge. Wer es vermag, kann wohl über einen Apfel oder einen Ziegelstein gerade so Köstliches sagen, wie irgend ein Anderer über den Sternenhimmel oder den Apoll von Belvedere. Man braucht die Welt nur an einem Zipfel zu fassen, so hat man sie ganz. Eine echte Philosophie muß für den Bereich des Gedankens ungefähr das bieten, was die Bergpredigt für den Bereich des Gefühls bietet; eine solche Philosophie gab es bisher nicht; aber es ist möglich wünschenswerth nothwendig, daß es sie später einmal gebe. Für jetzt kann man nur die Forderung nach derselben aufstellen; der erste Schritt, um etwas zu bekommen, ist, daß man es von sich und Anderen fordert. Größte Klarheit des Denkens und größte Tiefe des Denkens müssen innerhalb einer solchen Philosophie mit einander verbunden sein; und sie können mit einander nur verbunden sein bei größter Volksthümlichkeit des Denkens; denn die Seele des Volkes allein ist zugleich klar und tief. Dieser letztere Gesichtspunkt ist der einzige, unter dem heutzutage philosophirt werden kann und soll; wer nicht vergangene Philosophie registriren sondern kommende Philosophie produziren will, hat auf ihn das Augenmerk zu richten; sonst ist sein Streben vergeblich.

Die Gedanken des Philosophen reichen weit; aber eben darum wollen sie an das Engste geknüpft sein; das Vor und Zurück, welches alle Kunst

beherrscht, macht sich auch hier geltend. In der That läßt sich eine Philosophie denken, welche die Dinge des täglichen Lebens ebenso sehr von innen heraus durch die Macht der Gedanken und des Wortes verklärt, wie etwa Rembrandt sie von innen heraus durch die Macht der Form und der Farbe verklärt hat. Es wäre eine Philosophie der Alltäglichkeit der Natürlichkeit der Kindlichkeit; aber es würde keine Philosophie der Trivialität sein; E. v. Hartmann, der diese letztere vertritt, würde sich zu ihr etwa verhalten wie Nicolai zu Goethe. Diese Philosophie würde vielleicht die deutscheste aller Philosophien sein; sie würde so etwas wie eine niederdeutsche Philosophie sein; gerade wie Rembrandt der deutscheste und niederdeutscheste aller Maler ist. Vielleicht müßte es eine Philosophie sein, die gesungen würde; und die durchaus poetisch wäre; denn das tiefste Innere des Volkes ist Poesie; eine Philosophie aber, die ihm gehören soll, müßte zu seinem tiefsten Innern sprechen. Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt. Der volksthümliche Philosoph muß etwa zwischen Shakespeare und Jakob Böhme in der Mitte stehen; er muß die Klarheit des Ersteren und die Tiefe des Letzteren besitzen; er soll dem dunklen Brunnen gleichen, in den bei hellem Tage die Sterne hineinscheinen. Es giebt einen Punkt im Innenleben des Menschen, wo sich alle seine tiefsten Bestrebungen treffen; und von dem sie wieder ausstrahlen; auf diesen konvergirt auch eine volksthümliche Philosophie. Ist sie echt, so wird sie aus dem Zentrum der Menschenseele geboren; sie wird nicht erdacht und nicht gemacht; sie wird erschaut. Und es könnte recht wohl sein, daß wie früher schon die bildenden, alsdann auch die anschauenden Künste — wenn man Philosophie und Religion als solche bezeichnen will — in einander übergingen; daß also eine derartige deutsche Philosophie der Religion sehr nahe stände. Und diese anschauenden Künste berühren sich wieder mit den handelnden Künsten, zu welchen auch die Politik gehört; Bismarck selbst hat bekannt, daß die tiefste Quelle seines politischen Handelns Religiosität sei. Religion Philosophie Politik Poesie bildende Kunst führen schließlich auf eine gemeinsame Quelle zurück: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe. Hier liegt das Zentrum der Menschennatur; bewegt sich dasselbe dem geistigen Weltzentrum parallel, so sind die Handlungen des Menschen richtig; und je klarer sich der Einzelne dieses inneren Zusammenhanges seines Selbst mit dem Weltganzen bewußt ist, desto besser ist es für ihn. So hat es Rembrandt gemacht.

Das Gefühl für den direkten Zusammenhang der einzelnen und einzelnsten natürlichen wie menschlichen Erscheinungen mit dem großen und einheitlich ausstrahlenden Weltganzen ist der heutigen Wissenschaft durchgängig verloren gegangen; insofern ist sie unphilosophisch und irreligiös zu nennen. Ja man könnte noch weiter gehen; man könnte sagen, daß sie in wesentlicher Hinsicht geistlos sei; denn Geist ist eben: die Beziehung aller Theile zum Ganzen und des Ganzen zu allen seinen Theilen. Die

Mangel an Philosophie.

heutige Wissenschaft schwelgt in Einzelheiten; sie hat sich wie manchem ihrer Verehrer damit den Magen verdorben. Denkende Künstler verlangt man schon lange und neuerdings sogar „denkende Dienstmädchen"; sollte man nicht auch das Recht haben, denkende Gelehrte zu verlangen? In der großen Mühle des Spezialismus werden die geistigen Individualitäten, welche sicherlich jetzt in nicht geringerer Zahl und Güte vorhanden sind als je, geradezu zerpulvert; und ohne ausgesprochene wie ausgebildete Individualitäten giebt es keinerlei selbstständige Produktion. Daher denn das Vorherrschen und Vordringen der Mittelmäßigkeiten im heutigen wissenschaftlichen Leben; die geistigen Persönlichkeiten sterben aus und Nummern treten an ihre Stelle. Scharfblickende und unparteiische Beobachter haben Das schon längst erkannt; „diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatt; Jeder meint, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht" berichtet schon H. von Kleist; und wie sehr hat sich diese Gattung seitdem vermehrt. „Studirende und Studirte aller Art gehen in der Regel auf Kunde aus, nicht auf Einsicht" bemerkt Schopenhauer; und „in allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig, wie in der Beurtheilung irgend welcher anderen organischen Bildungen" sagte Bismarck einmal in offenem Reichstag. Schöpfung und Beurtheilung organischer Bildungen ist aber die höchste Aufgabe, welche dem Menschen überhaupt gesetzt ist; und es scheint, daß die jetzige Wissenschaft dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen ist; hier liegt ihr Todeskeim. Es wäre von Nutzen, wenn sich heutige Forscher über diesen Thatbestand ernstlich Rechenschaft geben wollten; ihn abzuleugnen, hilft zu Nichts; eine Reaktion nach der entgegengesetzten Seite ist ebenso nützlich wie nothwendig. Und sie wird sicherlich stattfinden, wenn die Wissenschaft an der Umbildung des innerdeutschen Lebens nach der künstlerischen Seite hin, welche sich jetzt vollzieht, möglichst Antheil nimmt; dann werden ihre Aufgaben, ihre Methoden, ihre Mittel, ihre Ziele sich in mancher Hinsicht ändern müssen. Wissen ist Stückwerk, Können ist Ganzwerk. Das Schöpferische liegt schon im Worte Kunst selbst ausgedrückt; es ist vom Können abgeleitet und im aktiven Sinne angewandt; eine Sache „können" heißt hier: sie ins Leben rufen können, sie schaffen können; schaffen kann aber, unter allen Umständen, nur der ganze Mensch.

Jemehr die Wissenschaft sich, innerhalb der ihr gezogenen Grenzen, nach einer künstlerischen Richtung hin entwickelt, desto eher wird sie dem ihr jetzt anhaftenden Fluch des Spezialismus entgehen. Diese Umwandlung kann und soll sich auf sehr verschiedenen Gebieten vollziehen; aber wenn sie in richtiger Weise geschieht, so wird sie sich im Zeichen Rembrandt's vollziehen. Ist es auch nur eine „Wirkung in die Ferne", welche der große Mann hier ausübt, so ist es darum doch nicht minder eine sichere und heilsame Wirkung. Rembrandt ist der Vertreter des Künstlerischen und Echten, des Subjektiven und Nationalen innerhalb der deutschen

Bildung; und als solcher hat er auch hier zu wirken. Eine mehr philosophische Behandlung der Wissenschaft — also eine solche, welche die Einzelfächer der Forschung in eine direkte Verbindung zum Weltganzen einerseits und zur menschlichen Natur andererseits setzt — ist das einzige Mittel zur Bekämpfung des heutigen Spezialismus. Und weil alle Philosophie von künstlerischer Art ist, so wird damit auch die Wissenschaft, in den jeweilig einzelnen Richtungen ihrer Thätigkeit, sich künstlerischer gestalten; nicht als ob sie deshalb an Schärfe der Beobachtung und der anzuwendenden Forschmethode verlieren sollte; aber wohl in dem Sinne, daß die Ergebnisse dieser Methode nur als Material zu dem einheitlichen Bau einer so oder so zu formenden Weltanschauung aufgefaßt werden. Also: die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft sollen nicht als geistige Erzeugnisse letzter, sondern nur als solche vorletzter Instanz angesehen werden. Sie sollen das Material liefern, mit dem der philosophische oder sonstige Künstler operirt, um zu *schaffen*; und die Forscher sollen, soweit es ihnen möglich ist, selbst schaffend thätig sein; und, soweit ihnen dies nicht möglich ist, sich in aufrichtiger Bescheidenheit den schaffenden Geistern von einst und jetzt unterordnen. Es ist das Prinzip der echten Aristokratie: daß Jeder an seinem Platze so viel gelten soll, wie er ist; daß aber auch Niemand mehr gelten soll, als er ist; und daß er sich daher Höherstehenden willig unterzuordnen hat. In einem wirklich vornehmen Geistesleben, wie es doch den Deutschen zu wünschen ist, muß dies Prinzip herrschen; und wenn es zu seiner berechtigten Geltung, auch innerhalb der Wissenschaft gelangt, so wird es derselben den demokratischen Charakter nehmen, welcher ihr jetzt noch vielfach anhaftet und allem Wissen, blos als solchem, stets anhaften wird. Eine philosophische und antispezialistische Auffassung der Wissenschaft vermag also das geistige Niveau derselben zu heben; indem das verstandesmäßige Wissen seine Ansprüche herabdrückt, wird die wirkliche Wissenschaft ihre Leistungen heraufrücken; und das würde einen Bildungsfortschritt bezeichnen.

Die mikroskopische Weltanschauung.

Ein solcher philosophischer Betrieb der Wissenschaft würde sich, wenn man individuelle Tendenzen von rein persönlicher Art außer Acht läßt, in mannigfachster Art äußern; zunächst dem Weltganzen gegenüber; oder genauer gesagt im Gebiet der Naturwissenschaften. Das Auge des deutschen Forschers, welches zumeist mit einer Brille bewaffnet ist, ist zu sehr auf's Kleine gerichtet; es hat dadurch, im innerlichen Sinne, den weiten Weltblick verloren. Die Natur rächt sich; einzelne Sinne können nur geschärft — oder vielmehr zugespitzt — werden auf Kosten des ganzen Menschen; und damit geht das Gleichgewicht seiner geistigen Existenz verloren. Schon Spinoza, der zwar kein Gelehrter, aber wohl ein Denker und theilweise ein Künstler war, hält es nicht für rathsam, im physischen und geistigen Sinne allzusehr in's Kleine zu gehen; „die schönste Hand, durch's Mikroskop betrachtet, wird uns gräßlich vorkommen" hat er weise und warnend

bemerkt. Er spricht damit nicht nur eine philosophische und künstlerische sondern ganz besonders eine naturwissenschaftliche Wahrheit aus. Andere sekundiren ihm. Goethe wollte vom Gebrauch des Mikroskop nichts wissen; und so absurd auch den Meisten heutzutage eine derartige Anschauung scheinen mag; sie ist doch, innerhalb gewisser Grenzen, berechtigt. Man darf sich über das innerste und bestimmte Gefühl eines großen Mannes nicht so ohne weiteres hinwegsetzen. Sollten nicht, wie gewisse Ton- und Farbenschwingungen über die Aufnahmefähigkeit der normalen menschlichen Sinne hinausreichen, so auch gewisse Erkenntnißschwingungen über die Aufnahmefähigkeit einer gesunden menschlichen Seele hinausreichen? Und hat der Erfolg jenen beiden Denkern und Dichtern nicht etwa Recht gegeben? Hat die wissenschaftliche spezialistische mikroskopische Kultur von heute die menschliche Seele als solche wohl bedeutend vorwärts gebracht? Man muß diese Frage verneinen. Verschließe man die Augen nicht vor ihr; versuche die Wissenschaft lieber, sich wieder zum Goethe'schen makroskopischen Standpunkt zu erheben; sie braucht den Geist der scharfen Beobachtung darum nicht aufzugeben; sie soll ihn nur unterordnen dem Geist der Betrachtung. Thatsachen sind subaltern; und eine bloße Wissenschaft der Thatsachen ist deshalb immer subaltern; sie bedeutet kaum mehr als eine bloße Wissenschaft der Doktrinen. Nur eine Wissenschaft der Gesetze, eine Wissenschaft des Geistes, eine Wissenschaft des Lebens kann wirklich Wissenschaft genannt werden; und diese steht der Kunst sehr nahe. Einige ganz praktische Beispiele mögen genügen, um den Schaden anzudeuten, welchen ein Beharren und Aufgehen der Wissenschaft in dem rein mikroskopischen Standpunkt der letzteren unter Umständen zufügen können. Der größten naturwissenschaftlichen Entdeckung dieses Jahrhunderts, der Robert Mayer'schen Wärmetheorie, wurde in dem seinerzeitigen und auch noch jetzigen Moniteur der Physiker, Poggendorf's Annalen, die Aufnahme zum Druck versagt, als ihr Urheber sie dort zuerst bekannt machen wollte. Er sandte dieselbe, klar und bündig in einem Aufsatz von acht Seiten ausgesprochen, an die betreffende Redaktion; diese wies den Aufsatz als untauglich zurück. Die kleinen Entdeckungen präkonisirt man und die großen läßt man laufen. Mehr oder minder hat sich dergleichen freilich zu allen Zeiten ereignet; aber das Charakteristische und Neue ist, daß man dergleichen heutzutage für unmöglich erklärt; die Unwahrheit und der Hochmuth der Gegenwart äußert sich darin, daß sie sich besser dünkt als andere Zeiten. Es verhält sich gerade umgekehrt; es ist jetzt wie je; und vielleicht nur ein wenig ärger. Auch in der Geschichtswissenschaft fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen. Der Hermes des Praxiteles z. B. wurde sogleich nach seiner Auffindung von einem angesehenen archäologischen Fachmann für „späte römische Arbeit" erklärt; wer späte römische Arbeit kennt, weiß, welch ein Grad von künstlerischer Rohheit und Werthlosigkeit damit bezeichnet werden sollte; bei etwas mehr künstlerischem Blick würde dem be-

Spezialismus.

treffenden Herrn ein solches Urtheil und der deutschen Wissenschaft ein solches — Erlebniß erspart geblieben sein. Wie sehr und wie lange man die nützlichen Arbeiten Schliemann's anfeindete, ist bekannt. In diesen Fällen, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, fehlte es einfach an makroskopischem Blick; und doch wohl nur, weil allzuviel mikroskopischer Blick vorhanden war. Es ist, als ob der große und allumfassende Geist Goethe's das Unheil vorausgesehen hätte, welches die mikroskopisch beobachtende und mikroskopisch denkende Wissenschaft, also der Spezialismus von heute dem deutschen Gesammtleben zufügen würde. Verachte man darum seine Ansicht nicht so sehr; sein Widerwille gegen das Mikroskop galt dem Spezialismus von heute; der nicht nur eine freiere und tiefere Gestaltung der Einzelwissenschaften, sondern auch alles echte und freie Menschenthum unterdrückt. Der Künstler steht immer auf Seite des letzteren; so Goethe; so Rembrandt und viele Andere. Sie sind, menschlich wie geistig genommen, Antimikroskopiker.

Es giebt kaum einen größeren Gegensatz zu den mittelalterlichen Miniaturen, als ihn die Rembrandt'sche Malerei darstellt; wie jene mikroskopisch so schildert diese makroskopisch; und zuweilen selbst bis zu einem Grade, daß er dem Laien als undeutlich verwischt verblasen erscheint. Aber hier, wo man seine Schwäche zu erkennen glaubt, beginnt erst seine Größe; die Weite des Blicks ist es, welche ihn scheinbar über die Dinge hinweg, wirklich aber ihnen ins Herz hineinsehen läßt. Eine öde Dünenlandschaft, von seiner Hand gemalt, bewegt sich in so feinen und vornehmen Farbenakkorden, daß dieselben für Auge und Sinn eines Durchschnittsmenschen entschieden als zu hoch oder zu tief gegriffen erscheinen; aber dergleichen Fehler verzeiht man ihm gern. Es sind umgekehrte Majestätsverbrechen; Verbrechen, welche aus einer überlegenen Majestät des Geistes entstehen; und die nur vor dem unsichern Forum der großen Masse als solche gelten. Seine scheinbare Schwäche und wirkliche Stärke theilt Rembrandt hier mit Goethe; und es wäre nicht so übel, wenn die deutsche Wissenschaft sich als dritte im Bunde erwiese. Möge man immerhin mikroskopisch beobachten; aber möge man makroskopisch denken; denn Das heißt philosophisch denken. „Was ist, ist vernünftig" sagt Hegel; und so scheint auch jenem Spezialismus eine gewisse geschichtliche Nothwendigkeit zu Grunde zu liegen; aber freilich nur, insofern er eine vorübergehende Erscheinung ist. Wie die deutsche Malerei sich aus dem Engen und Kleinlichen der mittelalterlichen Technik zu dem Weiten und Freien der Rembrandt'schen Kunst entwickelte; wie sie aus klösterlicher Beschränktheit sich zu schöpferischem Weltblick erhob; und wie jene, in mancher Hinsicht, sogar eine nothwendige Vorstufe des letzteren war: so mag auch das einseitige Spezialistenthum des deutschen Geisteslebens der Gegenwart nur die nothwendige Vorstufe einer künftigen vorzugsweise weiten und freien Geistesentwicklung sein. Vielleicht wird die Raupe, von der H. von Kleist sprach, noch einmal zum Schmetterling.

Tektonik der Natur.

Es giebt jetzt schon wissenschaftliche Geistesoperationen, welche künstlerischen Geistesoperationen sehr verwandt sind. Und zwar ist dies gerade innerhalb der reinsten und abstraktesten aller Wissenschaften der Fall, in der Mathematik. Es giebt mehr oder minder „elegante" Arten, ein mathematisches Problem zu lösen; die eleganteste Art, also nach einer rein formalen und sozusagen künstlerischen Begründung, gilt auch nach wissenschaftlichem Begriff für die beste. Die Wissenschaft geht hier, von innen heraus, bereits in Kunst über. Ebenso wird die Naturwissenschaft ihre Aufgabe am besten lösen, wenn sie in ähnlicher Weise künstlerischen Tendenzen folgt. Unter den möglichen Einzelfächern der Naturwissenschaft ist ein einzelnes noch nicht angebaut und fast nicht einmal als möglich erkannt; dennoch kommt ihm unmittelbar nach der Mathematik der erste Rang zu; es ist dasjenige Fach, welches man als „Tektonik der Natur" bezeichnen könnte. Diese wird sich, eben auf Grund der reinen Mathematik, mit den mathematisch-künstlerischen Strukturverhältnissen der Naturwesen zu beschäftigen haben; die Formen und Formenverhältnisse eines jeden organischen Wesens, nach deren tektonischem und künstlerischem Werthe, fallen in ihren Bereich; sie giebt, wenn man will, eine künstlerische Grammatik der Natur. Da man von einer „Grammatik der Ornamente" schon längst spricht, dürfte der erstere Ausdruck nicht zu gewagt sein; er greift nur weiter, als der letztere; denn es handelt sich hier um eine Grammatik nicht nur todter sondern auch lebendiger, nicht nur ornamentaler sondern auch struktiver Formen. Einzelne, aber unter sich ganz zusammenhangslose Versuche sind auf diesem Gebiete bereits gemacht worden: Ansätze zu einer späteren einheitlichen Auffassung desselben, aber auch nicht entfernt der wirkliche Anfang einer solchen. Freilich ist die Aufgabe umfassend genug. Der weitsehende Geist eines niederdeutschen Künstlers und Kunstdenkers, Semper's, hat gelegentlich diese neue Wissenschaft gestreift; und Karl von Baer, der selbstständigste Gegner oder vielmehr Berichtiger der Darwin'schen Lehre, hat ebendasselbe von der naturwissenschaftlichen Seite her gethan. Er hat darauf hingewiesen, daß die Entwickelung des Gehirns und der Sprachorgane beim Menschen allein durch seinen aufrechten Gang bedingt werden; daß dieser den ganzen Bau des menschlichen Körpers sowie überhaupt erst die Statuirung einer besonderen zoologischen Gattung „Mensch" ermöglicht; daß der Mensch nicht sprechen und folglich nicht denken könnte, wenn er nicht aufrecht ginge; daß der Geist des Menschen, mag er nun sonst sein was er will, auf alle Fälle erst ein Ergebniß seiner besonderen körperlichen mathematisch-künstlerischen Strukturverhältnisse ist. Der Mensch ist ein denkendes Wesen, weil er eine gerade Linie bildet. Schiller's „es ist der Geist, der sich den Körper baut" gilt daher auch in umgekehrtem Sinne; die äußeren sinnlichen Formenverhältnisse des menschlichen Körpers, in ihrer Summe, geben eine Silhouette des inneren geistigen Lebens, welches ihn beseelt; und zwar in genereller wie individueller Hinsicht.

Welchen Reichthum von künstlerischer Form und Farbe z. B. der Körper eines geschlachteten Rindes enthält, hat Rembrandt mit seinem betreffenden Bilde im Louvre gezeigt; für Den, der zu sehen vermag, lehrt es jeder Fleischerladen; die Struktur Gliederung Abtönung der Formen geht bis ins Einzelnste; und dennoch schließen sie sich zu voller und geschlossener Wirkung zusammen. Es ist eine lebendige farbige gluthvolle Architektur; die Trümmer von Palmyra oder Athen sind nicht schöner als die eines thierischen Organismus. Auch Tizian und Rubens haben sie sich gern zum Vorwurf genommen; von Männern der Wissenschaft ist diese ihre Bedeutung freilich wenig gewürdigt worden. Vitruv berichtet, daß die alten Griechen ihre Tempelbauten den Maßen des menschlichen Körpers anpaßten. Und wenn Christus diesen ausdrücklich einen „Tempel" nennt, so ist das mehr als ein Vergleich; es ist künstlerische Anschauungsweise; ja ein künstlerisches Urtheil. Wenn er die „Lilien auf dem Felde" dem höchsten ihm bekannten Kunstwerk, dem salomonischen Prachtbau vorzieht; wenn er diese beiden „Kunstwerke" mit einander vergleicht; wenn er sie überhaupt unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringt: so zeigt Das, wie richtig er, obwohl oder weil er kein Naturforscher war, die künstlerische Seite der Natur erkannte. Er faßte sie menschlich auf und darum wahr. Darwin, der dem Christenthum nicht übel wollte, hätte mehr von ihm lernen sollen; und was von ihm, gilt von der gesammten heutigen Wissenschaft; sie ist christusscheu menschenscheu kunstscheu.

Darwin's eigentliche Schwäche liegt darin, daß er dieses künstlerische Element in der Natur so gut wie ganz ignorirt; er konstatirt Einzelheiten und verliert darüber die Einheit des Weltbildes aus dem Auge; ihm fehlt der philosophische Zug. Dieser hervorragendste Vertreter der heutigen Wissenschaftlichkeit bethätigt die unplastische und unkonstruktive Sinnesart, welche in geistigen Dingen den Engländern oft eigen ist; dieselben geben in historischen Biographien, statt eines abgeschlossenen Bildes, gern nur Haufen von Materialien; Darwin, der die Biographie der Welt schreiben will, macht es ebenso. Er liefert Bausteine, kein Gebäude. Darwin hat in seinen Lebenserinnerungen die ihm selbst, wie er sagt, unverständliche Thatsache verzeichnet, daß der ihm in seiner Jugendzeit in hohem Grade eigenthümliche Sinn für Kunst und Poesie mit seiner Vertiefung in naturwissenschaftliche Studien stetig abgenommen habe und schließlich zu seinem eigenen Leidwesen ganz verschwunden sei. Diese Thatsache ist außerordentlich belehrend; eine Naturforschung, welche den Kunstsinn erstickt, ist sicher einseitig; und daher nicht die rechte. Der menschliche Geist athmet, von rechtswegen, ein und aus; er hat in der Natur die Kunst und in der Kunst die Natur aufzusuchen. Erst der mathematische und tektonische Aufbau der einzelnen Naturwesen entscheidet endgültig über ihre Stellung zu einander sowie zu dem sie umfassenden Erd- und Weltganzen. Ein Beispiel für andere sei erwähnt. Innerhalb der Botanik sind rein mathematische

Darwin.

Formengesetze, so das des goldenen Schnitts, als weitverbreitet und von hoher Bedeutung für die Gesammtentwickelung der Pflanzenwelt erst neuerdings nachgewiesen worden. Ein vollendeter Wohllaut der Form-, Maß- und Zahlenverhältnisse des Naturlebens giebt sich hier in überraschender Weise kund. Er bewegt sich in regelmäßigen Kadenzen, in harmonischen Akkorden, in streng gesetzmäßiger Folgerung und eröffnet so für eine künftige Naturforschung die allermerkwürdigsten Perspektiven.

Kepler. Im größten Maßstabe und mit glänzendstem Erfolg ist jene echt künstlerische und echt philosophische Denkmethode schon früh von dem bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft, welchen Deutschland je gehabt hat, von Kepler auf die Astronomie angewandt worden; nach seiner eigenen ausdrücklichen Erklärung gelangte er von Forderungen rein und durchaus künstlerischer Art, von dem Suchen nach Einfachheit und Harmonie und Ausgleich innerhalb des Weltgebäudes, zu seinen unsterblichen Theorien. Er suchte nach der „elegantesten" Lösung des ihm vorliegenden Problems; und er fand sie. Er hat die Sphärenmusik demonstrirt, welche Plato einst ahnte; diese Art von Musik gilt auch für irdische Sphären und Atmosphären; sowie für Das, was sie an lebenden Wesen beherbergen. Wie jedes organische Geschöpf in seiner sinnlich wahrnehmbaren Existenz physikalischen und chemischen Gesetzen folgt, so folgt es in und während dieser Existenz auch künstlerischen Gesetzen; jene hat man längst in den Bereich der Naturwissenschaften gezogen; diese harren noch ihrer Ausbeutung ja nur ihrer Konstatirung. Alle drei Arten von Gesetzen stehen begreiflicherweise unter sich in einem nothwendigen Zusammenhange; ihn zu erkennen nachzuweisen darzustellen, ist eines der höchsten und vielleicht das höchste Ziel aller Naturwissenschaft. Ist dasselbe erreicht, so wird die Naturwissenschaft einen künstlerischen Zug gewinnen, der den ihr sonst so gern anhaftenden Zug zum Materialismus und Mechanismus erfolgreich neutralisirt. Es wird dann eine Art von künstlerischer Mathematik geben; sie wird die erweiterte Umkehrung jener mathematischen Kunst sein, welche sich in der oben erwähnten „eleganten" Lösung mathematischer Probleme äußert; nicht umsonst hat unter den alten Philosophen Plato und unter den neueren Spinoza auf „Geometrie" ein so hohes Gewicht gelegt. Erdmeßkunst, richtig verstanden, ist Weltmeßkunst; und zwar nicht nur im räumlichen, sondern auch im geistigen Sinne; wer die Welt zu messen vermag, vermag sie auch zu begreifen; und wer sie begreifen kann, kann sich ein Bild von ihr machen; er gewinnt eine Weltanschauung. So mündet die Naturwissenschaft in die Philosophie. Was Architektur für die bildende Kunst, eben das ist Architektonik für die denkende Kunst d. h. die Philosophie; nämlich die Grundlage, der Rahmen und zugleich der Kern ihres ganzen Wesens. Man spricht vom Bau des menschlichen Körpers sowie vom Bau der Welt; aber man sollte diesem künstlerischen Begriff auch innerlich gerecht werden; und ganz besonders auf wissenschaftlichem Gebiet. Von

dem Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst gilt genau Dasselbe, was man von dem Verhältniß der Vernunft zur Religion gesagt hat; wenig Vernunft führt von Gott ab, viel Vernunft führt zu ihm zurück; wenig Wissenschaft führt von der Kunst ab, viel Wissenschaft führt zu ihr zurück. Die Wissenschaft wird zur Kunst und die Kunst wird zur Religion — wenn beide sich hoch steigern. „Ich suche in mir den Gott, den ich außer mir überall finde" lautet ein Ausspruch Kepler's. Der bedeutendste deutsche Forscher sagt also genau Dasselbe über die Motive seiner Handlungsweise aus, was der bedeutendste deutsche Politiker über sie aussagte; je ein Niederdeutscher und ein Oberdeutscher von bestem Schlage stimmen hierin überein; so müssen diese Motive denn doch wohl von echt deutscher Art sein. Zu ihnen sollte auch die deutsche Wissenschaft zurückkehren: zu Gott, zur Philosophie, zur Kunst.

Die künstlerische Weltanschauung.

Eine derartige höchst künstlerische und zugleich höchst wissenschaftliche Auffassung der Natur würde erst eine wahrhaft objektive Darstellung derselben ermöglichen; die Einheit des Geistes der Natur spiegelt sich gewissermaßen parallel wider in der Einheitlichkeit des Aufbaues ihrer Organe; und dieser Aufbau selbst, wie jeder einheitliche Aufbau eines Organismus, fällt deshalb unter den Begriff des Künstlerischen. Die künstlerische Weltauffassung ist also nur scheinbar eine subjektive, in Wirklichkeit aber die einzig objektive; da die Welt ein in sich zusammenhängendes und geschlossenes Ganzes bildet — was kein Vernünftiger leugnen wird — so ist nur diejenige Weltanschauung eine objektive, welche den einzelnen Organen dieses Ganzen, innerhalb desselben und in stetem Hinblick auf dasselbe, ihren richtigen Platz anweist: der Spezialist kann nicht objektiv sein. Denn Einzelheiten, welche aus dem Zusammenhang eines Ganzen herausgerissen werden, geben sowohl von diesen Einzelheiten selbst wie von dem Ganzen, welchem sie ursprünglich angehören, ein falsches Bild. Eine Weltanschauung, die so verfährt, schielt. Die jetzige Wissenschaft ist stolz auf ihre Objektivität; aber sie vergißt leicht, daß Farblosigkeit und Monotonie nicht Wahrheit ist; daß es in der Welt, physisch und geistig, nichts völlig Farbloses giebt; und daß darum wahr und objektiv wahr nach dem Umfang menschlicher Kräfte nur Das ist, was die Welt und ihren Bau wie in der Form so auch in der Farbe parallel widerspiegelt. Die Dinge empfangen physisch ihre Schattirung und demnach auch ihre Färbung durch die Stellung, welche sie zu einer beliebigen, aber stets zentral ausstrahlenden Lichtquelle einnehmen; man wird sie also auch geistig nur dann richtig beurtheilen, wenn man ihre Stellung zu der sie schattirenden, abtönenden, färbenden zentralen Lichtquelle — zum Geiste des Weltganzen — ganz und voll in Betracht zieht. Insofern man diesen zentral wirkenden Weltgeist mit dem Namen „Gott" bezeichnet, ist der Beruf der Wissenschaft vorzugsweise ein göttlicher; er ist aber auch zugleich vorzugsweise ein menschlicher; Das darf man nicht vergessen. Die höchste wissenschaftliche

Wahrheit findet sich in der Mathematik; man könnte sie das Gerippe aller Dinge nennen; sie wirkt, wie ein Gerippe, mehr durch Form als durch Farbe und führt so leicht zu einer mechanischen Weltauffassung. Aber man darf nie vergessen, daß das Gerippe kein Mensch ist. „Die Welt hat die Form eines Menschen" sagt Svedenborg tiefsinnig; diese Meinung ist nicht so unwahrscheinlich oder unbegreiflich, wie sie auf den ersten Blick erscheint; denn Parallelität ist immer gegenseitig; ist der Mensch ein Mikrokosmos, so muß auch die Welt ein Makroanthropos d. h. ein Mensch im Großen sein. Selbstverständlich ist dies nicht äußerlich sondern innerlich zu nehmen, organische Bezüge haben eben überall etwas Verwandtes; und jeder Organismus ist im Grunde ein Bild des andern. Es hängt nur von der poetischen Freiheit ab, wie man jeweilig in der Auswahl dieser Bilder verfahren will; Svedenborg, der den Menschen wählte, beging damit einen sehr naheliegenden Anthropomorphismus. Ebensowohl könnte man der Welt die Gestalt eines Eies oder, wie es die nordische Sage thut, diejenige eines Baumes geben; ja der früheste und klarblickendste aller künstlerischen Geister, denen wir unsere Bildung verdanken: Homer verwendete ebendasselbe dichterische Mittel, um das Gesammtleben der Menschheit zu veranschaulichen; sie ist ihm ein Baum, als dessen Blätter die einzelnen Menschen grünen und welken. Das Wesentliche bleibt jedoch immer, daß die Welt eine organische und nicht eine mechanische Einheit darstellt; darin stimmt der altgriechische mit den altgermanischen Sängern, der nordische Seher Svedenborg mit der Anschauungsweise eines jeden echt deutsch denkenden Geistes überein. Diese Anschauung ist also, im besten Sinne des Worts, eine volksthümliche; und sie ist, gegenüber der heute vielfach herrschenden rein materiellen und mechanischen Weltanschauung, die höhere, eben weil sie die tiefere ist. Organismus gilt mehr als Mechanismus; der Deutsche sollte sich von diesem zu jenem aufschwingen; eben jener Mechanismus ist das „Skelett im Hause" der deutschen Bildung. Auch für die Wissenschaft darf das Gerippe, also der rein mechanische Bau des Menschen wie der Welt, nicht Zweck sondern stets nur Mittel sein; Zweck ist für sie, wie für jede menschliche Thätigkeit, der ganze Mensch; diese ihre aufbauende Mission beachtet und betrachtet man gegenwärtig viel zu wenig. Prometheus setzte den Göttern Knochen statt Fleisch vor; das deutsche Volk wird sich von seinen Professoren nicht ebenso abspeisen lassen; oder sollte es doch geschehen, wird auch hier der That die Strafe auf dem Fuße folgen.

Die falsche Objektivität.

Die falsche Objektivität ist vor Allem zu bekämpfen. Kaltblütigkeit ist nützlich und auch ein Frosch hat kaltes Blut; aber die Froschperspektive ist deshalb doch nicht die richtige Perspektive, um die Welt zu beurtheilen. Das vorige Jahrhundert, in seinem Idealismus, sah die Welt aus der Vogelperspektive an; dieses, in seinem Spezialismus, sieht sie aus der Froschperspektive an; hoffentlich wird das nächste, in seinem Individualismus, sie aus der für den Menschen einzig berechtigten: nämlich aus der

menschlichen Perspektive ansehen. Der Mensch schwebt weder in den Wolken noch hockt er im Sumpfe; aber steht, mit festem Fuß, auf der Erde; dies gilt für seine physische sowohl wie seine geistige Existenz. Svedenborg sagt einmal, in seiner feinsinnigen allegorischen Weise und mit fast mehr als dantesker Kürze und Treffsicherheit: der Geist des Aristoteles sei ihm erschienen und habe zu ihm gesprochen, „dumpf aber vernünftig". Aristoteles ist der geistige Vater alles Dessen, was wir heute Wissenschaft nennen; und so ist denn auch in die letztere etwas von seinem Charakter übergegangen; sie ist vernünftig aber sie ist auch „dumpf". Sie spricht nicht in dem hellen frischen Herzenston, welcher der voraristotelischen griechischen und auch sonst jeder aufsteigenden nationalen Bildung eigen ist. Zu diesem Ton soll sie zurückkehren; und sie kann es ja soll es, ohne ihre „Vernunft" aufzugeben. Wie die Bildung, nach dem obigen Schillerschen Ausspruch stets von der Natur durch die Unnatur zur Natur zurückschreitet; so schreitet sie auch zunächst zu „dumpfer" und darauf zu heller Existenz fort; die Deutschen befinden sich jetzt an der Schwelle des Uebergangs von der zweiten zur dritten Stufe dieses Kreislaufes. Die Natur, welche durch die Wissenschaft hindurchgegangen ist, wird zur Kunst. Das Endziel der falschen Wissenschaft ist: Thatsachen zu konstatiren; das Endziel der echten Wissenschaft ist: Werthurtheile abzugeben; selbstverständlich muß dieser letzteren Thätigkeit jene erstere vorausgehen, und die falsche Wissenschaft ist ebendeshalb die falsche, weil sie die halbe ist — weil sie auf halbem Wege stehen bleibt. Die Thätigkeit der meisten modernen Gelehrten ist von dieser Art und daher eine, sittlich geistig wie künstlerisch genommen, hohle. Ihre „Objektivität", welche alle Dinge als gleichwerthig behandelt, ist genau so unwahr wie jene moderne „Humanität", welche alle Menschen für gleichwerthig erklärt; hier wie dort proklamirt man die Gerechtigkeit und dient der Ungerechtigkeit; man fälscht das Gewissen der Menschheit. Dieser Weg wird und muß verlassen werden. Die Deutschen hatten ihr natürliches oder naives Zeitalter; sie haben dann ihr wissenschaftliches oder bewußtes Zeitalter gehabt; und sie werden nun ihr künstlerisches oder naiv-bewußtes Zeitalter haben. Das letztere krönt erst ihre Bildung. Es liegt demnach im eigenen Interesse dieses Volkes, sich in den beiden vorbereitenden Bildungsstadien nicht länger aufhalten zu lassen, als unbedingt nöthig ist; auf die mittelalterliche oder Ritterzeit ist die neuere oder Professorenzeit gefolgt; jetzt wird die neueste oder Menschenzeit kommen. Der heutige Deutsche hat sich demnach zwischen „Mensch" und „Professor" zu entscheiden.

Wenn die Wissenschaft, welche wesentlich Sache des Verstandes ist, ins Gebiet des Kopfes gehört, so gehört die Kunst, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, wesentlich ins Gebiet des Herzens; beide aber sind auf einander angewiesen. Es ist ein Zeichen von sittlicher wie geistiger Unreife, wenn das Herz den Kopf ignoriren will; so ging es theilweise der Bildung des vorigen Jahrhunderts; aber es ist ein Zeichen

von sittlicher wie geistiger Altersschwäche, wenn der Kopf das Herz ignoriren will; so geht es vielfach der Bildung dieses Jahrhunderts. Vorzüglich in dem heutzutage ganz überwiegend unkünstlerischen, weil spezialistischen und mechanischen Betrieb der Wissenschaft äußert sich dies. Hier thut eine Wiedergeburt noth. „Hat ein Professor wohl ein Herz?" fragte einst Lessing; „hat ein Professor wohl einen Kopf?" möchte man jetzt fragen, wenn man sieht, wie der Sinn für das Gesammtleben der Welt so manchen lehrhaften Größen der Gegenwart abgeht. Die deutsche „Universität" gehört auch zu jenen Dingen, welche sich mit der Zeit in ihr vollständiges Gegentheil verkehrt haben; von rechtswegen sollte eine solche Anstalt „Spezialität" heißen; denn sie enthält nur Spezialitäten. Jeder Professor vertritt gegenwärtig eine solche; darauf ist er stolz. Aber eine Ansammlung von hundert Spezialitäten, ganz äußerlich neben einander gestellt, giebt noch lange keine Universität; „hundert graue Pferde machen noch keinen Schimmel" sagt Goethe sehr treffend; Universalität kann nur von innen heraus gewonnen werden; sie ist eng verbunden mit Menschlichkeit. Wenn das Alte Testament sich nicht zur rechten Zeit ins Neue Testament verwandelt, so wird es zum Talmud; es ist aber nicht zu wünschen, daß die deutsche Wissenschaft zur Talmudwissenschaft werde; einen Anflug davon hat sie schon. Die Universitäten werden erst wieder blühen, wenn sie ihrem Namen wieder Ehre machen; wenn die Spezialitäten sich dem „Universum" wieder zuwenden und — sich ihm unterordnen. Hier kommt zur geistigen Seite der Frage eine sittliche Seite derselben hinzu. „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine" hat Goethe schon in vernichtender Ironie geurtheilt und sich damit als Künstler genau zu derselben Meinung bekannt, wie sie der Kritiker Lessing in obigen Worten aussprach. Diese zwei Stimmen von früher wiegen wohl den einen Spezialisten von heute auf; denn im Grunde giebt es nur einen einzigen Spezialisten; eben weil einer gerade wie der andere beschaffen und also keiner je als Einzelperson zu rechnen ist. Es sind Nummern; bald von höherem bald von geringerem Betrage; aber immer nur Nummern. Denn ein Mensch, der nicht individuell ist, ist nicht existent. Der Spezialist hat seine Seele dahingegeben; ja man darf sagen, daß der Teufel ein Spezialist sei; wie Gott sicher ein Universalist ist. Wer eine Seele hat, hält zu ihm. Universalismus und Individualismus aber gehen stets Hand in Hand; wie Makrokosmus und Mikrokosmus; und wie die Kunst mit allem Großen, was die Menschenbrust bewegt. Also weniger Brille und Mikroskop, mehr Auge und Herz braucht der heutige Deutsche, als er bis jetzt besitzt; er soll mehr den Spuren seiner künstlerischen als seiner gelehrten Landsleute folgen; und unter jenen steht Rembrandt in erster Linie. Es ist wahr, seine Malerei gleicht mitunter einem umgestürzten Farbentopf; wenigstens für Den, welcher den tieferen Sinn derselben nicht erkennt; aber es wäre gut, wenn die heutige deutsche Bildung, der man nachgerade die Rippen auf dem

Leibe zählen kann, zunächst wieder etwas weniger Form und etwas mehr Farbe bekäme. Mit der Farbe würde sie auch Seele bekommen; und Seele ist es, was sie braucht; Gespenster sind farblos und blutlos; das graue Gespenst — einer falschen Bildung — ist in dieser Hinsicht sogar echter als das in Deutschland schon hinlänglich bekannte rothe Gespenst. Aber es kann durch frische lebensvolle Erscheinungen beschworen werden; Rembrandt ist, als Person wie als Typus genommen, eine solche; darum ist gerade ein Maler, wie er, das passendste Ideal für die jetzige junge deutsche Generation.

Die geschichtliche deutsche Vergangenheit, als eine Bildungsschule für die Zukunft, will ebenfalls in diesem Sinne behandelt sein; nur so vermag sie wahrhaft anregend und befreiend zu wirken. Die deutsche Geschichtschreibung kann nicht künstlerisch genug denken. Ihrer bisherigen Art von Objektivität fehlt häufig das so unentbehrliche Gegengewicht einer entsprechenden starken Subjektivität; auch hier herrschte bis jetzt mehr Verstand als Seele; auch hier gilt es nunmehr das ethische Element offen an die Spitze zu stellen. Die logische Entwickelung der Thatsachen erschöpft die Aufgabe des Geschichtschreibers nicht; Ethik ist mehr als Logik; und sie soll darum auch mehr bedeuten. Der alte Gegensatz zwischen Schlosser und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des Letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des Ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll. Das vielfach mißverstandene Wort von der Goethe'schen Weltliteratur darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung ist etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas zwar nicht sittlich aber doch geistig Charakterloses in der Ranke'schen Geschichtschreibung; sie zeichnet weit mehr als daß sie malt; und es ist doch nicht zu leugnen, daß Letzteres gerade so sehr zur Aufgabe des Geschichtschreibers gehört wie Ersteres. Die Weite des Horizontes allein genügt nicht, um ein Bild groß erscheinen zu lassen; es bedarf auch des entsprechenden Vordergrundes; und dieser, das tiefe Pathos der Gesinnung, fehlt bei Ranke. Er verfällt dadurch theilweise dem: summum jus, summa injuria. „Ein Maler muß malen können" rief man einst mit vollem Recht Cornelius zu; und man könnte es mit nicht minderem Recht Ranke zurufen. Die Werke Beider werden, trotz ihrer vorhandenen großen Vorzüge, nie ins Herz des Volks eindringen, weil sie nicht aus dem Herzen des Volks geflossen sind. In diesem Punkte leisteten sonst ganz unbeholfene altdeutsche Maler, wie Wohlgemuth, und sonst ganz unkritische altdeutsche Geschichtschreiber, wie Aventinus, bedeutend mehr; und selbst in neuerer Zeit hat der vielfach angefeindete und jetzt mit Unrecht fast vergessene Gervinus, in seiner Geschichte der deutschen Dichtung, Dasselbe geleistet. Es wird die Aufgabe der künftigen deutschen Geschichtschreiber sein, die edle Subjektivität dieser deutsch fühlenden Männer mit der kritischen Zuverlässigkeit Ranke's zu

Geschichtschreibung.

verbinden. Man spricht nicht umsonst von Farbensattheit; und insofern diese Eigenschaft der Ranke'schen Geschichtschreibung fehlt, könnte man sie eine hungrige nennen; es hat auch seine Kehrseite, wenn man, unter Verzicht auf jedes persönliche Urtheil, rein sachlich sein will. Dergleichen erinnert stark an römische Rechtsprinzipien; in der That möchte man eine solche Gesinnung und Geschichtschreibung mehr römisch als deutsch nennen; jedenfalls ist sie ihrem Wesen nach international. Das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit, die ethische Darstellungsweise eines Schlosser, muß dem gegenüber als eine spezifisch deutsche Geistesthätigkeit bezeichnet werden. Sie ist dem Prinzip der Rembrandt'schen Malerei verwandt; sie gründet sich auf innere Wärme, nicht auf innere Kälte; sie wendet sich an die oberen, nicht an die unteren Kräfte des Geistes. Wollte die deutsche Geschichtschreibung von heute in diesem Sinne weiterarbeiten, so würde sie wieder einen nationalen Geist gewinnen; so würde wasserklare Objektivität der Darstellung nicht ihr einziges Ideal sein; so würde sie neben Ranke noch andere Götter kennen.

Philologie. Ranke bezeichnet also nicht den Anfang, sondern das Ende einer großen Periode der deutschen Geschichtschreibung; dieselbe beginnt mit Niebuhr; Schlosser und Gervinus begleiten sie als Neben- und Gegenströmungen. Die Geschichtschreibung der Zukunft wird keiner dieser Richtungen einzeln huldigen dürfen; sie wird gleichermaßen eine Geschichtschreibung des Geistes wie eine solche des Charakters sein müssen. Das Wasser der Objektivität ist gut; aber der Wein der Begeisterung darf auch nicht fehlen; beides mit einander erst giebt die rechte Mischung. Die Griechen hielten es für barbarisch, Wein allein zu trinken; die Deutschen sollten es für barbarisch halten, Wasser allein zu trinken — auf geistigem Gebiet. Ohne Enthusiasmus ist, nach Goethe, eine Kunst nicht denkbar; und so auch nicht die Kunst der Geschichtschreibung — dies Wort im weitesten Sinne genommen und auf die verschiedensten Fächer der Historie, auch auf die philologischen angewandt. Wie wenig begeisternd die letzteren heutzutage in Deutschland wirken, weiß Jedermann; hier thäte es vor Allem noth, dem unendlich strömenden Wasser einmal wieder etwas Wein beizumischen; diese Empfindung hat das deutsche Volk schon längst. Die Gesinnung eines Boeckh und Welcker ist im heutigen Deutschland selten geworden, wo nicht verschwunden. Katalogisiren inventarisiren registriren ist zuweilen nothwendig; aber sowie es in einer Bildung überwiegt, stirbt dieselbe; eine Literatur von Handbüchern, seien letztere nun gut oder schlecht, ist eine durchaus todtgeborene. Sapiunt ex indicibus: sie haben ihre Weisheit aus den Registern — der Bücher nämlich und nicht aus den Büchern selbst, hat ein bedeutender Philologe von einer gewissen Gattung seiner Fachgenossen gesagt; und diese Gattung nimmt jetzt sehr überhand. Man gelangt allmählich zu einer Wissenschaft der Zettel und der Verzettelung; sie steht, in Bezug auf echte Erkenntniß des Alterhums, im Zeichen des

Shakespeare'schen „Zettel"; Oberon, der Geist der Gnade weilt fern. Die heutigen Philologen bleiben durchweg bei dem ersteren stehen; sie vermögen sachliche und formale, produktive und kritische Gesichtspunkte nicht gleichzeitig zu beherrschen. Ihre mehr und mehr hervortretende Ansicht, daß die Erzeugnisse des Alterthums nur zur Bethätigung von Textkritik u. s. w. da seien, ist dürftig nach innen und nach außen gefährlich; die Schüler an den Gymnasien und die Studenten an den Universitäten haben darunter zu leiden: man ruft jetzt nicht umsonst nach Schulreform. Die wesentliche Wirksamkeit der heutigen deutschen Gymnasien besteht darin, ihren Schülern für zeitlebens das Alterthum zu verleiden. Das ist eine verderbliche Thätigkeit. Denn sie führt mindestens zur Halbbildung und vielfach zur Rohheit. Erst vor Kurzem konstatirte in öffentlicher Rede Professor Kirchhoff, Rektor der Universität Berlin und selbst ein hervorragender Alterthumsforscher, daß für die Studien der überwiegenden Mehrzahl aller heutigen deutschen Philologiestudirenden nicht so sehr sachliche Rücksichten als solche auf das zu bestehende Examen maßgebend seien; und noch dazu auf ein Examen, das im Sinne der heute herrschenden Richtung gehalten ist. Einen „stark banausischen Charakter" schreibt dieser Sach- und Fachkenner dem philologischen Studium an den heutigen deutschen Universitäten zu; aus den Philologen gehen aber die meisten Lehrer der gebildeten deutschen Jugend hervor; es läßt sich denken, wie sehr letztere geistig wie sittlich unter jenem „banausischen Charakter" leiden muß. Die freie vornehme und in keiner Weise handwerksmäßige Persönlichkeit eines Rembrandt kann auch auf diesem Gebiet, so fern es ihr anscheinend liegt, als ein Richt- und Augenpunkt für bessere Bestrebungen dienen; Rembrandt ist so recht eine antiphilologische Erscheinung; und daher für überphilologische Ausschweifungen als ein wirksames Korrektiv zu empfehlen. Hier könnte er zum Erzieher der Erzieher werden.

Wie auf dem naturwissenschaftlichen, so ist demnach auch auf dem geschichtswissenschaftlichen Gebiet der subjektiven und für ihr Urtheil voll verantwortlichen Werthschätzung der Thatsachen ein größerer Spielraum einzuräumen als bisher. Eine Geschichtschreibung, welche Licht und Schatten, Objektivität und Subjektivität mit überlegenem und überlegtem Urtheil als gleichberechtigte Mittel der Darstellung handhabt, ist ohne Zweifel philosophischer und darum künstlerischer und darum besser als eine solche, welche sich bezüglich ihrer Arbeitsmittel auf einen dieser beiden Faktoren beschränkt. Objektivität und Subjektivität sind eben wissenschaftliche Mittel, nicht wissenschaftliche Zwecke; Zweck ist in diesem Fall nur die Plastik oder Deutlichkeit der Darstellung; und „Deutlichkeit ist die richtige Vertheilung von Licht und Schatten" hat ein weiser Mann gesagt. Licht und Schatten sollen nicht nur innerhalb der Darstellung des Geschichtschreibers, also sachlich richtig vertheilt sein, wie es bei Ranke der Fall ist; sie sollen auch in dem Verhältniß des Darstellenden zu seiner

Darstellung, also persönlich richtig vertheilt sein, wie es bei Schlosser der Fall ist. Der Letztere hat, als gesund empfindender Niederdeutscher, das Richtige getroffen; und es mindert sein Verdienst nicht, daß er kritisch von Ranke weit überholt worden ist; ethisch hat er Ranke weit überholt. Kritik scheidet, Ethik entscheidet. Der Geschichtsforscher darf und soll dem Gang der Geschichte, welcher nur das Große und wirklich Werthvolle bestehen läßt, ein wenig vorgreifen; er braucht die Verantwortlichkeit nicht zu scheuen; er muß den Muth der Entscheidung haben. Er soll Farbe bekennen. Der letztere Ausdruck ist von tief symbolischer Natur; denn aus der Gesinnung des Menschen heraus werden seine Werke geboren; und nur wer selbst Charakter hat, kann charaktervoll Geschichte schreiben. Eben dieser ethische Standpunkt führt zu einem anderen hinüber: dem künstlerischen; Geschichtsforschung ist Wissenschaft, Geschichtschreibung ist Kunst; man darf diese beiden Thätigkeiten ja nicht mit einander verwechseln. Bloße Sichtung der Thatsachen, worauf man sich jetzt so vielfach beschränkt, ist nur die Hälfte der hier erforderlichen Arbeit und nicht einmal die bessere Hälfte. Es giebt zweierlei Arten von Kritik: die eine, welche das Wahre vom Falschen, die andere, welche das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet; jene ist negativ und reinigend, daher von niederer Art; diese ist positiv und gestaltend, daher von höherer Art. Die heutige deutsche Wissenschaft, in ihren verschiedenen historischen Fächern, befaßt sich überwiegend mit der ersteren Art von Kritik; sie fördert unzählige Thatsachen zu Tage, ohne viel nach deren Werth zu fragen; und sie erfüllt damit ihre große Aufgabe nur halb. Nachdem durch Darwin auch die Naturforschung gewissermaßen in die Geschichtswissenschaft eingegliedert worden ist, kann man sagen, daß die gesammte heutige Wissenschaft einen historischen Charakter trägt. Sie will die Geschichte der Welt und die Geschichte der Menschheit geben; sie ist also Weltgeschichte, noch in einem weiteren Sinne, als man dies Wort früher gebrauchte; aber sie wird dies nur sein können, wenn sie innerhalb jener beiden Gebiete die selbstständige Verantwortlichkeit des Urtheiles nicht scheut; wenn sie, im besten Sinne des Wortes, wieder subjektiv wird. „Staub sollst du fressen und mit Lust“ darf nicht ihre Parole sein: weder in Bezug auf den Staub der Dokumente noch auf den, in welchen alles Organische zu zerfallen bestimmt ist. Staub ist eine trockene Speise, die Gelehrten sollen von ihr nicht zu viel genießen; sie sollten sich an der Kunst Rembrandt's, der schmelzendsten und darum in gewissem Sinne feuchtesten Kunst, die es je gegeben, ein Beispiel nehmen. Sie sollten ihre Kräfte nicht dem Verfall sondern dem Wachsthum widmen; sie sollten nicht nur zerlegen sondern auch aufbauen.

Zweierlei Kritik.

Einzelaufgaben der Wissenschaft.

Die Philosophie ist selbst individuell; und so wird sie, insofern sie auf praktische Geschichtsforschung Einfluß gewinnt, hier schon in der Wahl des zu bearbeitenden Stoffes auf ein möglichst individuelles nationales

heimathliches Vorgehen dringen. Sie wird suchen, soweit es bisher noch nicht geschehen ist, die deutsche Bildung aus und auf deren eigenem Boden zu ernähren. Dem bisher höchsten deutschen Bildungsträger, Shakespeare, warfen Uebelwollende bei seinen Lebzeiten vor, daß seine Bildung „small latin, less greek“ enthalte; es wäre zu wünschen, daß man Ebendasselbe von der deutschen Zukunftsbildung sagen könnte. Insbesondere wird die deutsche Wissenschaft, ihrem bisherigen Verhalten gegenüber, nationaler werden müssen; es giebt Aufgaben genug, welche ihrer in dieser Hinsicht harren; und es reicht hin, hier nur auf deren wenige aufmerksam zu machen. Nachdem man lange und sogar auf Staatskosten, wie nicht Jedermann wissen dürfte, an einem Korpus der römischen Inschriften gearbeitet hat, wäre es wohl auch an der Zeit, an ein Korpus der deutschen Volkslieder zu denken. Die Dänen besitzen ein solches in ihren „Kaempeviser“ schon lange. Vielleicht würde sich daraus für den deutschen Geist, für den deutschen Charakter und vor Allem für die deutsche Musik — in Gegenwart und Zukunft — noch ungleich Werthvolleres ergeben, als jenes andere Korpus geleistet hat oder je leisten wird. Deutschland trägt sicherlich schon schwer genug an dem einen römischen Korpus Juris, welches seine Rechtswissenschaft so sehr und so antinational beeinflußt hat, als daß es noch wünschenswerth sein könnte, diesen Einfluß nach irgend einer Richtung hin zu verstärken. Man sollte ihn schwächen. Im ältesten deutschen Volksthum berührt sich, eigenthümlich genug, das Dichten mit dem Richten; manche Rechtssprüche waren in poetische Form gefaßt; darin offenbart sich ein feiner und gewissermaßen musikalischer Zug des Volkscharakters. Das deutsche Recht hat durchweg etwas Zartes, das römische Recht etwas Hartes in sich. Streichmusik ist deutsch und Blechmusik ist römisch; die deutsche Rechtswissenschaft sollte, bildlich gesprochen, mehr im Sinne jener als dieser gehandhabt werden; sie sollte mehr der feingestimmten Volksempfindung als einer dröhnenden Systematik dienen.

Von einem Ihering ist die deutsche Rechtswissenschaft mit philosophischem Geiste behandelt worden; aber leider zu sehr im römischen Sinne; hier hat sich deutscher Geist, unerfreulich genug, in fremde Dienste gestellt. Ihering selbst sagt, es sei „den Römern gelungen, aus dem Recht einen äußeren Mechanismus zu machen, den Jeder handhaben könne, der die Konstruktion desselben kennt“ und erkennt darin „den Sieg der Zweckmäßigkeitsidee über das subjektive Sittlichkeitsgefühl“. Und allerdings wird das Rechtsleben eines Volkes immer in einem Kompromiß zwischen Zweckmäßigkeit und Sittlichkeit bestehen; aber es fragt sich nur, ob der Schwerpunkt eben dieses Rechtslebens in die erste oder in die zweite Kategorie fallen soll: für den Römer sicher in die erste, für den Deutschen sicher in die zweite. Wie Ihering treffend bemerkt, ist Selbstsucht der Grundzug des römischen Charakters Geistes Volkslebens; Selbstsucht aber ist das Gegentheil von Sittlichkeit; ein Rechtsleben auf Selbstsucht zu gründen

Ihering.

oder ein aus Selbstsucht entsprungenes Rechtsleben für das beste zu erklären, ist deshalb falsch. „Was walsch ist, falsch ist.“ Jedenfalls ist die deutsche objektive d. h. das gesammte Volksdasein umfassende und erfüllende Sittlichkeit eine ganz andere als die betreffende römische; jene heißt: Treue und diese: Herrschsucht. Das deutsche Recht aber darf nur auf deutsche Treue gebaut sein. Eben jenes „römische“ Verfahren, die abstrakte Zweckmäßigkeit über die subjektive Sittlichkeit zu setzen, ist undeutsch; denn es giebt Nichts, was höher zu setzen wäre als Sittlichkeit; und der deutsche volksthümliche Geist hat dies öfters ausgesprochen. Nach römischem Rechtsbegriff giebt es eine Verjährung; nach deutschem Rechtsgefühl aber nicht: „hundert Jahre Unrecht machen noch keine Stunde Recht“ lautet ein deutscher Bauernspruch. Wie einst Ludwig XIV sagte: es giebt keine Pyrenäen mehr so möchten auch manche heutige Juristen sagen: es giebt keine Alpen mehr, aber wie im politischen so machen sich auch im geistigen Leben die natürlichen Völkergrenzen immer wieder geltend; Ludwig XIV hat das noch selbst erfahren und auch die heutigen Juristen werden es vielleicht noch selbst erfahren.

Es ist freilich sehr fraglich, ob sich das deutsche Rechtsleben jetzt noch — seinem wesentlichen Schwerpunkt nach — auf eine rein volksthümliche Basis stellen läßt; aber keineswegs fraglich ist es, daß dies zu Ende des Mittelalters hätte geschehen können und sollen. Fremde Kulturelemente sind, wie bereits erwähnt, innerhalb jeder Bildung nur von sekundärer Bedeutung; wer sie, wie Ihering im Recht oder Winkelmann in der Kunst oder die 1848er Demokraten in der Politik zu primären Faktoren erhebt, der irrt; und solche Irrthümer kommen dem eigenen Volke oft theuer zu stehen. Römisches Recht und lateinische Grammatik sind bildend; aber so wenig wie diese in der deutschen Sprache, darf jenes in der deutschen Sittlichkeit als maßgebend angesehen werden. Der entgegengesetzte Standpunkt ist schülerhaft und schulmeisterhaft. Lateinisch griechisch französisch lernt man in der Schule; der Mann spricht — deutsch. Auf den sehr berechtigten Einwand, daß das deutsche Recht sich eigentlich hätte von innen heraus entwickeln müssen, erwidert freilich Ihering horribile dictu: „die Entwickelung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche“. Daß sich jeder pflanzliche thierische menschliche geistige Organismus von innen heraus entwickelt, scheint diesem berühmten Rechtslehrer unbekannt geblieben zu sein; es ist bezeichnend für ihn, daß er nur „Mechanismus“ oder „Leiche“ kennt; das Lebendige, welches inmitten liegt und auf welches es allein ankommt, entgeht ihm. Er urtheilt als Professor, als „Mechaniker“, als Römer; und bethätigt so aufs schlagendste das obige Wort Bismarck's „in allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig, wie in der Beurtheilung irgend welcher anderen organischen Bildungen“. Einer solchen Auffassung der Rechtswissenschaft muß ernstlich entgegengetreten werden.

„Los von Rom" heißt es auch hier. Der Entwurf des neuen deutschen Civilgesetzbuches z. B. entspricht nicht in dem Maße einheimischen deutschen Rechtsanschauungen, wie vom nationalen Standpunkt aus gewünscht werden muß. Man hat richtig bemerkt, daß er durchweg vom Standpunkt des Gelehrten und des Besitzenden abgefaßt ist; der nichtgelehrte und nichtbesitzende, mithin ein sehr großer Theil des deutschen Volks kommt darin zu kurz; daß bei Abfassung eines Gesetzbuches auch das Herz mitsprechen könne und müsse, scheint man nicht bedacht zu haben. Gesetze werden geboren, nicht gemacht. Unzweifelhaft würde irgend ein juristischer Luther oder Stephan, wenn man ihn hätte haben können oder wollen, das erwähnte Gesetzbuch nationaler und individueller und darum besser entworfen haben, als es durch eine vielköpfige Kommission von Fachgelehrten überhaupt zu ermöglichen war. Kommissionsberathungen sind nicht immer werthvoll; viele Verständige ergeben noch keinen Verstand; an eine bekannte Xenie Schiller's braucht desfalls nur erinnert zu werden. An jener Arbeit vermißt man vor Allem den Stempel einer gewaltigen schöpferischen individuellen Persönlichkeit; aber selbst wenn diese nicht zur Stelle und Gefahr im Verzuge war, hätte sich doch vielleicht Manches anders machen lassen. Volksthümliche und wissenschaftliche Rechtsanschauungen stehen sich zuweilen unvereinbar gegenüber; aber in einem solchen Fall sollten sich eben diese jenen unterordnen. Das Volk vertritt auch hier das organische und lebendige, die Wissenschaft das mechanische und abstrakte Prinzip; und jenes hat stets den Ausschlag zu geben. Indeß ist es hoffentlich noch Zeit, in dieser Hinsicht Remedur eintreten zu lassen. Eine Zeit zeigt was sie werth ist, je nachdem sie große Aufgaben, die ihr gestellt sind, löst oder nicht. Die heutige deutsche Jurisprudenz steht nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe; gegenüber der Lebensmittelfälschung, dem betrügerischen Bankerott und so manchem anderen unreellen Geschäftsgebahren der jetzigen deutschen Gegenwart versagt sie vielfach; und gerade hier sollte sie die Wächterin der physischen wie sittlichen Gesundheit sein. Kann sie es nicht mit dem ihr jetzt zu Gebote stehenden wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Apparat, so muß sie denselben eben organisch erweitern vertiefen verschärfen. Wo das Unrecht erfinderisch ist, muß auch das Recht erfinderisch werden. Daran fehlt es. Die Erzeugnisse der neueren Gesetzgebung theilen offenbar das Schicksal gewisser gothischer Bauten von heute: sie sind nach dem äußeren Formenprinzip aber ohne inneres lebendiges Stilgefühl konstruirt; sie beruhen auf „wissenschaftlicher" Grundlage; beiden fehlt daher, trotz der großen Zahl und der Mannigfaltigkeit ihrer Einzelformen, jener Reiz und jene Lebensfrische, welche früheren Kunst- wie Gesetzeswerken eigen ist. So können auch juristische Leistungen ihren künstlerischen Fehler haben; und zwar nicht etwa äußerlich und formal, sondern ganz sachlich und innerlich; allzu juristisch ist nicht mehr juristisch. Der Geheimrath, mag er nun Gesetze oder Bauten entwerfen, bleibt immer derselbe; er konstruirt mit

Gesetzgebung.

dem Verstande, nicht mit der Seele; und ihm fehlt der direkte Kontakt mit dem Volksgefühl. Das ist der Fluch seiner Existenz. Ein authentisches Wort des Fürsten Bismarck hierüber lautet zu stark, als daß es sich hier wiedergeben ließe. Gesetzgeber von heute sollten Etwas von dem menschlich einfachen und schlicht volksthümlichen und echt niederdeutschen Geiste eines Möser an sich haben; vollkommene Natürlichkeit ist die erste Vorbedingung jeder schöpferischen Kraft; sie führt weiter als alle Theorie. Gesetzeskundige sind noch lange keine Gesetzeskünstler; in Deutschland giebt es deren, von Bismarck abgesehen, sehr wenige; möchten sie sich mehren.

Heimathskunde. Eine Berücksichtigung der geistigen Volksinteressen im nationalen und künstlerischen Sinn würde, falls man sie staatlicherseits beliebte, eine Menge von nothwendig zu erledigenden Einzelaufgaben vorfinden. Eine musterhafte Gesammtausgabe der Werke Rembrandt's ist unbedingt erforderlich, um dem deutschen Volke das bisher vielfach noch fehlende Verständniß für diesen seinen größten bildenden Künstler zu erschließen; daß sie bisher fehlt, ist fast nicht besser als wenn es an einer Gesammtausgabe Shakespeare's fehlen würde; und es ist seltsam oder auch bezeichnend genug, daß man dies nicht längst bemerkt hat. Freilich müßte es in diesem Fall eine rein objektive d. h. mit den besten Mitteln der modernen Technik und auf durchaus mechanischem Wege hergestellte Ausgabe sein; das deutsche Volk hat ein Recht darauf, Rembrandt in seiner eigenen Gestalt, nicht in der persönlich gefärbten Auffassung eines Kupferstechers und wäre es der beste, kennen zu lernen. Die Auffassung eines Kupferstechers ist so wenig für Rembrandt maßgebend, wie diejenige eines Schauspielers für Shakespeare es ist. Der Künstler selbst will befragt sein, nicht seine Interpreten. Hier liegt ein Fall vor, wo „Mechanik" berechtigt und zwar allein berechtigt ist. Aehnliches läßt sich auf dem sprachlichen Gebiet leisten; eine volksthümlich philosophische Behandlung desselben würde die besten Früchte tragen; und es ist bereits ein Anfang zu solcher gemacht. Die von K. Abel in seiner Schrift „Ueber den Gegensinn der Urworte" begonnenen Studien, welche sich auf den Geistesgehalt sowie auf die durch alle Zeiten fortlaufende geistige Geschichte einzelner Worte und Wortformen beziehen, sind noch einer großen Erweiterung fähig. Theilweise hat sie der genannte Gelehrte, ein echter Vertreter der echten Wissenschaft, bereits begonnen. Es könnte sich daraus eine Art von geistiger oder vielmehr seelischer Grammatik ergeben, welche die rein formale und logische Grammatik der Sprachen in glücklichster Weise ergänzt; und die geschichtliche Entwickelung sowie die angeborenen Eigenthümlichkeiten gerade des deutschen Sprachgeistes würden dadurch in neuer und heller Beleuchtung erscheinen. Hier können die Deutschen sich selbst kennen lernen; denn die deutsche Sprache ist offenbar, entsprechend der Natur des deutschen Geistes, die von allen lebenden Sprachen am meisten individuelle; wer die Quellen des deutschen Geistes kennt, kennt auch seine Ziele; und die Quellen desselben fließen in der deutschen Sprache.

Endlich dürfte ein großes und wissenschaftlich gesichtetes Sammelwerk über deutsche Volkssitten Volkstrachten und körperliche Volkstypen nicht minder nothwendig sein, wie eine gründliche und klarlegende Bearbeitung Desjenigen, was man „deutsche Geistesgeographie" nennen könnte — nämlich eine wissenschaftliche Zurückführung der Einzelindividualitäten des deutschen Geisteslebens in Religion Poesie Kunst und Wissenschaft auf die betreffenden landschaftlichen sowie Stammesindividualitäten. Derartige wissenschaftliche Operationen würden, mit Verstand und Verständniß ins Werk gesetzt, das Blut im deutschen Volkskörper rascher und reiner pulsiren machen; die kritische und registrirende Thätigkeit der Wissenschaft würde hier im allereigentlichsten Sinne segensreich wirken. Nachdem die deutsche Wissenschaft sich so mannigfach schon in räumliche und zeitliche Fernen verloren hat, könnte eine zeitweilige Rückkehr und eine vorzugsweise Konzentration auf das Heimathwesen ihr gut thun. Es wäre eine Wissenschaft im Sinne Rembrandt's, der mit seiner Heimath enger verwachsen ist als irgend ein anderer Künstler. Die Wissenschaft bleibt ihrem Wesen nach stets international; aber sie kann diesen ihren internationalen Beruf auch national anwenden. Ein Volk, das sich bewußtermaßen zur Einheit zusammenschließt wie das deutsche, hat es nur umso mehr nöthig, auch bewußtermaßen seine Vielheit zu betonen.

Die deutsche Wissenschaft kann selbstverständlich ihre bisherigen Resultate nicht aufgeben; aber sie muß denselben weit mehr als bisher das Element des Persönlichen hinzufügen; sie darf nicht mehr auf einer Seite hinken: auf der der sogenannten Objektivität. Erst aus der völligen Gleichberechtigung, der innigen Durchdringung, der geistigen Paarung von Objektivität und Subjektivität gehen lebendige Neubildungen hervor. Wenn die Kunst, nach Shakespeare, ein Spiegel ist, so kann man wohl die Wissenschaft einer Glasscheibe vergleichen; diese läßt das Licht durch, jener fängt es auf; aber man darf auch nicht vergessen, daß eine Glasscheibe gerade erst durch den dunklen Untergrund, den man ihr giebt, zum Spiegel wird; so kann auch die Wissenschaft, wenn und insoweit sie sich der Kunst nähern soll, eines gewissen dunklen Untergrundes nicht entbehren. Das Fenster ist ein spezifisch deutscher und moderner Bautheil; es ist eine Glasscheibe, welche von außen gesehen spiegelt, von innen gesehen aber das Licht durchläßt; ihm kann man das deutsche Geistesleben vergleichen. Dieses wie jenes empfängt seinen dunklen Untergrund durch die Geschehnisse und Bestandtheile des privaten häuslichen persönlichen Lebens; dieses wie jenes empfängt sein Licht aus den weiten lebensvollen Räumen der Natur; hier wie dort giebt es nur ein lichtempfängliches Medium; aber je nachdem man zu ihm Stellung nimmt, wirkt es durchaus verschieden. Damit ist das normale Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft ebenso einfach wie deutlich umschrieben. Es bedarf nur noch eines besonderen Nachweises über die Art der Bethätigung einer solchen Wechselwirkung; und dieser ist

Kunst und Wissenschaft.

nicht schwer zu führen; man kann nämlich jede Thatsache gerade so wie jedes Fenster von außen und von innen betrachten. Es ist längst anerkannt, daß das, was man Intuition nennt, für die höchsten wissenschaftlichen Leistungen nicht nur förderlich, sondern sogar unentbehrlich ist; Intuition aber ist ein mystisches Element; und es wäre gut, wenn man dies mystische Element der Wissenschaft etwas mehr betonen und etwas weiter ausdehnen Mystik. wollte, als es bisher geschehen ist. Mystizismus heißt der dunkle Untergrund, welcher die Wissenschaft in Kunst verwandelt; und da die bevorstehende Wandlung und Umwandlung der deutschen Kultur eben von jener zu dieser hinüberführt, so muß nothwendigerweise in ihr dem Mystizismus eine hervorragende Rolle zufallen. Man braucht vor diesem Wort nicht zu erschrecken. Was der Spezialismus getrennt hat, das kann der Mystizismus wieder verbinden. Aber freilich darf er nicht zur Mystifikation ausarten; freilich ist er nur Sache des Meisters; denn man kennt das Schicksal des Zauberlehrlings. Instruktion ist für den Schüler, Intuition ist für den Meister. Es verhält sich damit gerade wie mit der Philosophie; eine Mystik ins Blaue hinein taugt so wenig wie eine Philosophie ins Blaue hinein; beide können nur auf historischer Unterlage, im weitesten Sinn des Worts, gedeihen; von dem Gegentheil weist die deutsche Geistesgeschichte beiderseits Beispiele genug auf. Skeptizismus wie Mystizismus bedürfen beide, um nicht mißbraucht und mißverstanden zu werden, einer leitenden Meisterhand; aber jener kann derselben immerhin noch eher entbehren als dieser; und eben dadurch zeigt sich die letztere als die vornehmere Geistesrichtung. Es macht weit mehr Eindruck auf die große Masse, wenn Jemand in Skeptizismus als wenn er in Mystizismus stümpert; der Spruch Salomo's „Alles ist eitel" wird stets ein größeres Publikum finden als derjenige Hölderlin's „Alles ist gut"; es ist leichter und weit dankbarer, die Kunstweise eines Rafael als diejenige eines Rembrandt äußerlich zu kopiren. Leo X und Rafael sind Skeptiker, Thomas a Kempis und Rembrandt sind Mystiker; nicht nur durch Stammes- sondern auch durch Sinnesverwandtschaft stehen Diese dem Deutschen näher als Jene; halte er sich also auch für die Zukunft an sie und damit an den Geist der deutschen Erde; dieser ist mystisch und thatsächlich zugleich und also positiv im höchsten Sinne. Nur Derjenige hat das reiche Kapital der Mystik zu seiner Verfügung, welcher ihm ein gleich reiches Kapital von Realistik entgegenzusetzen weiß; er schlägt dann sowohl den Mystiker, der die Wissenschaft wie den Wissenschaftler, der die Mystik nicht kennt; in medio salus.

Mystik ist Gefühlssache; sie läßt sich nicht erlernen; sie ist eine Gabe von oben her; „und wer's nicht hat, Der wird es nicht erjagen." Der Verstand, das männliche und das Gefühl, das weibliche Element sollten sich im Menschen gegenseitig durchdringen; das Kommensurable und das Inkommensurable sind stets auf einander angewiesen. Gerade dieser Bund

des Unbewußten mit dem Bewußten im menschlichen Geiste, also eine Verobjektivirung des eigenen Ich und eine Versubjektivirung der Welt, kann außerordentlich belebend wirken und dem ersteren unter Umständen Siebenmeilenstiefel der Erkenntniß verleihen; „schwarz auf weiß ist bei weitem nicht die größte Sicherheit der Welt; es giebt nichts Gewisses als Empfundenes oder Geglaubtes" sagte ein verständiger Künstler und Mensch: Felix Mendelssohn. Der deutsche und vielleicht jeder Nationalcharakter ist, in seiner reinen Gestalt, stark mit mystischen Elementen durchsetzt; dieser ursprünglich gegebenen Charaktermischung muß demnach die Bildung der Deutschen entsprechen; Verstandesthätigkeit und innere Anschauung müssen gleichmäßig in ihr zur Geltung gelangen. Die letztere liegt sowohl aller Kunst überhaupt und im Besonderen der Philosophie zu Grunde; aber sie kann auch noch in ganz anderer Weise helfend eingreifen. Wie die Scholastiker die feindlichen und die Mystiker die freundlichen Vorgänger der deutschen religiösen Reformation waren, so sind auch die Spezialisten von heute die feindlichen und vereinzelte im jetzigen Deutschland auftretende mystische Bestrebungen die freundlichen Vorgänger einer zu wünschenden und hoffentlich auch kommenden Reform des deutschen Geisteslebens. Erst wenn der starke Hauch des Mystizismus, vereint mit dem Feuer des Geistes in die dürren Reiser der spezialistischen Beobachtung fährt, kann eine neue gewaltige Flamme des inneren nationalen Lebens emporlohen.

Goethe's Farbenlehre.

Jene halb mystischen halb künstlerischen, immer aber auf dem Gebiet des Sujektiven sich bewegenden Bestrebungen gehen sehr weit, wenn man will schon bis Goethe zurück. Die Herzensangelegenheit des alternden und auf der Höhe des Welturtheils stehenden Dichters, seine subjektive Farbenlehre gegenüber der Newton'schen objektiven, stellt ihn in einen offenen und unversöhnlichen Gegensatz zur heutigen Wissenschaft und zwar auf deren eigenstem Gebiet. Es ist weder sachlich richtig noch entspricht es der Pietät, diese Ansicht des großen Weimarers als eine bloße Marotte von ihm zu behandeln; das Problem liegt weit tiefer; es handelt sich hier um prinzipielle Strömungen und Gegenströmungen. Gerade in dieser Sache war Goethe nicht ohne Grund so überaus hartnäckig; denn er kämpfte für seinen Standpunkt, für sein Leben, für die Wurzel seines gesammten geistigen Daseins. Als Künstler, der er durch und durch war, nahm er stets und überall das Recht der Subjektivität für sich in Anspruch; daß er sich dabei der Grenzen und der sich zuweilen ergebenden Grenzverschiebungen gegenüber einer rein objektiv aufgefaßten Wissenschaftslehre nicht bewußt war, ist weniger ihm als seiner Zeit und seiner besonders gearteten Bildung zuzuschreiben. Er fühlte und beobachtete immer richtig, aber er dachte und schloß zuweilen falsch. Wirklich ist nicht zu leugnen, daß es neben sowie gegenüber der objektiven Farbenlehre noch eine subjektive Farbenlehre geben kann und daß Goethe dieselbe in vielen Fällen richtig erkannt und gelehrt hat. Er formulirte nur seine Meinung

falsch, indem er sie der Newton'schen als ein Entweder — Oder gegenüberstellte; beide können sehr gut nebeneinander bestehen; daß auch Goethe's Gegner in dieser Sache letzteres nicht zugaben und nicht zugeben, darin besteht ihrerseits ihr Unrecht. Freilich ist es historisch und logisch erklärlich, vielleicht sogar nothwendig, daß auch diesmal — wie innerhalb der deutschen Bildung überhaupt — das Pendel zunächst nach rechts und dann nach links schwankte, ehe es in der Mitte stehen blieb. Naturgesetze und Geschichtsgesetze, ja alle Gesetze der Welt gehen sich parallel; wie jede Strömung, so vollzieht sich auch die des Lebens durch einen stetigen gleichmäßigen Schub der Kräfte und Massen; darauf beruht die Einheit der Welt. Jene beiden Farbenlehren laufen einander auch parallel, aber nach entgegengesetzter Richtung hin; sie bilden dadurch einen kleinen Wirbel im Strom des geistigen Daseins. Newton sah die Natur, Goethe hatte sie. Dies Verhältniß der beiden Männer zur Natur ist zugleich ein solches zum Volk; Goethe steht im Volk, Newton ihm gegenüber; wie der echte Künstler immer im Volke, der Gelehrte, auch wenn er echt ist, ihm immer gegenüber steht. Dieser hat vom Baum der Erkenntniß gegessen, Jener nicht; Jenem ist das Paradies zugänglich, Diesem nicht; und wo Subjektivität ist, da ist Paradies. Oder um bei dem oben gebrauchten Bilde zu bleiben: Goethe blickte von der freien Natur, Newton dagegen vom Innern des Hauses aus auf das Fenster; kein Wunder, daß beide Verschiedenes sahen; und doch war es nur eine und dieselbe Glasscheibe, auf welche beide ihren Blick richteten. Goethe selbst hat einmal hervorgehoben, ein wie großer Unterschied es sei, „ob man eine Kirche von außen oder von innen betrachte"; dieser Unterschied ist es, der im geistigen und religiösen Sinn überhaupt erst eine Kirche konstituirt; auch hier läuft, wie sonst öfters, die physische mit der geistigen Thatsache parallel. Goethe unterließ es, die Nutzanwendung dieser Wahrheit, in Sachen der Farbenlehre, auf sich selbst zu machen; er hätte sich dadurch manchen Aerger ersparen können. Sicherlich hätte er in diesem Punkte nicht nachgeben können, ohne sich selbst und das Beste seiner Natur zu verrathen; aber er brauchte auch gar nicht nachzugeben; und ebensowenig brauchten seine Gegner nachzugeben. Beide hätten nicht sagen sollen „entweder — oder", sondern „je — nachdem". Auf Goethe's Seiten waren die Konklusionen, auf Seiten seiner Gegner die Prämissen falsch — oder vielmehr unvollständig; der Eine ignorirte theilweise den objektiv sinnlichen Thatbestand, die Anderen ignorirten ganz den subjektiv geistigen Eindruck; Jener sah die Welt und in diesem besonderen Fall die Farbenphänomene zentral, Diese sahen sie peripher an. Beide vergaßen aber, daß ein richtiger Kreis sowohl eine Peripherie wie ein Zentrum hat.

Grenzen sind dazu da, daß sie respektirt werden; und ganz besonders auf geistigem Gebiet. Es ist demnach richtig, wenn man den sonst fast unbegrenzten Horizont Goethe's in dieser einen Frage als einen begrenzten

oder beschränkten bezeichnet; denn der Mensch überschreitet seine Grenzen nur, wenn und soweit er sie nicht kennt; und je enger sie sind, desto weniger kennt er sie. Das ist sein Verhängniß. Diesem Verhängniß sind die Gegner Goethe's noch weniger entgangen als er; eben weil ihr geistiger Horizont, im Allgemeinen, so unendlich viel enger war als der seinige; Goethe schoß etwas über's Ziel hinaus und sie blieben sehr weit hinter demselben zurück. Dies Ziel ist die einheitliche gerechte objektiv-subjektive Auffassung der Natur. Auch die Sonne hat Flecken; und auch durch die Nacht schimmern oft viele Lichter; aber darum ist die Sonne doch stets heller als die Nacht. Ja ein neuerer Naturforscher hat die Hypothese aufgestellt, daß eben die Flecken der Sonne uns nur dadurch als solche erscheinen, daß sie Lichtschwingungen von einer ganz außerordentlichen und deshalb dem menschlichen Auge als Finsterniß erscheinenden Höhe enthalten; daß sie eigentlich den Durchblick auf den inneren, in unendlich hohen Temperaturgraden glühenden Kern der Sonne darstellen; während das, was wir Sonne nennen, eigentlich nur die äußere schwache Photosphäre derselben ist. Vielleicht sind auch die Sonnenflecken Goethe's von solcher Art; doch mag diese Frage unentschieden bleiben: ist sie doch auch für die Sonne selbst noch nicht entschieden. Von den tieferen Bezügen der Natur ist noch wenig bekannt; des Forschens ist kein Ende; aber „das Unerforschliche ruhig zu verehren" ist nach Goethe selbst die höchste Aufgabe des Menschen. Und dies ist eine Aufgabe, die ins Gebiet der Mystik fällt.

Immerhin darf man sagen, daß es nicht nur eine Wissenschaft der Erscheinungen giebt, welcher sich die heutigen Naturforscher überwiegend zuwenden, sondern auch eine Wissenschaft der Eindrücke, welcher sich Goethe vorzugsweise widmete. Freilich ist die letztere mehr von psychologischer als physikalischer, mehr von mystischer als spezialistischer Art; und es ist klar, daß sie sich dadurch sehr nahe mit der Kunst berührt. Aber Wissenschaft bleibt sie darum doch und kann als solche ausgebildet werden. Es könnte z. B. eine Wissenschaft der Gerüche geben; und diese würde sich zur Chemie etwa verhalten, wie die Goethe'sche Farbenlehre zur Newton'schen; man hat sie sogar schon vorbereitet. Die bekannte Jäger'sche Seelendufttheorie ist durchaus nicht so sinnlos, wie man annimmt; sie ist nur die falsche Anwendung eines ganz richtigen Gedankens: daß nämlich jeder Mensch eine besondere und in sich geschlossene Individualität bilde, welche sich nicht nur geistig, sondern auch sinnlich in jeder seiner Handlungen Erfahrungen Aeußerungen bethätigt. Es ist Nichts sicherer als daß jeder Mensch einen individuellen Geruch hat, so wie er eine individuelle Stimme hat; jeder Hund weiß es. Daß unsere Werkzeuge und Studiengewohnheiten noch nicht fein genug sind, um diesen mannigfachen und unglaublich zart nüancirten Veränderungen im Wesen der Einzelmenschen zu folgen, hebt diese Thatsache nicht auf. Alle Geschehnisse im Reiche der Natur können und sollen Gegenstand der Forschung der Vergleichung der Ge-

Wissenschaft der Eindrücke.

setzeskonstatirung sein; es würde sehr willkürlich und nichts weniger als „objektiv" sein, wollte man ein ganzes und weites und vielversprechendes Gebiet von natürlichen Vorgängen dabei völlig übergehen. Der Umstand, daß diese Beobachtungen nicht leicht anzustellen sind, wird den echten Gelehrten nicht abschrecken sondern anziehen. Es ist die so überaus wichtige Lehre von der Einheit der Menschennatur, welche hier wieder einmal, allerdings in einem etwas unverständlichen Jargon, gepredigt wird; es ist nun zwar nicht Jedermanns Sache, sich in letzteren zu finden; aber es ist Jedermanns Pflicht, sich erstere stets gegenwärtig zu halten. Jäger verwechselt nur die Symptome oder vielmehr ein einzelnes Symptom des gesammten und einheitlichen Seelenlebens mit diesem selbst; dies ist ein rein logischer Irrthum, den man zwar nicht billigen aber doch dem heute überall so stark fühlbaren Mangel an philosophischer Schulung zu Gute halten sollte; dem landläufigen Materialismus von heute sind nicht minder arge Denkschnitzer begegnet. Iliacos muros intra peccatur et extra. Durch derartigen Vorspuk künden sich stets gewisse neue Zeiten an; wenn die Sonne aufgehen will, so wallt der Nebel. In keiner Weise aber ist abzusehen, weshalb subjektive Eindrücke der Menschennatur nicht auch auf sinnlichem Gebiet, wie dies auf geistigem Gebiet innerhalb der Psychologie schon längst üblich ist, ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung sein sollen; sollen sie aber Gegenstand dieser Forschung sein, so ist man auch verpflichtet, sie in den gesammten Bau des menschlichen Organismus und seiner Aeußerungen einzureihen; und dies würde wieder zur aufbauenden Naturwissenschaft, zur „Tektonik der Natur" zurückführen.

Hypnotismus. Das ganze große Gebiet des Hypnotismus und der rein geistigen Suggestion mit rein körperlicher Folgewirkung, wie es besonders der neueren französischen ärztlichen Schule zum Studium dient, gehört hierher; bei solchen Vorgängen begegnet sich das Naturleben mit dem Menschenleben, das unbewußte mit dem bewußten Dasein; und an einem solchen Kreuzungspunkte zweier Weltkräfte läßt sich jede einzelne von ihnen besser beobachten kontrolliren erkennen, als es sonst möglich ist. Einzelne hervorragende Forscher haben dies bereits anerkannt; „der Hypnotismus ist die Medizin der Zukunft" erklärte Professor von Nußbaum in München; und andere ärztliche Autoritäten ersten Ranges, so Professor von Krafft-Ebing zu Wien sind ihm darin gefolgt. Hypnotismus ist Zauber; beide Worte sind viel mißbraucht worden und beide bezeichnen sachlich genommen nur eine Gruppe von tieferen und den Menschen bisher unerklärt gebliebenen Naturgesetzen, sozusagen ein summarisches Verfahren der Natur; ohne Zweifel wird dem Zauber in der kommenden Bildungsepoche eine weit größere Rolle beschieden sein, als in der jetzigen. Was eigentlich „Kraft" sei, weiß noch heute kein Physiker zu sagen; aber die deutsche Sprache weiß es zu sagen; craft heißt im Englischen „Zauber". Wie gut würde es um die deutsche Wissenschaft stehen, wenn die Physiker als solche etwas

Philologen und die Philologen als solche etwas Physiker sein wollten; wenn man der Einseitigkeit entsagen würde; wenn man denken würde. Novalis, nach seinem Beruf ein naturwissenschaftlicher Techniker, ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen; er hat den Hypnotismus vorausgesehen und über ihn hinausgesehen; ihm hat der heutige Gelehrte, wenn auch nicht in den Leistungen so doch in der Tendenz zu folgen. Alle geistigen und materiellen Vorgänge sollten womöglich zu den tiefsten Gesetzen des Welt- und Naturlebens in Beziehung gebracht werden; jene obenerwähnten Entdeckungen innerhalb der Seelenkunde sind nur ein weiterer Schritt zu solcher Auffassung. Auch die sogenannte Handschriftenkunde hat sich zum Theil bereits in wissenschaftliche Regeln bringen lassen, wenn diese auch noch sehr der Weiterentwickelung und der Berichtigung bedürfen; dieser individualistischen und halbmystischen Lehre hat ein Goethe das Wort geredet; sie wird sich nicht durch bloßes Ableugnen aus der Welt schaffen lassen. Was jetzt unbekannt ist, ist darum nicht für immer unbekannt.

Schädellehre, Physiognomik u. s. w. sind dunkle Tastversuche nach derselben Richtung; und es wäre ebenso falsch, ihre bisherigen Resultate unbesehen anzunehmen, als ihnen jede wissenschaftliche Weiterentwickelung absprechen zu wollen. Man hat gegen die Schädellehre eingewandt, daß die Form des Schädels von der des Gehirns in den meisten Fällen gar nicht abhängig sei; und dieser Einwand trifft zu, soweit es sich um einen direkten Rückschluß aus der Form des Schädels auf die Eigenschaften des Gehirns handelt; aber auf letztere kommt es hier zunächst nicht an sondern vor Allem — wie in dem früher erwähnten Fall Rafael's und Beethoven's — auf die Gestalt des Schädels selbst. Diese gehört so gut wie die der Hand, des Fußes, der Zähne u. s. w. zur körperlichen Physiognomik; und für letztere ist das Wesentliche gerade die jeweilige gleichartige und übereinstimmende, den Gesammtcharakter der betreffenden Persönlichkeit in leiblicher wie geistiger Beziehung widerspiegelnde Formation aller einzelnen Gliedmaßen. Mit derartigen mathematisch-tektonischen Formverhältnissen des thierischen pflanzlichen u. s. w. Einzelindividuums hat sich die Wissenschaft als solche bisher überhaupt noch nicht beschäftigt. Wenn sie dies will, so wird sie freilich theilweise kunstgeschichtlich vorgehen müssen; denn die Kunstgeschichte hat es stets mit Einzelindividuen zu thun; nur daß die Anzahl der künstlerisch schöpferischen weit geringer ist, als die der natürlich geschaffenen Individuen. Aber auch von diesen will jedes einzelne in seiner Einzigart erkannt sein; und nicht nur, wie nach der bisherigen wissenschaftlichen Methode üblich, als ein Gattungstypus; die Wissenschaft kann nie genug individualisiren. In der Natur giebt es keinen Zufall, sondern nur Gesetz; und dies Gesetz gilt es, überall aufzudecken. Auch der sicher vorhandene, aber uns bis jetzt nicht bekannte innere Farben- und Formenzusammenhang z. B. zwischen den Samenkörnern und den jeweils

Zoographie.

aus ihnen entspringenden Pflanzen, zwischen dem Ei und der jeweils aus ihm entstehenden Vogelgattung — kurz jene Art von wissenschaftlicher Untersuchung, welche die innere Einheit einer einzelnen organischen Entwickelung gerade in und durch die Verschiedenheit ihrer betreffenden zeitlichen Entwickelungsphasen nachweist und welche Goethe durch seine Metamorphose der Pflanzen begründet hat, kann und muß viel weiter ausgedehnt werden, als es bisher geschehen ist. Faßt man die Symptome der Stetigkeit innerhalb der Entwickelung organischer Gebilde etwa als die genetischen Längslinien derselben auf, so kann man die Symptome der Verschiedenheit innerhalb eben dieser Entwickelung als die genetischen Querlinien derselben betrachten. Lamarck und Darwin haben mehr jene, Goethe und v. Baer mehr diese Beziehungen des Naturlebens im Auge gehabt. Und da es sich in dem ersteren Forschungsgebiet mehr um Raum- und Bewegungsverhältnisse, in dem letzteren mehr um Linien- und Schattirungsverhältnisse handelt, so bedarf eben dieses auch eines besonderen Namens: man könnte es „Zoographie" nennen. Dieselbe ist nicht minder umfangreich und bedeutsam, in ihren Mitteln und Zielen, wie die Geographie; und wie man diese erst spät als eine besondere Wissenschaft anerkannt und dann wiederum die Geologie an sie angeschlossen hat: so wird sich umgekehrt die Zoographie an die Zoologie, die schon längst als Wissenschaft anerkannt ist, anzugliedern haben. Diese neue Wissenschaft wird, wie ihre Begründer Goethe und v. Baer, einen gewissen künstlerischen Charakter nicht verleugnen können.

Zoo- und Geographie beschäftigen sich mit der Gegenwart, Zoo- und Geologte mit der Vergangenheit des Erdenlebens; schon darum haftet jenen Wissenschaften nothwendig ein lebendigerer und anschaulicherer Zug an als diesen. Graphik, als sinnliche Darstellung, ist der Ursprung aller Künste, und Logik, als geistige Erkenntniß, ist die Quelle aller Wissenschaften; so sind denn auch jene Namen, in ihrer Zusammensetzung, richtig gewählt; die Kunst giebt das Werdende, die Wissenschaft das Gewordene; jene schildert, diese begründet. Mit dem Worte ζωγραφία bezeichneten die alten Griechen die bildende Kunst, im weitesten Sinne, als Darstellung des Lebenden: ζῶον; und mit dem Worte „Zoologie" könnte man, im weitesten Sinne, die gesammte gegenwärtige Wissenschaft bezeichnen; denn sie beschäftigt sich mit der Erkenntniß des Lebenden: in Natur wie Geschichte. So begegnen und überkreuzen sich, im tiefsten Grunde ihrer Bestrebungen, Alterthum und Neuzeit, Kunst und Wissenschaft. Eine richtige Begriffsunterscheidung läßt sich in ihrer vollen Ausdehnung kaum erschöpfen; sie zieht, wie der ins Wasser geworfene Stein immer weitere Kreise. Die organische Einheit der Welt zu demonstriren, ist das höchste Ziel aller wissenschaftlichen Forschung; und die organische Vielheit der Welt wiederzugeben, ist die höchste Aufgabe aller künstlerischen Darstellung. Die „Tektonik der Natur" verhält sich zur Zoographie, wie die Mathematik zur

Physik. Jedes Gewebe besteht aus Kette und Einschlag; so hat nicht nur die Wissenschaft überhaupt, sondern jede einzelne Wissenschaft ihre objektive und subjektive Seite; aber ihr Schwerpunkt liegt entweder mehr hier oder mehr dort. Und der Schwerpunkt entscheidet über die Lage eines Körpers; Das gilt physisch wie geistig; daraus erhellt schon von selbst die Stellung derjenigen Wissenschaften, welche sich theilweise mit der Kunst berühren und welche man demgemäß die subjektiven nennen kann.

Zu ihnen gehört ferner noch die Thierpsychologie sowie die Erforschung alles Desjenigen, was man bisher aushülfsweise mit dem Namen Instinkt belegt hat; diese seelischen Regungen irgendwie objektiv klar- und darzustellen ist bisher nicht gelungen. Und doch stehen sie dem menschlichen Seelenleben, nach seiner tiefsten und ursprünglichsten Seite, sehr nahe. Bildung muß Instinkt werden; sie kann es nur werden, wenn sie ihren Schwerpunkt in den angeborenen heimischen individuellen Eigenschaften des Menschen sucht, also in seinen instinktiven Eigenschaften. Dort treffen sich alle Keime seines Lebens, nur von dort kann Wachsthum ausgehen, nur von dort kann Schöpfung ausgehen. Und die höchste Aufgabe der Wissenschaft ist, wie gesagt: Schöpfung zu verstehen. Geht sie hierauf ernstlich aus, so wird es ihr vielleicht auch einmal gelingen, die täglich sich wiederholende physische Schöpfung zu verstehen, das Wesen der organischen Fortpflanzung zu erkennen; damit würde das höchste Problem aller Naturforschung gelöst sein. Andere wissenschaftliche Studien, von vorwiegend subjektivem Charakter, führen sogar geradeswegs zur Kunst hinüber. Die Akustik gehört zu denjenigen Forschungsgebieten, welche noch einer bedeutenden Erweiterung fähig sind, besonders insofern sie sich mit der Architektur berührt. Auch hier macht sich der obige Unterschied in bezeichnender Weise geltend. Die objektive Akustik ist von Helmholtz mit glänzendem Erfolge behandelt worden; mit der subjektiven Akustik beschäftigt sich fast Niemand. Immerhin besaßen bereits die Griechen eine bedeutende, jetzt leider für uns verlorene Kenntniß derselben; sie wußten, daß und wie durch die Forderungen der Akustik die künstlerische Form eines Gebäudes und diese durch jene beeinflußt wurde. Wie die subjektive Farbenlehre die Eindrücke des Auges, soll die subjektive Tonlehre die Eindrücke des Ohres zusammenfassen erläutern anwenden. Zwischen diesen beiden einander polar entgegengesetzten Gebieten der Sinnesthätigkeit — zwischen Auge und Ohr, Farbe und Form — bewegt sich noch eine Welt von Sinneseindrücken, welche erst theilweise bekannt ist und mehr als einem wissenschaftlichen Kolumbus zu thun geben könnte. Spezielle Fragen zu universalisiren und universelle Fragen zu spezialisiren, darauf wird es zunächst ankommen. Es ließe sich wohl eine Aesthetik des Schmetterlingsfluges denken; und möglicherweise würde man, wenn man die Schönheitslehre so in einem einzelnen Falle individualisirt spezialisirt isolirt, weiter kommen, als wenn man sie wie gewöhnlich ex abstracto behandelt; es wäre angewandte

Akustik.

Aesthetik. Die Methode des Kopernikus, den gewohnten Standpunkt umzukehren, würde sich vielleicht auch hier bewähren; es könnte sein, daß sich die Gesetze des Planetenumlaufs in den Farbenschattirungen des Insektenflügels und diese in jenen wiederfänden. Derartige geistige Verbindungslinien nicht etwa spielend, sondern real denkend zu ziehen und sie danach zum geschlossenen Bilde zu vereinigen, ist eine der lohnendsten Thätigkeiten, welche dem Forscher überhaupt beschieden sein kann. Es ist eine makroskopische Thätigkeit.

Lehre vom Kunstschaffen.

Es zeigt sich mithin, daß nicht nur speziell, sondern auch prinzipiell die Bestrebungen der heutigen Wissenschaft noch in hohem Maße einer bedeutenden Erweiterung sowie Korrektur fähig sind. Die wissenschaftliche Objektivität kann, wenn sie ihren Vortheil recht versteht, gerade auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Subjektivität noch die weitgehendsten Eroberungen machen. Natur Geist Leben bilden und bewegen sich stets in Uebergängen; diese pflegen nun zwar, wie sich auch bei Goethe's Farbenlehre gezeigt hat, dem flachen Verstand und der niederen Kritik recht unbequem zu sein; aber man darf sie darum nicht in ihrem Werthe herabsetzen. Jedenfalls kann man den deutschen Dichterfürsten selbst als einen Vertreter des Uebergangs von der Kunst zur Wissenschaft hin, in seinen Naturstudien überhaupt, und von der Wissenschaft zur Kunst wiederum weg, in seinen Farbenstudien insbesondere, ansehen. Er offenbart hier einen mystischen Zug, der ihm als Künstler nicht übel steht, aber auch den heutigen Forscher, wenn und soweit er künstlerisch denken will, gut kleiden wird. Ja noch mehr als das; jene Geistesrichtung wird ihm, verständnißvoll gehandhabt, von hohem positivem Nutzen sein. Denn der Mantel der Philosophie sieht nicht nur stattlich aus, er wärmt auch gut. Je subjektiver und persönlicher eine Geistesthätigkeit ist, desto mehr wird sie sich immer der Kunst zuneigen; auf die Aehnlichkeit zwischen Traum und Kunstthätigkeit ist man seit langem aufmerksam geworden; ebenso auf diejenige zwischen Traum und Hypnose; so ergiebt sich auch zwischen der letzteren und der Kunst eine gewisse Verwandtschaft. Sie beruht auf dem beiderseitigen inneren Schauen, und dieses leitet wiederum zur subjektiven Geistesthätigkeit und Wissenschaft hinüber. Die eigentliche Kunstkraft im Menschen d. h. die Art und Fähigkeit seiner künstlerisch produktiven Kräfte harrt noch ihrer genaueren Untersuchung und wissenschaftlichen Ausbeutung; außer einigen gelegentlichen Aeußerungen großer Künstler, so Rafael's Mozart's und Otto Ludwig's über die Art ihrer schaffenden Thätigkeit, ist hierüber so gut wie Nichts bekannt. Daß gewisse Vertreter der „objektiven" Wissenschaften sowohl Beethoven wie Wagner allen Ernstes für wahnsinnig erklärt haben, beweist nur, wie sehr solche Forscher unter Umständen die Grenzen ihres Machtbereiches verkennen konnten. Und doch eröffnet sich gerade hier ein hochwichtiges Feld der wissenschaftlichen Forschung, auf welchem man, im Bunde mit Kunstgeschichte und Völkerpsychologie, zu

den bedeutendsten geistigen Ergebnissen gelangen könnte. Eine solche „Lehre vom Kunstschaffen" wäre demnach den subjektiven Wissenschaften zuzuzählen und so noch manche andere; in ihnen allen würde Genialität und Kongenialität eine große Rolle spielen. Was sie alle verbindet, ist der mehr oder minder künstlerische Zug, der sie erfüllt; sie stehen gewissermaßen auf dem äußersten linken Flügel der Wissenschaft; auf demjenigen, welcher zur Kunst hinüberführt. Und ein Schatten des Mystizismus fällt gleichmäßig auf sie alle. Trotzdem darf man die Hoffnung hegen, daß noch einmal die objektive Wissenschaft sich dazu versteht, ihre subjektive Namensschwester als ebenbürtig anzuerkennen. Die objektive Wissenschaft ist Verstandessache, sie will die Naturerscheinungen verstehen; Verstand kommt von verstehen; die subjektive Wissenschaft ist Vernunftsache, sie will die Naturerscheinungen anschauen aufnehmen vernehmen; Vernunft kommt von vernehmen. Vernunft aber ist anerkanntermaßen und von jeher mehr als Verstand; folglich steht auch die Vernunftwissenschaft höher als die Verstandeswissenschaft. Niemand kann in die Zukunft sehen, und es könnte vielleicht eine Zeit kommen, zu welcher sich die heutige Wissenschaft verhält, wie die mittelalterliche Scholastik zur Gegenwart; denn Spezialismus ist eben nur das Kehrbild von Scholastizismus. Vielleicht wird in jener Zeit die subjektive lebendige schöpferische künstlerische Seite der Wissenschaft mehr als jetzt betont werden; vielleicht wird diese dann sogar auch von Seiten der objektiven Wissenschaft als ihr überlegen anerkannt werden; gerade die Vertreter der Ansicht von einem stetigen entschiedenen Fortschreiten des geistigen Lebens der Menschheit dürfen eine solche Möglichkeit nicht ausschließen.

Objektive und subjektive Wissenschaft.

Das Märchen vom Aschenbrödel ist ein ausgeprägt deutsches Märchen, und es hat sich gerade im deutschen Geistesleben schon vielfach bewährt; auf alle Fälle ist in der „Wissenschaft der Eindrücke" eine bedeutsame Gebietserweiterung der bisherigen Wissenschaft im Allgemeinen und der Naturwissenschaft im Besonderen gegeben. Handelt es sich in der „Tektonik der Natur" um ein einheitliches Zusammenfassen der Maßverhältnisse, also der inneren Symmetrie des Naturlebens, so handelt es sich hier um ein einheitliches Zusammenfassen der Gefühlsverhältnisse, also des inneren Rhythmus des Menschenlebens. Alles Leben aber schreitet stets in der Richtung von der Symmetrie zum Rhythmus fort, nicht umgekehrt; und insofern würde auch eine Entwickelung der Wissenschaft, wie sie durch eine Wendung zu mehr subjektiven Gebieten der Forschung sich vollzieht, nur eine natürliche sein. Wenn Goethe in seinen unter der Ueberschrift „Urworte, orphisch" veröffentlichten Gedichten dieser Art von Mystizismus huldigt; und wenn er dabei auf den rhythmischen musikalischen aufbauenden Geist des angeblichen Orpheus sich bezieht; so kann man wohl zwischen der tief musikalischen Anlage des deutschen Volkes und seiner tief mystischen Anlage einen gewissen Zusammenhang finden. Denn da die Mystik den

Rhythmus, die Logik aber die Symmetrie des Denkens darstellt, so gehören beide, nach dem unabänderlichen Gesetz des künstlerischen Ausgleichs, nothwendig zusammen. Die Musik des Orpheus wußte Steine in ein harmonisches Ganze zusammenzufügen; die Mystik der Deutschen könnte möglicherweise dasselbe für die spezialistischen Bruchstücke und Bruchsteine der heutigen wissenschaftlichen Welt in Deutschland leisten; und die „Wissenschaft der Eindrücke" könnte dabei als Vermittlerin dienen. Gelänge das, so gelänge Großes. Die Wissenschaft der Erscheinungen und die Wissenschaft der Eindrücke ergänzen sich gegenseitig, wie Strömung und Gegenströmung des elektrischen Fluidums. Wenn die Mathematik, die höchste objektive Wissenschaft, im Wesentlichen eine Wissenschaft der Form ist, so ist jene andere, die höchste subjektive Wissenschaft, im Wesentlichen eine Wissenschaft der Farben. Die Form vertritt das abstrakte, die Farbe das konkrete Element im Dasein der Welt; was aber konkret ist, das ist auch subjektiv individuell persönlich. Nicht minder als für die Geschichtswissenschaft darf demnach auch für die Naturwissenschaft Rembrandt, der Beherrscher der Farbe, im geistigen Sinn als ein Führer zum Rechten gelten; unter seiner Leitung wird man sich von Einseitigkeiten jeder Art fern halten. Der deutschen Plastik, welche allmählich anfängt sich farbig zu gestalten, dürfte nun das gesammte geistige Streben der Deutschen folgen; denn Farbe ist Leben; und hier wie dort greift man damit nur auf alte und volksthümliche Anschauungen zurück.

Spiritismus. Die heutige Wissenschaft, welche so gern rückwärts und erdwärts blickt, sollte endlich wieder anfangen, vorwärts und aufwärts zu blicken; und es ist nicht ausgeschlossen, daß es wirklich dazu kommt. Selbst gewisse Verirrungen im geistigen Leben der Gegenwart sind für die fernere Entwickelung desselben, nach der angegebenen Richtung hin, überaus bezeichnend; so der Spiritismus. Vielleicht dauert es gar nicht lange, bis unsere Zeit des Materialismus sich in eine solche zwar nicht des Spiritismus, aber doch des Spiritualismus verwandelt. Sie hat im Ganzen eine auffallende Aehnlichkeit mit der römischen Kaiserzeit; auch auf diese Orgie des Materialismus und der Trivialität folgte einst ein spiritualistisches Erwachen: das Christenthum. Auch damals trieb man Spiritismus; auch damals gingen die Geister dem Geiste voraus; gerade wie jetzt und vor der großen Katastrophe des 18. Jahrhunderts. Vielleicht ist es in gleicher Weise auch unserer Epoche beschieden, noch einmal wieder aufzuathmen; verkündet der Spiritismus dieses, so verkündet er ein gutes Orakel; man darf ihn dann als unbewußten und unfreiwilligen Propheten schätzen — und ihn im Uebrigen seinem Schicksal überlassen. Es giebt geistige Bewegungen, die anderen nur zum Uebergang bestimmt sind; kommt ihnen nicht ein absoluter, so kommt ihnen doch ein relativer Werth zu; der Spiritismus ist von dieser Art. Auch im Irrthum liegt Wahrheit; es giebt Geister; aber da wo man sie sucht, pflegen sie nicht zu sein. Sie

necken gern; und Niemanden lieber, als den berufsmäßigen Geisterseher; sie vertheidigen gegen ihn ihre Unabhängigkeit; sie spotten der menschlichen Neugier. Den forschenden Verstand, wenn er sich ihnen nähern will, verkehren sie in Unverstand; man muß ihnen daher auf Umwegen beikommen; man muß sie nach ihren eigenen Gesetzen richten. Geister gehorchen nur einem Geiste, der mächtiger ist als sie. Wissenschaftlich kann man ihnen nicht beikommen; aber man kann ihnen wohl künstlerisch beikommen; und eben dadurch schließlich auch wissenschaftlich. Besser als Rembrandt hat Niemand Geister zu sehen oder darzustellen gewußt; seine Engelsbilder sind an innerer und man möchte sagen spukhafter Wahrheit der Erscheinung nie erreicht worden. Der fühlbare Hauch des Ewigen umweht sie; sie sind Erzeugnisse des doppelten Gesichts; das ist Spiritismus und Spiritualismus, wie er sein soll. Dieser Künstler hat damit ein Wissen und eine Wissenschaft des Jenseits statuirt, welches sogar von rein historischer Art zu nennen ist — insofern er es nämlich verstanden hat, die Vorstellungen des deutschen Volks vom Reiche des Jenseits, in ihrer echten und unverfälschten Gestalt, auf die Leinwand zu bringen. Das ist auch Zauber und Beschwörung, wiewohl nicht im spiritistischen Sinne; er hat jene Geister nicht geschaffen, er hat sie nur gesehen. Er citirte sie. Menschlicher Geist gegenüber himmlischen Geistern ist nie schöner dargestellt worden, als in dem zu Petersburg befindlichen Bilde Rembrandt's, welches Abraham gegenüber den drei ihn besuchenden Engeln zeigt; es ist vielleicht das religiöseste Bild, das je gemalt worden ist; und die treffliche Braun'sche Photographie desselben, mit dem Kopf Abrahams in Originalgröße, ist Jedermann zugänglich. Diese Gestalt des Erzvaters ist die einzige im gesammten Bereich der Kunstgeschichte, welche dem Zeus des Phidias ebenbürtig gegenüber steht; ist hier der Gott ganz vermenschlicht, so ist dort der Mensch ganz vergöttlicht; jener winkt Gewährung, diesem wird Gewährung. Das, was man philosophisch „Bejahung des Lebens" genannt hat, ist damit nach seinen zwei höchsten Seiten dargestellt. Die Kunst hat wieder ein Wunder vollbracht; inneres Leben ist zu äußerem Leben geworden; Gedanke hat sich in Geschichte verwandelt; und was der Geschichte, das gehört auch der Wissenschaft an. Indem Rembrandt Geistergeschichte giebt, giebt er Geistesgeschichte.

Wo Hell und Dunkel auf einander treffen, da halten sich die Geister gern auf; sie lieben die Dämmerstunde. Hell und Dunkel treffen sich aber, geistig wie technisch genommen, nirgends näher als in Rembrandt's Bildern; diese geben demnach in nuce ein Abbild des deutschen und, wenn man will, des modernen Geistes überhaupt. Er neigt sich zum Pessimismus, zur dunklen Auffassung der Welt; soweit diese nicht auf moralischer oder geistiger Schwäche beruht, birgt sie sicher immer einen großen Zug; die alttestamentlichen Propheten, Heraklit, Schopenhauer verleugnen ihn nicht. Aber ihren wahren Werth erhält sie erst, wenn der goldene Lichtstrahl

eines unverwüstlichen Optimismus, wie er stets in der unverfälschten Volksnatur lebt, sich ihr zugesellt. Beide zusammen ergeben, für den unparteiischen und künstlerischen Blick, erst die Einheit des Weltbildes; sie baut sich aus Lichtkontrasten auf und gleicht darin der Einheit eines Rembrandtschen Bildes. Die aus Hell und Dunkel, aus Verstand und Mystizismus gemischte Natur dieses echt niederdeutschen Meisters läßt ihn mithin besonders geeignet erscheinen, bei der Ueberführung der deutschen Kultur aus dem Reich des Klaren Durchsichtigen Kritischen — der Wissenschaft — in das des Halbklaren Spiegelnden Schöpferischen — der Kunst — einen maßgebenden Einfluß zu üben. Er vermählt Gegensätze, die sich auch sonst im deutschen Geistesleben nah und doch feindlich gegenüberstehen. Der hellste und der dunkelste deutsche Kopf, Lessing und Böhme, stammen beide aus einem und demselben kleinen Bezirk Deutschlands, der Oberlausitz; Kepler und Kerner sind beide Schwaben; daß neben dem hellsten Licht sich stets der dunkelste Schatten findet, gilt wie im physischen und moralischen so auch im geistigen Sinn. Die Wage der Welt kann sich nirgends senken, ohne sich gleichzeitig anderswo zu heben. Mag man die Schale mit dem dunklen oder die mit dem hellen Gewicht bewegen, immer findet eine beiderseitige Verschiebung der Kräfte statt; und eine desto stärkere Verschiebung, je stärker jene Bewegung war; man nennt dies Epoche machen. Dazu schickt sich jetzt wieder einmal der Deutsche an.

Svedenborg und Hamlet.

Farben sind bunte Schatten, Kinder des Tages und der Nacht; sie schweben zwischen Hell und Dunkel; und eben hier ist es, wo der Prozeß des Lebens sich abspielt. Wie von einer Götterdämmerung könnte man auch von einer Weltdämmerung reden; nur daß diese eine Morgen- und jene eine Abenddämmerung des großen Tages der Menschheit darstellt. Auch die letztere schwebt, in ihrem ganzen Sein, zwischen Hell und Dunkel; in ihrem Bildungsgang oszillirt sie bald nach dem einen bald nach dem anderen Pol; jetzt scheint sie wieder in einer Bewegung vom Hellen zum Dunklen begriffen; oder wenigstens scheint eine solche Bewegung wünschenswerth, um den mehr stechenden als leuchtenden Glanz der heutigen Bildung etwas zu mildern. Denn nur diejenigen Dinge haben wirklichen Werth, in welchen das Element des Ewigen — das unendlich Helle — und das Element des Persönlichen — das unendlich Dunkle — sich das Gleichgewicht halten, sich vollkommen verstehen, sich gegenseitig beseelen. Chemiker haben die Hoffnung ausgesprochen, daß es noch gelingen werde, alle bisher bekannten materiellen Elemente auf ein einziges zurückzuführen, von dem jene anderen sämmtlich nur Modifikationen seien; auf geistigem Gebiet ist dieses Grundelement bereits gefunden, es heißt Individualität; und je nachdem es sich in die Weite oder in die Enge wendet, erscheint es uns als Ewigkeit oder als Einzelleben. Das Persönliche ist nur eine umgekehrte und, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach innen gewendete Ewigkeit; die Ewigkeit ist nur eine, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach

außen und in der Unendlichkeit sich bethätigende Persönlichkeit. Gott Mensch Welt sind Begriffe, welche sich im Grunde decken; Svedenborg, der der Welt die Gestalt eines Menschen giebt, hat also nur zu sehr Recht; ja ein anderer echt deutscher und echt volksthümlicher Denker, der schon erwähnte mittelalterliche Mystiker Eckhard hat diesen Zusammenhang noch schärfer formulirt: „wäre ich nicht, so wäre Gott nicht" sagt er ebenso tiefsinnig wie einfach. Dieselbe Wahrheit gilt auch auf nationalem Gebiet. Man hat es gelegentlich sehr lächerlich gefunden, daß Svedenborg behauptete, die Engländer Holländer u. s. w. hätten je einen Himmel für sich; und doch ist dies nur die kindliche und poetische Ausdrucksweise für eine an sich ganz richtige Beobachtung: daß es nämlich einerseits geschlossene nationale Individualitäten giebt und daß diese andererseits gerade als solche nur Reflexe des Ewigen, Unzerstörbaren, unendlich Lebendigen sind. Jede Persönlichkeit, die einzelmenschliche wie die nationale, ist ein Mikrokosmus d. h. eine Welt oder ein Himmel für sich; und insofern hat der so oft mißverstandene und so leicht mißverstehbare kosmische Denker aus dem Norden mit jener seiner Meinung durchaus Recht gehabt; auch bei ihm wie bei manchen anderen dunkelschimmernden Geistesgrößen ist es nöthig, den eigentlichen inneren Denkprozeß von der bloßen façon de parler zu scheiden. Dann wird sich anscheinende Unvernunft in wirkliche Vernunft verwandeln.

Von welcher weitgreifenden Bedeutung übrigens der tiefblickende und gigantisch konstruirende Geist Svedenborg's war, läßt sich aus der einzigen Thatsache entnehmen, daß Kant sich in einem seiner gedruckten Briefe darüber beklagt, Svedenborg habe ihm seine ganze Philosophie vorweggenommen; der Mystiker hatte hier den Kritiker überholt; und vielleicht würde eine Mystik der reinen Vernunft noch mehr bedeuten als eine Kritik der reinen Vernunft. Einen Svedenborg nach seinem vollen Werthe zu schätzen, würde demnach auch zu den Aufgaben echt philosophischer Wissenschaft gehören; aber einen vereinzelten Anlauf Emerson's abgerechnet, ist im deutschen oder überhaupt im modernen wissenschaftlichen Leben davon noch wenig zu spüren gewesen. Wie die deutsche Wissenschaft diesen Vertreter des inneren Schauens, so hat sie das innere Schauen selbst zu sehr vernachlässigt; sie muß sich demselben wieder nähern. Svedenborg leidet etwas an geistiger Weitsichtigkeit, wie die meisten heutigen Gelehrten an geistiger Kurzsichtigkeit leiden; eben darum könnte er ihnen zur Kur dienen. Er steht darin, so verschieden auch sonst das Gebiet der beiderseitigen Thätigkeit ist, dem die Welt makroskopisch betrachtenden und makroskopisch schildernden Rembrandt sehr nahe; beide sind nordisch germanisch nebelhaft formlos — aber auch voll Geistes. Geistig steht Rembrandt in der Mitte zwischen dem Mystiker Svedenborg und dem Dogmatiker Spinoza; er, der Sohn der gemäßigten Zone, berührt sich mit dem Sohne des Nordens wie mit dem des Südens; aber sein Herz gehört dem Norden. Es ist

bezeichnend, daß Svedenborg einen großen Theil seines Lebens in Holland verbrachte und seine sämmtlichen Werke auch dort erscheinen ließ; verwandter Geist sucht eben verwandten Boden. Diese Uebereinstimmung zwischen beiden Männern geht sogar bis zu Aeußerlichkeiten; der volle sonore germanische Klang ihrer bloßen Namen enthält schon etwas Gemeinsames Männliches Ansprechendes — für Den, der die feineren und feinsten Beziehungen zwischen Innen und Außen zu schätzen weiß; denn die Mittel, mit welchen Natur wie Geschichte arbeiten, sind immer ungemein deutlich; und oft ungemein subtil.

Svedenborg ist dabei innerlich nicht minder vornehm als Rembrandt; er ist in vieler Hinsicht ein germanischer Idealtypus; die tiefsten Seiten des Volksgemüths klingen in ihm an. Er war ein feingebildeter und welterfahrener Hofmann, dessen Stimme von den ihm gleichzeitigen schwedischen Königen in inneren Staatsangelegenheiten gern und oft gehört wurde; er steht somit dem ebenfalls zugleich hofmännischen und tiefsinnigen, weltklugen und nebelhaften Charakter Hamlet's überraschend nahe; ja gewisse Jugendbriefe des Ersteren, aus seiner Studienzeit in Deutschland, lesen sich genau wie etwaige Briefe Hamlet's aus Wittenberg. Kunst und Wirklichkeit begegnen sich hier von mehr als einer Seite. Rembrandt malte und Svedenborg lebte im Charakter Hamlet's; für die deutsche Wissenschaft von heute könnte sich nichts Besseres ereignen, als wenn sie gleichfalls etwas von dem feinen und tiefen Geiste Hamlet's in sich aufnähme. Er ist uns gewissermaßen in Svedenborg verkörpert und dadurch historisch nahe gebracht. Ein Prinz war der Letztere zwar nicht, aber doch von hochstehender Herkunft; er war Mitglied der schwedischen Adelskammer; Erzbischöfe und Bischöfe gehörten zu seinen nächsten Verwandten. Svedenborg's Geburtsort ist nicht weit von dem des mythischen Hamlet entfernt; seine Heimath Westgothland liegt der Terrasse von Helsingör gegenüber; Mensch und Ort finden sich hier zusammen; und in bedeutsamster Weise. England Holland und Schweden, Shakespeare Rembrandt und Svedenborg, Dichter Maler und Denker — drei Nordseegeister treffen sich am Sunde, auf der Hamletsstätte! In Hamlet ist mehr als in irgend einem anderen Charakter jener schon erwähnte Unterschied zwischen dem inneren Denken und der façon de parler ausgebildet; ja dieser Unterschied wird bei ihm oft zum Gegensatz; und giebt seinem Wesen jene Beimischung eines vornehmen und weltverachtenden Sarkasmus, die ihm so gut steht. Die Welle der schönen Empfindung bricht sich an dem harten Felsen der Wirklichkeit und leuchtet auf in dem Farbenspiele einer heiteren und dennoch bitteren Ironie. Svedenborg's Charakter ähnelt vor Allem darin demjenigen Hamlet's, daß er sich in Kontrasten bewegt; beide sind Naturen, in denen Hell und Dunkel dicht bei einander liegt; und eben dadurch erscheint das Helle in ihnen noch heller, das Dunkle in ihnen noch dunkler. Hierauf beruht größtentheils die eigenthümliche Anziehungskraft, welche der

Hamletscharakter auf Jedermann ausübt. Schwarz und weiß ist eine vornehme Farbenzusammenstellung; und Trauer kleidet nicht nur die Frauen gut; etwas von dieser Anziehungskraft und dieser melancholischen Vornehmheit ist auch dem schwedischen Hamlet zu Theil geworden. Ein tief, fast zu tief angelegtes Gemüth und ein hoch, fast zu hoch strebender Geist vereinigen sich in ihm zu einer gewissen ergreifenden Noblesse der Gesinnung. Er war trotz seiner Mystik einer der hervorragendsten Mechaniker seiner Zeit; sein eigentlicher Beruf sogar war der eines Mechanikers und Kriegsingenieurs; aber seine Weltanschauung war nichts weniger als eine „mechanische“ im heutigen Sinne des Worts; so wenig wie diejenige eines anderen Mechanikers Kriegsingenieurs und intuitiven Geistes von weltumfassendem Blick: Leonardo da Vinci's. Eine Persönlichkeit, wie diejenige Svedenborg's, welche den Scharfblick des Weltmanns mit der Naivität eines Kindes, den Tiefblick des Mystikers mit dem Erfindungsgeist des erfahrenen Praktikers verband, erscheint wohl geeignet, dem einseitigen Spezialistenthum der heutigen Gelehrten als ein Gegenideal zu dienen. Doch ist hier ein Mißverständniß abzuwehren, welches bei dem einseitig literarischen Bestreben und Urtheilen der Gegenwart nahe liegt. Nicht die Schriften sondern die gesammte Persönlichkeit Svedenborg's — von der jene nur einen untergeordneten Theil bilden — kann und soll den deutschen Gelehrten fördern; der Mann, nicht der Schriftsteller ist hier maßgebend; und wenn man will, mag man diesen Einfluß einen mystischen nennen. Eine Wissenschaft in diesem, aber nicht in dem heute gangbaren Sinn ist der Kunst gleichberechtigt; denn sie wird sozusagen selbst zur Lebenskunst; sie kann und darf in keiner Kultur entbehrt werden. Kunst und Wissenschaft sind die hellen Augen eines Volkes; in der Mystik schlägt sein Herz.

Ein tektonischer Aufbau der Naturwissenschaft, eine ethische Auffassung Rückblick. der Geschichtschreibung, eine nationale Handhabung der Kritik, eine subjektive Ausgestaltung des Wissens vom Menschen und eine philosophische Verwerthung des Wissens von der Welt — alle diese Faktoren müssen zusammenwirken, um der deutschen Wissenschaft ein neues Gesicht und eine neue Geschichte zu geben; um sie zu individualisiren. Dann wird sie sich der Kunst nähern, ohne irgend Etwas von ihrem bisherigen Werthe einzubüßen. Das dadurch gewonnene und gegen früher bedeutend bereicherte Weltbild hat alsdann jeder einzelne Philosophirende, je nach seiner besonderen Persönlichkeit, weiterhin subjektiv auszugestalten und zu vertiefen. Die Folge einer Befruchtung der Wissenschaft durch einen solchen im höchsten Sinne subjektiven — und wenn man auch hier an ein bestimmtes Subjekt anknüpfen will, Rembrandt'schen — Geist wird sein, daß sie dem Herzen der Welt einerseits und dem Herzen des eigenen Volkes andererseits näher rückt als bisher. Und damit ist viel erreicht; damit ist das todte Wissen zu lebendigem Schauen geworden; die Wissenschaft hat wieder einen Halt

gewonnen, indem sie zur Philosophie zurückgekehrt ist. In der Kunst ist Individualität der Leistung das oberste aller Gebote; warum sollte sie es nicht auch in der Wissenschaft sein, soweit künstlerische Tendenzen in ihr zur Geltung kommen? Das würde eine echt germanische Entwickelung der Wissenschaft sein. „Etwas weniger Sohn und etwas mehr Neffe wäre mir lieber" erklärte Hamlet gegenüber seinem Oheim, der den ihm gebührenden Thron okkupirte; „etwas weniger Objektivität und etwas mehr Subjektivität wäre mir lieber" könnte der deutsche Geist zu den Vertretern der heutigen Wissenschaft sagen, welche den ihm gebührenden Thron okkupiren. Schon Goethe war der gleichen Meinung: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden; in der Naturforschung, ja in jeder Forschung müssen wir es soweit bringen" sagt er in sehr verständiger Weise. Natürlich ist dies eine Auffassung, welche jeder heutige Durchschnittsgelehrte weit von der Hand weist; aber die Schwäche der Leute liegt gewöhnlich in den Punkten, bezüglich deren sie jede Diskussion ablehnen. Das wissenschaftliche Cliquenwesen im heutigen Deutschland karikirt jene Forderung und rechtfertigt sie zugleich; denn man sieht so, daß dieselbe, wenn sie auf rechtmäßigem Wege vernachlässigt wird, sich auf unrechtmäßigem Wege eindrängt. Goethe plaidirt hier für Weite des Horizonts; er spricht makroskopisch; er spricht im Sinne Rembrandt's.

Die wissenschaftliche Synthese.

So subjektiv und individuell und frei, wie dieser Künstler als Maler ist, soll auch der deutsche Forscher sein, insofern er Philosoph ist oder es sein will; Philosoph soll er stets sein und bleiben; dem Maler wie dem Forscher, dem Künstler wie dem Philosophen aber gemeinsam ist selbstverständlich das sorgfältigste Studium der Natur und das gewissenhafteste Streben nach sachlicher Wahrheit, welches ihren schließlichen Leistungen stets vorausgehen muß. Für beide Theile gilt der gleiche Kodex, nur seine Anwendung ist verschieden; Kunst und Wissenschaft streben also demselben Ziele zu; es heißt: Synthese des Geistes. Die dringendste Aufgabe der heutigen deutschen Bildung ist es, sich einer solchen inneren Anschauungsform wieder zuzuwenden. Synthese ist Erkenntniß aus erster Hand, Induktion ist Erkenntniß aus zweiter Hand; Religion Kunst Vaterlandsliebe Naturempfinden — Alles, was dem Menschen theuer ist, was ihn eigentlich erst zum Menschen macht, kommt ihm durch Synthese zu. Dem gegenüber soll die Induktion zwar nicht aus dem Bereiche seines Daseins verschwinden, aber sie soll immerhin sich bescheiden. Synthese verschafft den Menschen Das, was ihm heilig ist; Induktion verschafft ihm Das, was ihm nützlich ist; deshalb ist jene Geistesthätigkeit von höherem Werthe als diese. Kultus ist mehr als Kultur — vorausgesetzt, daß beide ernst gemeint sind und sich auf richtigen Wegen befinden; denn das Göttliche ist stets und unter allen Umständen mehr als das Menschliche; ja die Aufgabe jeder echten Kultur ist es, jene Ueberlegenheit des Kultus an-

zuerkennen und zu bethätigen. Religionskultus Geisteskultus Heroenkultus sind in ihrem innersten Wesen identisch; sie alle sind ein Appell an die höhere Natur des Menschen; sie alle führen zu einer aristokratischen Weltauffassung: wie und wo sich dieselbe in einem jener drei Gebiete bethätigen soll, bleibt der angeborenen Eigenart des sie bekennenden einzelnen Menschen überlassen. So fremd auch Rembrandt's Persönlichkeit scheinbar der Wissenschaft an sich gegenüber steht, kann sich also doch ein befruchtender Regen künstlerischer Anschauungen und Anregungen gerade von ihm aus über dieses allmählich etwas trocken gewordene Feld ergießen. Erst wenn das Sonnenlicht der Vernunft sich mit der feuchten Wärme subjektiven Fühlens gattet, entsteht nach bekannten physischen wie physiologischen Gesetzen: das Organische.

Wenn in Rembrandt'schem Geiste und aus Rembrandt'scher Gesinnung heraus eine Erneuerung der deutschen Bildung vor sich gehen soll, so wird sich dies also vor Allem auf dem Gebiete der Wissenschaft bethätigen müssen. „Die Grenzen der Kunst verengern sich, je mehr die Wissenschaft ihre Grenzen erweitert" konstatirte Schiller; aber dieser Satz läßt sich auch umkehren; und es scheint jetzt die Zeit dazu gekommen. Heutzutage ist noch die Wissenschaft das Zentrum der deutschen Bildung; soll eine Verschiebung dieses Zentrums zu Gunsten der Kunst stattfinden, so ergiebt sich daraus eine etwas veränderte — äußere und innere — Machtstellung jenes früheren Faktors; diesem gemäß hat sich die neue Rangordnung, eine arastokratische Rangordnung, im geistigen Leben der Deutschen zu entwickeln. Ein Darwin wiegt einen Shakespeare, der Geist des Beobachtens den Geist des Schaffens nicht auf. Auch die durch Shakespeare ins Leben gerufene Welt hat ihre Gesetze; auch sie beruht auf dem Thatsächlichen; und mancher Professor hat sich schon gewundert, ja Abhandlungen geschrieben über das Wissen Shakespeare's auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens, der Pferde- und Schiffahrtskunde. Zur Kunst gehört eben Wissen, aber zum Wissen gehört nicht Kunst; wohl freilich gehört Kunst zur Wissenschaft, wenn letztere recht verstanden und geübt werden soll. In dieser Rücksicht muß man selbst den geistigen Standpunkt eines Darwin als mangelhaft lückenhaft unwissenschaftlich bezeichnen; der oben erwähnte Standpunkt v. Baer's ist ihm gegenüber der überlegene; weil er von künstlerischer Art ist. Denn der Kunst gebührt der erste, der herrschende, der entscheidende Platz innerhalb des gesammten Geisteslebens. „Genie ist ein König, Talent nur ein großer Herr oder auch ein kleiner" sagt Rahel; Shakespeare ist ein „König", Darwin ist „nur ein großer Herr"; darum soll der Letztere dem Ersteren dienen.

Die heutigen Deutschen haben vielfach den richtigen Maßstab für geistige Werthe verloren. Bismarck, der geflügelte Worte spricht und Büchmann, der sie druckt, gehören zwar zusammen; aber das Bild ist viel, ohne Rahmen; und der Rahmen ist nichts, ohne Bild. Dem Schwall Der deutsche Professor.

des Geschriebenen gegenüber entbehrt der Einzelne leicht des klaren Blicks; und dennoch: wenn Jemand die Wahl hätte, ein eigenhändiges Gemälde Rafael's oder Alles zu besitzen, was je über Rafael's Gemälde geschrieben wurde; wer würde bei solcher Wahl zweifeln? Diesen Unterschied gilt es, stets im Auge zu behalten; Dichtungen nicht Kommentare, Bildei nicht Bücher, Menschen nicht Gelehrte soll der heutige Deutsche schätzen und studiren; „ein Loth Praxis ist mehr werth, als ein Zentner Theorie" verkündigt ein altbewährtes Sprichwort. Man kann ein sehr guter Tänzer sein, ohne das geringste von Muskellehre zu wissen; ja die letztere wird dem Tänzer eher schaden wie nützen; und darum sollten auch die jetzigen Landsleute Rembrandt's und Goethe's sich geistig eher dem Tanze als der Muskellehre widmen. Die Musen tanzen, der Professor dozirt. Am Doziren hat die deutsche Bildung von jeher gelitten; denn der Deutsche ist nun einmal zum Uebertreiben geneigt, sei es aus Gewissenhaftigkeit sei es aus Mangel an Selbstbeschränkung; und dies ist der barbarische Zug in seinem Charakter. Er hat ihn neuerdings sowohl auf wissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiet bethätigt; hier sitzt das Uebel; und von hier muß auch die Heilung ausgehen.

Das eigentlich Dauernde im Leben eines Volkes sind nur die festen wiederkehrenden Züge seiner Individualität; auf sie zurückzugreifen und sie besonders zu betonen, wo und wann und wie sie hervortreten, ist die Aufgabe der echten Historik; und diese wird am ehesten dann auf das Volk erziehlich einwirken, wenn sie ihm die einzelnen Züge seiner Indidividualität selbst, die lebendigen Gestalten seiner Geistesheroen, ins Gedächtniß zurückruft. In diesem Sinne erscheint es vollauf berechtigt, Rembrandt auch als einen Schutzpatron der deutschen Wissenschaft anzusehen und anzurufen. Er ist gewissermaßen ihr Gegenpol; aber Gegenpole sind immer durch eine Achse unter einander verbunden; und diese Achse heißt im vorliegenden Fall: die Philosophie als Kunst. Hier liegt das Palliativ gegen die zersetzende Wirkung des jetzt allgemein üblichen wissenschaftlichen Betriebs; lange genug hat man das deutsche Geistesleben gelöst und aufgelöst; es ist nunmehr Zeit, es wieder zu binden und zu verbinden. Der hellleuchtende aber im heutigen Bildungsnebel so gut wie garnicht beachtete Geist eines geborenen Oberdeutschen aber akklimatisirten Niederdeutschen, Lichtenberg's hat auch hier vorlängst das Richtige getroffen: „der Deutsche vernachlässigt diejenigen Wissenschaften, wozu ihn die Natur hauptsächlich bestimmt zu haben scheint, das Klarmachen in der Philosophie und höheren Geschichte." Und „bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abdruckt" sagt er bei einer anderen Gelegenheit. Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art von bethlehemitischem Kindermord; diese zwei Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden. Heutzutage sieht thatsächlich der Professor

auf das deutsche Volk herab und das deutsche Volk zum Professor hinauf; es sollte aber umgekehrt sein. Damit das Volk diese Ehre verdiene, muß es sich eine deutsche und eine vornehme Gesinnung aneignen; oder wenigstens muß es im deutschen Volk eine Minderheit geben, welche solche Ziele anstrebt; und welche dadurch einer falschen Bildung den Krieg erklärt. Der Individualismus soll sich nicht der Wissenschaft, sondern diese jenem unterordnen. Echte Bildung ist diejenige, welche stets die ganze Individualität eines Volkes ins Auge faßt; falsche Bildung ist diejenige, welche sie garnicht oder nur theilweise berücksichtigt; von dieser Art ist die jetzt allgemein gangbare deutsche Bildung. Wie Luther einst von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst, so muß man jetzt von dem — in mehr als einem Sinne — schlecht unterrichteten deutschen Volk an das besser zu unterrichtende deutsche Volk appelliren. Und dieser Appell ist zugleich ein solcher an seine innersten Gefühle.

Dubois-Reymond.

Es wird gut sein, sich gelegentlich an einem einzelnen Beispiel zu verdeutlichen, wohin jene falsche Bildung führt. Wie eine absterbende Flamme vor dem Erlöschen noch einmal hell aufzuflackern pflegt, so hat das heutige deutsche Geistesleben in Dubois-Reymond einen seiner hervorragendsten und jedenfalls seinen bezeichnendsten Vertreter gefunden. Tüchtig und sogar ausgezeichnet als Spezialist, in dem von ihm bearbeiteten Einzelfach der Naturwissenschaft, stolpert und strauchelt er in bedenklichster Weise, sowie er sich in höhere Regionen wagt. Sein vor einigen Jahren gehaltener Vortrag über Faust, worin er zu Gunsten einer überaus platten und trivialen Weltauffassung Goethe selbst zu korrigiren versucht, muß im schlimmsten Sinne als ein Vortrag des — Famulus Wagner über den Dr. Faust bezeichnet werden. Goethe wird darin allen Ernstes getadelt, daß er nicht Faust schließlich zum deutschen Universitätsprofessor und Gretchen zu seiner Frau gemacht habe; so urtheilt der Zunftgelehrte über den freien Geist, der Routinier über das Genie, Nicolai über Goethe. Eine derartige Denkweise ist undeutsch und antideutsch. Wie weit der Riß nicht nur zwischen Leben und Wissenschaft, sondern auch zwischen Wissenschaft und Wissenschaft heutzutage klafft, ersieht man aus einer anderen gelegentlichen Aeußerung ebendesselben Gelehrten: „die alte Kultur ging unter, weil sie auf dem Flugsand der Aesthetik und Spekulation ruhte" sagte er in einem seiner Zeit zu Köln gehaltenen Vortrage. Es ist kaum möglich, etwas Schieferes und Wahrheitswidrigeres über das Alterthum zu sagen, als in diesen wenigen Worten ausgesprochen wird; sie sind des windigsten französischen Causeurs würdig, und sie wurden öffentlich verkündet von Jemand, den man zu den anscheinenden Grundsäulen der heutigen deutschen Bildung rechnet; und der das Publikum über zwei wichtigste Elemente eben dieser Bildung, Goethe und das Alterthum, aufklären will. Die so außerordentlich oberflächliche und durch die neuere Geschichtschreibung längst verurtheilte Phrase von dem „in Nacht und Finsterniß versunkenen Mittelalter" führt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

derselbe Orator bei jeder Gelegenheit im Munde. Man hat bezüglich mancher Studienfächer z. B. der Theologie, in neuerer Zeit vielfach einen Mangel an allgemeiner Bildung behauptet; sollte dieser Mangel, nach den obigen Vorkommnissen, nicht auch im Fache der Naturwissenschaften zu finden sein? Hat man vorgeschlagen, die Theologen in den Naturwissenschaften zu prüfen, so könnte man vielleicht mit demselben Rechte vorschlagen, die Naturwissenschaftler in der, recht verstandenen, Theologie zu prüfen. Wer das Göttliche in der Natur nicht erkennt, erkennt auch die Natur nicht richtig. Jedenfalls sieht man, wohin es führt, wenn solche Leute mit ihrer sogenannten hochmodernen Bildung einmal aus dem engen Kreise der Fachthätigkeit und Fachfähigkeit heraus- und wirklich bedeutenden Aeußerungen des menschlichen Geistes gegenübertreten; sie fällen dann ebenso unbescheidene wie unbegründete Urtheile. Die Sicherheit, mit welcher die letzteren trotzdem gefällt werden, gestattet keinen günstigen Rückschluß auf den Charakter der Betreffenden. Sie mögen etwa einer speziell um sie geschaarten Gruppe des Publikums imponiren; dem deutschen Volk werden sie nicht imponiren; das ist bessere Kost gewöhnt, als solche Erzeugnisse einer falschen Rhetorik. Dubois-Reymond vergißt, daß nicht nur er gegenüber Goethe, sondern auch sein prinzipieller Standpunkt gegenüber demjenigen Goethe's und man kann hinzusetzen aller künstlerischen Geister subaltern ist; aber „sich über das Höhere alles Urtheils zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft als daß sie häufig sein könnte" sagt W. von Humboldt. Wirklich muß man gegen solche geflissentliche Herabsetzung der idealen Instinkte des deutschen Volkes ernstliche Verwahrung einlegen; dergleichen ist Mißbrauch des Katheders. Und derselbe beschränkt sich nicht einmal auf allgemeine Bildungsfaktoren; sondern er erstreckt sich noch auf anderweitige Geistesgebiete, welche dem Spezialfach jener Leute besonders nahe liegen; auch hierfür bietet der bereits genannte Berliner Gelehrte ein schlagendes Beispiel. Ein „Professor" glaubt in der Regel an Nichts; unter Umständen freilich auch an Alles; unter keinen Umständen aber an seine eigene Inferiorität. Diese Charakterdiagnose gilt von Gottsched bis zu Dubois-Reymond.

Die mechanische Weltauffassung. Letzterer hat, gleichsam als ein neuer Sokrates auftretend, seine und der heutigen Naturwissenschaft Unwissenheit bezüglich der eigentlichen inneren Lebensvorgänge der Natur mit einer ihn bezeichnenden Selbstgefälligkeit in das Wort „ignorabimus" zusammengefaßt. Für sich und seine Genossen, die Vertreter einer mechanischen Weltauffassung, hat Dubois-Reymond damit unzweifelhaft die Wahrheit gesprochen; ihnen sind jene großen und schwerwiegenden Probleme nicht zugänglich; aber eine andere Frage ist es, ob diese Weltauffassung eine endgültige, ob sie die allein richtige, ob sie überhaupt eine wissenschaftlich berechtigte ist? Vom philosophischen künstlerischen individuellen Standpunkt aus muß man diese Frage verneinen; und insofern der individuelle Standpunkt ein speziell

deutscher Standpunkt ist, muß man sie auch von diesem aus verneinen. Wenn der Professor mit dem französischen Namen die allgemeine Weltordnung eine mechanische nennt, so erinnert Das recht sehr an die heutigen Franzosen, welche in Moltke nur einen „Mechaniker" erblicken; das Mechanische liegt hier beiderseits nicht in dem Beobachteten sondern in dem Beobachter. Dubois-Reymond, der im Jahre 1870 die Pietätlosigkeit besaß, vor zahlreichen Zuhörern öffentlich zu erklären „ich schäme mich meines französischen Namens", hat sich gerade in seinen geistigen Bestrebungen als ein rechter Durchschnittsfranzose gezeigt. Bekanntlich haben sich diese von jeher mehr durch die Gewandtheit und Dreistigkeit als die Gründlichkeit ihrer Deduktionen ausgezeichnet; auch sind die Franzosen von jeher in praktischer Hinsicht hervorragende Mechaniker gewesen; aber freilich ohne noch bisher darauf Anspruch zu machen, die ganze Welt in „Mechanik" aufzulösen. Diese nicht eben allzu tiefgehende Konsequenzmacherei wird denn wohl in Dubois-Reymond ein deutsches Element sein. Nationale Mischlinge pflegen die Fehler ihrer beiderseitigen Voreltern zu erben. Der suffisante akademische Ton, das Gefühl als Unsterblicher zu reden, ist bei unsern Nachbarn jenseits der Vogesen bekanntlich nicht minder ausgebildet als bei dem fraglichen Professor an der Spree.

Gar so sehr brauchte also Herr Dubois-Reymond sich seines Namens nicht zu schämen; qui s'excuse, s'accuse. Es liegt sogar der Verdacht nahe, daß er in der Philosophie nicht besser beschlagen ist als in der Alterthumskunde; und daß sich sein Denken auf der Höhe seines nationalen Feingefühls befindet. Kepler und Newton, denen er jedenfalls an geistigem Range nachsteht, theilen seine mechanische Weltauffassung nicht; denn Jener nahm ein künstlerisches und dieser ein ethisches Grundprinzip des Weltlebens an, sie hatten sich die Einheit der Weltanschauung bewahrt, welche den Vertretern der neueren Wissenschaft durchweg verloren gegangen ist. Die Ansichten des deutschen und des englischen Weltdurchforschers widersprechen sich nicht, sondern bestätigen sich nur gegenseitig; sie spiegeln das Wesen des Weltgeistes wider, wie zwei Thautropfen die Sonne; ob der eine etwas mehr röthlich oder der andere etwas mehr grünlich schimmert, macht dabei keinen Unterschied. Beide haben die Welt als ein organisches Ganze, nicht als eine Maschine angesehen. Wie man über l'homme machine des vorigen Jahrhunderts längst zur Tagesordnung übergegangen ist, so wird man auch über le monde machine dieses Jahrhunderts baldigst zur Tagesordnung übergehen. Denn Alles wiederholt sich in der Zeit und Alles wird einmal von seinem gerechten Schicksal ereilt. Mensch wie Welt, die nach Svedenborg identischen Größen, hat innerhalb von hundert Jahren das gleichgemessene Loos betroffen; man will sie todtschlagen, aber sie leben. Svedenborg und Dubois-Reymond stehen sich gegenüber wie Hamlet und der Todtengräber; solche Leute, wie der Verfasser des l'homme machine und der genannte Apostel einer „mechanischen"

Weltauffassung, sind die Todtengräber ihrer Zeit; sie selbst sind so hohl wie die Gräber, die sie graben. Ein Wort gleich jenem ignorabimus enthält das letzte Wissen aber auch den letzten Willen einer Zeit; man sieht schon die facies hippocratica; und es dauert nicht lange, so hört man die Scholle auf den Sarg poltern.

Für den Spezialisten, den Kulturmenschen im niederen Sinne gilt also jenes ignorabimus; für den Individualisten, den Naturmenschen im höheren Sinne gilt es nicht. Die heutige Wissenschaft, soweit sie sich nicht der höheren Geistesmacht der Kunst ein- oder unterordnet, zeigt besonders darin einen scholastischen Zug, daß es für sie einen todten Punkt in der Welt giebt, wo ihr gewissermaßen der Verstand stille steht. Dieser feste und starre und dunkle Punkt im Wesen der einseitig betriebenen Wissenschaft stempelt dasselbe zu einem zentralistischen, im geraden Gegensatz zu der stets freien und beweglichen und individualistischen Kunst. Das mechanische Prinzip stellt sich hier dem organischen Prinzip in erklärter Feindschaft gegenüber; aber jenes wird an diesem seinen Meister finden. Für Leben Kunst Menschlichkeit giebt es jenen todten Punkt nicht; sie gebären sich ewig neu; und darauf beruht ihre Ueberlegenheit über die Wissenschaft. Das Maß, das der Verstand an die Dinge legt, geht nie rein auf; der Verstand kann Einem stille stehn; daß die Vernunft einem gesunden Menschen stille gestanden wäre, davon hat man noch nicht gehört; auch hier zeigt es sich: der Eindruck gilt mehr als die Beobachtung. Das Meiste in der Welt wird durch inkommensurable Größen gemacht: Liebe Ehre Frömmigkeit sind Dinge, die sich nicht mit dem Zollstab ausmessen lassen; sie sind es, die über das Schicksal des einzelnen Menschen wie der gesammten Menschheit entscheiden; und inkommensurable Größen entscheiden auch im geistigen Leben. Die Welt ist zwar inkommensurabel für den Verstand des Menschen; aber sie ist nicht inkommensurabel für den ganzen Menschen; weil dieser eben selbst eine inkommensurable Größe ist. Gleiches kann nur durch Gleiches, Inkommensurables durch Inkommensurables, Organisches durch Organisches erkannt werden. Das ist ein Grundsatz nicht der höheren sondern der „höchsten Mathematik". Der Mensch, welcher eine organische Einheit ist, kann auch die Welt nur als eine organische Einheit auffassen verstehen erkennen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge.

Die organische Weltauffassung.

In diesem Spruch begegnen sich der besonnenste aller Dichter, Sophokles, und der feurigste aller Denker, Svedenborg; das physisch dunkle aber geistig klarblickende Auge des Griechen und das physisch helle aber geistig dunkelblickende Auge des Germanen verkünden die gleiche hohe und einfache Weisheit. Die griechischen Götter selbst waren nur Reflexe, von der griechischen Menschheit in die Natur geworfen; Homer, der diese menschlichen Götter schuf, giebt damit gleichsam das kleine, Svedenborg, der die ganze Welt zu einem Menschen machte, das große Einmaleins des Geistes. Das

letztere ist in diesem Fall, entgegen den entsprechenden Formationen der Elementarrechnung, einzelner und einfacher als das erstere; denn je tiefer man in die Verhältnisse der Welt eindringt desto einfacher werden sie; und das einfachste aller Verhältnisse ist es, wenn der Mensch, diese erste Eins, sich mit der Welt, dieser zweiten Eins, multiplizirt: Ein mal Eins. Mag man in der Natur eine Anzahl von einzelnen Einheiten erblicken, wie die Griechen oder mag man in der gesammten Welt nur eine einzige Einheit erblicken, wie die Modernen; mag man an Götter oder an Gott glauben: immer ist es der Typus Mensch, welcher als Mittel der Erkenntniß dient und in welchem sich alles Das, was nicht Mensch ist, als eine geschlossene und eben darum organische Einheit wiederspiegelt. Hier liegt der Schlüssel zur Welt! Wie man in der niederen Mathematik mit Hülfe zweier bekannter Größen und Gleichungen eine dritte unbekannte Größe zunächst eliminirt und dann fixirt; so läßt sich auch jenes unbekannte x, das Wesen und Räthsel der Welt, zunächst eliminiren und danach fixiren durch die beiden bekannten Größen „Mensch“ und „organisch“. Und daß die erste dieser beiden Größen von variabler Art ist, läßt immer neue und immer mannigfaltigere Lösungen jenes geistigen und mathematischen Weltproblems zu. Das Welträthsel lösen heißt: in der Wirklichkeit das Menschenleben dem Weltleben, und im Geiste das Weltleben dem Menschenleben parallel entwickeln; es heißt beides organisch entwickeln; es heißt beides künstlerisch entwickeln. Denn das Organische ist das Künstlerische. Organismus läßt für Schablone keinen Platz und für Mechanismus nur soviel als diesem zukommt: nämlich einen untergeordneten; dadurch ist der Wissenschaft, der Kunst, der Bildung von heute ihre Bahn vorgeschrieben: nämlich ab vom Mechanischen und hin zum Organischen! Phidias, der zuerst das ex ungue leonem als den leitenden Grundsatz jeder echten künstlerischen Thätigkeit aufstellte, stellte damit — bewußt oder unbewußt — auch zuerst den leitenden Grundsatz jeder echten geistigen Erkenntniß auf. Cuvier hat denselben auf die äußeren Organismen des Naturlebens angewandt; in Bezug auf die innere Organisation des Weltlebens harrt er noch seiner Durchführung. Aus der Klaue den Löwen und aus dem Menschen die Welt! Die Griechen betrachteten die Welt menschlich; die Modernen betrachten die Welt weltlich; es erübrigt nun noch, den Menschen weltlich zu betrachten. Wie Alles Vorhandene, so geht auch das Denken seinen stufenmäßigen Gang; es entwickelt sich absatzweise, es vervielfältigt sich; es organisirt sich.

Das Wesen des Organischen in Natur wie Kunst beruht darauf, daß es schöpferisch ist; daß es, anscheinend widersinnig, desto mehr wird je mehr man von ihm wegnimmt; und zwar in organischer Weise von ihm wegnimmt. Wer zeugt oder schafft, giebt etwas von seinem Wesen weg; aber er vermehrt es eben dadurch. Die niedere Mathematik beruht darauf, daß die darin verwendeten Grundeinheiten als stetig gleich an- Höchste Mathematik.

genommen werden; auf diesen Grundsatz ist unser gewöhnliches Zahlensystem oder die Elementarrechnung gebaut; die höhere Mathematik beruht darauf, daß jene Grundeinheiten als annähernd gleich — als halb gleich und halb ungleich — angenommen werden; hierauf ist die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung begründet; die höchste Mathematik beruht darauf, daß die Grundeinheiten als individuell — also stetig ungleich — angenommen werden; man darf sie als die Rechnung mit dem Lebendigen oder als die Wahrheitsrechnung bezeichnen. Dieser Name erklärt sich selbst; denn es ist ein logisch und physisch längst erwiesener Grundsatz, daß es zwei oder mehr einander gleiche Dinge in der Welt nie gab noch geben wird; diese unzweifelhafte Wahrheit sollte daher eigentlich allem Rechnen zu Grunde liegen; und man sollte sich stets gegenwärtig halten, daß unser gewöhnliches Zahlensystem auf einer an sich unhaltbaren Hypothese beruht. Ein Ei und eine Nuß kann man nicht addiren; sie sind individuelle Größen; und werden hier nur als solche betrachtet. Der Satz, daß $2 \times 2 = 4$ ist, gilt in der höchsten Mathematik nicht; denn für diese ist der Begriff 2, welcher auf der hypothetisch angenommenen Identität zweier Größen beruht, überhaupt nicht vorhanden; sie kennt, wie das Leben selbst, nur Einheiten. Eher würde noch nach ihren Grundsätzen $1 + 1 = 3$ sein; denn aus der Einwirkung eines ersten auf einen zweiten Organismus kann sich ein dritter Organismus entwickeln, welcher keinem der andern beiden gleicht. Es ist dies der Vorgang der Zeugung im geistigen und physischen Sinne. Die höchste Mathematik ist also eine Rechenkunst, welche nicht bis fünf, ja genau genommen nicht einmal bis zwei zählen kann; sie steht in einer gewissen Verwandtschaft mit den sogen. ideographischen Sprachen, dem Chinesischen und Altbabylonischen, welche nicht mit einer begrenzten Anzahl Lautzeichen von stets gleichbleibendem Werth, wie wir in unserm Alphabet, sondern mit einer unbegrenzten Anzahl von unter sich ganz ungleichwerthigen Wort- und Begriffszeichen operiren. Es sind dies uralte Sprachen und so schließt sich wieder die früheste mit der spätesten Entwickelung des menschlichen Geistes zum Ringe zusammen. Individuelle Wortzeichen und individuelle Denkgrößen entsprechen sich; jene Sprachmethode giebt ein äußerliches und thatsächliches, diese Denkmethode ein innerliches und grundsätzliches Bild von der unendlichen Mannigfaltigkeit des Weltlebens. Der oberflächlichen Betrachtung scheinen die Dinge, welche etwa einer Gattung angehören, alle gleich; der genaueren Betrachtung scheinen sie unter sich unähnlich; die genaueste Betrachtung erkennt sie als von einander grundverschieden; demgemäß haben sich die drei Stufen der Mathematik entwickelt.

Dreierlei Kunst.

Ebenso lassen sich innerhalb der Kunst diese drei Stadien der Identität, der Ungleichheit, der Individualität unterscheiden; wie formell in den „eleganten" Lösungen eines mathematischen Problems, führt die Mathematik hiernach auch ideal zur Kunst hinüber; beide entwickeln sich in gleichem

Stufengang. Denn jedes Kunstschaffen ist eine mehr oder minder direkte, eine mehr oder minder umfangreiche, eine mehr oder minder eingehende Spiegelung der Außenwelt; je schärfer ein Kunstwerk seinen Gegenstand, zugleich sinnlich und geistig, widerspiegelt desto besser ist dasselbe; und zu diesen Gegenständen gehören auch die geistigen Vorstellungen der Menschheit, des Volkes, des Einzelnen. Jeder beliebige Gegenstand verhält sich zu seinem Spiegelbild, nach den Gesetzen der Optik wie des Geistes, streng symmetrisch; das letztere ist eine Wiederholung des ersteren und also in gewisser Hinsicht mit ihm identisch; beide stehen dadurch zu einander in dem Verhältniß einer hypothetischen Gleichheit. Jeder Gegenstand verhält sich aber auch zu seinem Spiegelbild streng rhythmisch; denn das letztere ist zwar eine Wiederholung, aber eine abgeschwächte Wiederholung des ersteren; dadurch hat eine Verschiebung des geistigen Schwerpunktes zwischen beiden stattgefunden und sie sind deshalb einander in gewisser Hinsicht ungleich. Jeder Gegenstand verhält sich endlich zu seinem Spiegelbild sozusagen unendlich; denn unendlich ist die Zahl der Spiegelbilder, die sich von einem Gegenstand nehmen lassen und von denen jedes die obigen Eigenschaften hat; dadurch wird jeder Gegenstand, als Einheit genommen, zum Zentrum einer Welt von Spiegelbildern, welche von ihm ausgehen können und von denen keins dem andern thatsächlich gleich ist. Diese drei Stadien des Kunstschaffens und der Kunstauffassung finden sich auch historisch entwickelt: die egyptische Kunst, soweit sie überhaupt zu einem Stil gelangt, kennt nur Symmetrie; die griechische fügt dieser den Rhythmus hinzu; und die moderne Kunst, wie sie ihre extremste Entwickelung in Rembrandt gefunden hat, schließt ab mit dem Individualismus. Der niederen Mathematik steht die egyptische, der höheren Mathematik die griechische, der höchsten Mathematik die moderne bildende Kunst nahe. Keine Kunst ist architektonischer als die der Egypter und keine unarchitektonischer als die Rembrandt's; die scharf kontourirte Knospe dort hat sich hier zur vollen und anscheinend regellosen Blume entfaltet: alle Entwickelung ist nur Lösung. Und die Art dieser Lösung läßt sich am besten auf mathematischem Wege feststellen. Die höchste Mathematik steht demnach der Kunst im Allgemeinen sehr nahe; im Besonderen aber berührt sie sich dann außerdem noch mit zwei Künsten: mit der Philosophie und der Politik; mit jener, weil alle Mathematik aller Philosophie sehr nahe steht; mit dieser, weil auch die Politik stets mit individuellen unter sich ungleichen Größen, nämlich mit Menschen und Zuständen, zu rechnen hat. Wenigstens ist dies die Thätigkeit einer gesunden Politik; eine solche dagegen, die mit willkürlich angenommenen Einheiten rechnet d. h. die Dinge dieser Welt nach irgend welchen überkommenen oder frei erfundenen Doktrinen und Begriffen behandelt, ist eine schablonenhafte doktrinäre ungesunde. So ziehen sich unsichtbare Fäden von einem Lebensgebiet zum andern. Die höchste Mathematik beruht mithin auf ganz anderen und theilweise ganz entgegengesetzten

Voraussetzungen, als die höhere und niedere; aber sie löst dafür auch Probleme, welche jenen beiden verschlossen sind; man könnte sie einem geistigen Fernrohr vergleichen. Seine Sehweite reicht durch und über Welten hinweg.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist ... wohl aber ein schaffender Geist, wenn er zugleich ein denkender ist; von diesem Standpunkt aus kann man dem ignorabimus Dubois-Reymond's ein kräftiges novimus entgegenrufen: es ist der künstlerische Standpunkt. Wo das Latein der Wissenschaft aufhört, fängt das Latein der Kunst erst an. Aber freilich ist dies gerade derjenige Stand- und Gesichtspunkt, welcher dem Verkünder jener mit soviel Emphase vorgetragenen Lehre vollständig abgeht; auf dem Widerspruch zwischen dem wirklichen inneren Werth derselben und den großen äußeren Ansprüchen, mit welchen sie auftritt, beruht ihre sittliche Unwahrheit. Sie ist so außerordentlich billig und giebt sich für so außerordentlich werthvoll. Auch in dieser Hinsicht ist es also als ein Fortschritt anzusehen, wenn die wissenschaftliche Bildung der heutigen Deutschen sich in eine künstlerische Bildung der künftigen Deutschen verwandelt. Wir sind noch nicht am Ende aller Tage, wie so mancher Professor meint; es kann noch einmal ganz anders kommen, als es heute ist; die Wissenschaft wie das menschliche Denken überhaupt sind darauf angewiesen, sich stets neu zu gebären. Wir stehen jetzt an der Wendung einer neuen Epoche. Die Herrschaft zwar nicht der Wissenschaft überhaupt, aber doch der gegenwärtigen und sich zeitweilig allmächtig dünkenden Wissenschaft neigt sich zu Ende; ihre Erbin, die Kunst, ist erschienen; sie wird die Schätze der Wissenschaft übernehmen und im eigenen Sinne verwalten. Wohl dem Deutschen, daß er diese reich ausgestattete Erbtochter als Braut heimführen darf; der „Schwiegermutter Wissenschaft" aber möge dann eine sanfte Ruhe beschieden sein; schon Goethe hat ihr dieselbe prophezeit, als er sich verbat, „daß die alte Schwiegermutter Weisheit das sanfte Seelchen Phantasie ja nicht beleid'ge". Jede Zeit will ihr Recht; und es ist nur in der Ordnung, daß in der Herrschaft des Hauses auf die Schwiegermutter die Schwiegertochter folge; möge denn bald im deutschen Hause die schöne junge neue Herrin, die Kunst, einziehen.

Künstler und Professor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Anschauungsweise, welche in dem weiten lebenathmenden Bau der Welt nur einen Mechanismus sieht, für den feineren Sinn etwas Beleidigendes hat; sie wird den höheren Bedürfnissen der einzelnen Menschenseele ebenso wenig gerecht wie der Denkweise der edelsten Geister, welche die gesammte Menschheit bisher hervorgebracht hat; sie rechnet nicht mit den inkommensurablen Faktoren im Leben des Menschen und darum ist ihr Kalkül falsch. Die Fehler der Menschen wiederholen sich immer und die Fehler der Gelehrten auch; schon Bacon hat bemerkt, daß die letzteren „die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse verleumderisch der Natur zur Last legen und aus ihrer Wissenschaft selbst beweisen,

daß Dasjenige, was sie vermittelst derselben nicht haben erreichen können, dem Laufe der Natur nach schlechterdings unerreichbar sei"; gerade so verfährt Dubois-Reymond. Sein ignorabimus ist, wiederum echt französisch, in usum delphini erfunden. Es ist eine Lehre für dürftige Seelen — für jene armen Seelen, welche im Fegefeuer des heutigen Spezialismus schmachten; aber auch das Fegefeuer ist glücklicherweise nur ein Durchgangsstadium. Auch arme Seelen können noch einmal in den Himmel der Kunst eingehen; ein Genius wie derjenige Rembrandt's vermag sie aus ihrer Qual zu erretten; er kann und soll ihr Erzieher werden. Denn er hat Alles, was ihnen fehlt. Wie Hamlet von der Blässe des Gedankens, sind sie von der Leichenfarbe der Gedankenlosigkeit angekränkelt; durch Philosophie können sie zum Leben und durch Leben wieder zur Philosophie gelangen; dann wird sich auch die Röthe der Gesundheit wieder bei ihnen einstellen. Fast so sehr wie Dubois-Reymond von Goethe, wird dieser von Rembrandt und Shakespeare an mystischer Geistestiefe, verbunden mit sinnlicher Freude und Fülle des Lebens übertroffen. Solchen breiten offenen großen Seelen wäre die engwinklige und engbegrenzte Weltauffassung des gegenwärtigen wissenschaftlichen Spezialistenthums unbegreiflich und ein Gegenstand des souveränen Spottes gewesen. Wie es überhaupt keine Persönlichkeit giebt, welche dem echten Künstler mehr entgegengesetzt ist als der echte Professor, so giebt es wohl keinen größeren Gegensatz zu dem typischen Berliner Professor von heute als den typischen niederländischen Maler von einst. Dort geistige Gebundenheit, kühle Kritik, kennerhaftes Rückwärtsblicken; hier geistige Freiheit, frisches pulsirendes Leben, mannhaftes Umsichblicken; hier der Homunculus in und neben seiner Retorte; dort der Mensch, welcher der Welt schöpferisch gegenübersteht. In Dubois-Reymond einerseits, Rembrandt andererseits spitzt sich dieser Gegensatz noch schärfer zu; dem Kathederspezialisten steht der Kunstuniversalist, dem geschwätzigen aber leeren Rhetor der stumme aber beredte Bildner gegenüber; jener ist durch und durch unschöpferisch hochtrabend trivial; dieser eine geist- und lebensprühende Gestalt von genialer Ursprünglichkeit wie Unbefangenheit. Eine, im geistigen Sinne, weniger mechanische Persönlichkeit als die Rembrandt's und eine, im geistigen Sinne, weniger vornehme Persönlichkeit als die Dubois-Reymond's ist kaum zu denken; und noch um so weniger vornehm als sie sich, in akademischer Pose, äußerlich vornehm zu geberden sucht. Man könnte Letzteren geradezu einen Anti-Rembrandt nennen. Daß derselbe Mann schließlich damit endete, einen — Mackenzie zu protegiren, kann nach alledem nicht Wunder nehmen; denn antinationale Gesinnungen auf geistigem politischen und persönlichen Gebiet gehen stets Hand in Hand. Aber auch für diesen deutsch-französischen Minotaurus findet sich wohl noch einmal ein Theseus. Jedenfalls wird der deutsche Volksgeist sich mit solchen Scheingrößen eines Tages auseinandersetzen und ihnen ihr Sündenregister präsentiren; eine lange

Rechnung, die sie dann bezahlen müssen. „Die meisten von unseren berühmten Gelehrten sind Pasten, keine Edelsteine" sagte Lichtenberg vor hundert Jahren; und es haben sich seitdem wohl die Verhältnisse aber nicht die Menschen geändert. Wagners, die sich als Fauste drapiren, giebt es heutzutage genug; wenn sie denn einmal leben sollen, so möchte man wenigstens wünschen, daß sie bescheiden werden; heiliger Goethe, bete für sie!

Berliner Bildung. Die Richtung, welche die Bildung des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert genommen hat, hängt ohne Zweifel mit seinen politischen Verwickelungen und Entwickelungen zusammen. Die deutsche Revolution von 1848 wurde durch den Marquis Posa gemacht; und umgekehrt ist durch die Erfolge des Jahres 1870 der in Berlin von jeher heimische Geist Nicolai's etwas mehr als wünschenswerth auf das übrige Deutschland übergegangen. Dieser Vorgang ist wichtiger und bedrohlicher, als man wohl denkt. Es ist kein Zufall, daß Dubois-Reymond's „mechanische Weltanschauung" vorzugsweise dort ihre Verkünder und Verehrer findet, wo einst Schiller und Goethe vorzugsweise ihre Gegner fanden: in Berlin. Gerade letzteres sollte man nicht vergessen. Die Kontinuität der Geschichte ist sehr groß und ihre bleibenden sind ihre stärksten Faktoren; die zwar nicht äußere aber innere Lokalphysiognomie einer Stadt oder eines Staats erhält sich auch dann noch sehr lange, wenn ihr im Laufe der Zeit neue Bevölkerungselemente zuwachsen; denn letztere werden eben assimilirt. Das überwiegend orientalisirte kaiserliche Rom war von dem überwiegend italischen republikanischen Rom nur der Stufe, nicht aber der Art seines Charakters nach verschieden; die heutigen Franzosen sind, nach den Hauptzügen ihres Nationalcharakters noch ganz dieselben turbulenten Gallier, welche Cäsar vor zweitausend Jahren beschrieb; und auch die heutigen Berliner sind im Grunde noch dieselben, wie die vor hundert Jahren. „Nicolai, der noch lebt" schrieb Hebbel. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser spezifische Berliner Geist dem rein deutschen Wesen entgegengesetzt ist; Goethe selbst hat dies oft empfunden und ausgesprochen; Berlin ist der einzige Ort, zu dem er sich offen als Antipode bekannt hat. „Was schiert mich der Berliner Bann, Geschmäcklerpfaffenwesen?" Für den diplomatisirenden Dichter, der im Tadeln und Opponiren sonst so überaus vorsichtig war, ist dies doppelt bezeichnend; das Gefühl des Gegensatzes muß demnach bei ihm sehr stark gewesen sein; „wer mein Freund ist, der rathe mir nicht nach Berlin zu kommen" sagt er bei einer anderen Gelegenheit. Die damaligen Dubois-Reymonds hatten ihm wahrscheinlich den dortigen Aufenthalt verleidet; daß jetzt die sogenannten Goethekenner ganz besonders in Berlin zu finden sind, kann diese Thatsache nur noch schärfer beleuchten; literarische Feinschmeckerei vereint sich selten mit wahrer innerer Antheilnahme und Gesinnungsverwandtschaft. Dem Griechen steht der Alexandriner ebenso fern, ja noch ferner als der Barbar; denn dieser, als ein geistiges Kind, kann vielleicht noch zu voller Männlichkeit ausreifen;

jener, als ein geistiger Greis, aber niemals. Schon im Alterthum ging mit dem Aufblühen der Kennerschaft der Verfall der Kunst Hand in Hand; Goethe's Gesellschaft war eine andere als die heutige Goethegesellschaft; sie fühlte menschlich, nicht kennerhaft.

Dieser Gegensatz ist vorhanden und es nützt nichts, ihn zu vertuschen; die zahlreichen Gesinnungsgegner Goethe's, welche zum Theil mit seinen berufsmäßigen Verehrern identisch sind, würden gut daran thun, sich offen zu dieser Gegnerschaft zu bekennen oder sie aufzugeben. „Sie lassen mich alle grüßen und hassen mich bis in Tod" hat Goethe von solchen Leuten gesagt; man hat daher ganz richtiger Weise von Goethepfaffen gesprochen; nichts aber war Goethe und ist jedem freien Geiste mehr zuwider als pfäffisches Wesen. Eine Versöhnung zweier so verschiedener Standpunkte, auf der Basis der Gleichberechtigung, ist nicht möglich; denn der menschliche Standpunkt ist ein für allemal der höhere, der bescheidenere, der ehrlichere; er ist der echtere. Es ist ein uralter deutscher Rechtsgrundsatz, daß Jeder nur von seinesgleichen gerichtet werde; er gilt auch im Reich des Geistes; und nicht am wenigsten für die Kritik. Die ästhetischen Thee's des früheren Berlins waren gegen Goethe nicht gerechter, als es die politischen Fortschrittsclubs des heutigen Berlins gegen — Bismarck sind. In beiden Fällen ist der Gerichtshof nicht kompetent; in beiden Fällen urtheilt Deutschland anders als Berlin: daß die Berliner Fortschrittler des 20. Jahrhunderts wahrscheinlich ebenso Bismarckkultus treiben werden, wie die Berliner Aesthetiker des 19. Jahrhunderts Goethekultus treiben, ändert hieran nichts. „Du hast gesiegt, Galiläer" ist der Refrain so mancher weltgeschichtlichen Epochen. Jener obige Gegensatz liegt einmal tief in der menschlichen Natur begründet; er zieht sich durch die Jahrhunderte wie durch die Jahrtausende: schon Phidias wurde, nach einer antiken Anekdote, als er eine für Höhenansicht berechnete und daher scheinbar unförmliche Statue ausstellte, von der Menge wie den Kennern ausgelacht. Und die moderne Kunst befindet sich im gleichen Dilemma. Es giebt ein Bismarckporträt von A. von Werner, welches diesen äußerlich zwar vollkommen ähnlich, innerlich aber nur mit der Kapazität eines mäßig veranlagten Landraths begabt zeigt; der geistige Kammerdienerstandpunkt ist weder für den Geschichtschreiber noch für den Künstler der rechte; ein Künstler, der einstmals wirklich Kammerdiener war, Rauch hat gerade in Berlin und in der Darstellung geschichtlicher Persönlichkeiten die besten Beispiele von dem Gegentheil geliefert. Goethe seinerseits wurde es nie müde, Nicolai, den Propheten der Plattheit zu verdammen. Die Art des Letzteren, Goethe und Schiller von oben herab zu behandeln, ist bekannt; aber dieser Standpunkt wurde auch von klügeren Leuten getheilt; über Schiller's Glocke schrieb selbst eine Karoline Schlegel „wir wären fast vor Lachen vom Stuhle gefallen", als sie deren erste Wirkung auf die damals sogenannten geistreichen Kreise Berlins schilderte. Dies Urtheil über ein Ge-

dicht, welches ein Wunderwerk von poetischer Formulirung und in gewissem Sinne das deutscheste aller vorhandenen deutschen Gedichte ist, erscheint überaus bemerkenswerth; so gleichgültig es an sich ist, so wichtig und weittragend ist es in seiner symptomatischen Bedeutung. Der nüchterne Geist war dem idealen Geiste feind.

Schiller und Preußen.

Schiller erwiderte jene Antipathie durchaus; er gab ein von ihm beabsichtigtes und zur Verherrlichung Friedrichs II bestimmtes Epos „Leuthen" auf, weil ihm der Held desselben „zu kalt" erschien; hier war der schwäbische Dichter, wie auch sonst, der berufene Fahnenträger für die Gesinnung der eigentlich deutsch Fühlenden; und lange nach ihm noch haben ein Lornsen und ein Gervinus ähnlich empfunden. Es ist leichter, solche Urteile zu verdammen als sie zu verstehen. Halte man diese tiefen und zarten Regungen des deutschen Volksgemüths ja nicht für gering; denn Männer, die mit dem Volksgeiste Fühlung haben, wissen ihm auch Ausdruck zu geben. Friedrich II war thatsächlich „kalt"; eine großartige Verständigkeit bildete den Grundzug seines Wesens; mit ihr schlug er seine Schlachten und durch sie brachte er seine Provinzen zum Blühen; aber selbst gegenüber seinen näheren Bekannten und Vertrauten zeigt er kaum die Aeußerung oder das Vorhandensein eines wirklich herzlichen Gefühls. Er war gelegentlich sentimental, aber nie leidenschaftlich und hat darin eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon I und Cäsar. Als ein durchaus politischer d. h. völlig klarer Charakter eignete er sich für eine künstlerische Behandlung wenig; denn diese braucht für ihre Gestalten eine Trübung durch menschliche Affekte; ein durch und durch kühler Kopf lohnt eine poetische Darstellung nicht. Politik und Poesie stoßen sich zuweilen ab. Friedrich II hatte kein Herz für die deutsche Dichtung und diese kein Herz für ihn; der Bund, den beide in Lessing's Minna von Barnhelm schlossen, ist nur eine Vernunftehe; und auch bis heute noch hat der große König keinen ihm ebenbürtigen poetischen Verherrlicher gefunden. Die kalte Hand des Staatsgerippes konnte, wo sie sich direkt mit dem warmblütigen deutschen Volkskörper berührte, diesem nur ein unbehagliches Gefühl verursachen; indeß sind unbehagliche Eindrücke im Leben und vor Allem in der Erziehung nothwendig; dies hat sich auch in der Erziehung Deutschlands durch Preußen bewährt. Solange Preußen und Deutschland nicht eins waren, solange das Gerippe sich noch außerhalb des Körpers befand, mußten beide einander abstoßen; jetzt da sie zusammengehören, hat dies Gefühl keine Berechtigung mehr. Die „Kälte" des preußischen Geistes hat hier zum Segen geführt; eben darum aber wäre Nichts falscher, als sie überhaupt auf geistigem Gebiet herrschend zu machen. Das Dämmerlicht der Poesie gehört nicht in die Politik und die Nüchternheit der letzteren nicht in die Kunst; es sind Gegensätze, die stets wiederkehren und stets auseinandergehalten werden müssen.

Andererseits steht wieder der charaktervolle politische Künstler dem,

in mehr als einem Sinne, spekulativen Forscher feindlich gegenüber. Als in den Theegesellschaften Friedrich Wilhelms IV ein Bismarck sich über A. von Humboldt moquirte, moquirte sich die volksthümliche deutsche Bildung über die gelehrte Berliner Bildung; jene hat zwar zunächst nur auf dem Gebiete der Politik Recht behalten; aber sie wird sich auch noch andere Gebiete zu erobern wissen. Noch jetzt kann man von einer spezifisch Berliner Bildung reden. Es ist eine Bildung auf rein wissenschaftlicher oder noch genauer gesagt: auf rein verstandesmäßiger Basis; darin liegt ihre scheinbare Stärke sowie ihre wirkliche Schwäche. Es ist eine Bildung, in der Empfindung keinen Platz hat; in der das Herz verstummt; und die folglich nie volksthümlich sein kann. Sentimental und gelegentlich fanatisch — bildungsfanatisch — kann sie freilich sein. Auch war sie einmal geistreich; nämlich zu den Zeiten Rahel's; doch ist das heutige Berlin nicht entfernt so geistreich oder geistvoll wie das frühere; es weiß mehr und denkt weniger; fast möchte man sagen täglich weniger. Es ist jüdisch gefärbt — im schlechten Sinne. Rahel war voll Seele, die heutigen Berliner Juden sind seelenlos; sie verleugnen wie ihre alten Propheten so diese neue Prophetin; sie dienen dem Götzen der „modernen Bildung". Auf sonstige Bevölkerungskreise der Reichshauptstadt ging und geht viel davon über. Wenn Bescheidenheit klug macht, was richtig scheint, so läßt sich dieser ganze Wechsel auch geschichtlich begründen; wie Nicolai auf Friedrich den Großen ist Rahel auf Jena gefolgt; die deutschen Siege von 1870 scheinen wieder umgekehrt gewirkt zu haben. Berlin sollte dies bedenken. Berliner Größen, die einst in Deutschland eine wichtige Rolle spielten und die jetzt nach ihrem sehr beschränkten Werthe zutreffend taxirt werden: so Gutzkow in der Literatur und Lasker in der Politik, könnten hier als warnende Beispiele dienen. Beide führten einmal auf ihrem Gebiet das große Wort; und beide sind im Grunde nur triviale Persönlichkeiten; für „eminent" hält man sie jetzt nicht einmal mehr in Berlin. Es giebt Fälle, in denen die deutsche Bildung und die Berliner Bildung sich sehr entschieden von einander abheben: „Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat" sagt Goethe und „wer wird heute noch Sterne lesen?" schreibt Julian Schmidt. Das „je" und das „heute" widersprechen sich eben zuweilen; und hier recht stark. Berlin ist die Stadt der Intelligenz, wie Rom die Stadt der Frömmigkeit ist; man sucht sie dort, aber man findet sie dort nicht immer.

Ein todtes Wissen, verbunden mit einer nur auf Tagesereignisse und Tagesinteressen gerichteten Gesinnung, führt sicher zur Trivialität, zu dem Erbtheil Nicolai's. Den Magneten und Magnaten der heutigen deutschen schönen Literatur, welche vorwiegend in Berlin domiziliren, klebt durchweg etwas von diesem trivialen Geiste an. Das Ueberwuchern der Romanliteratur in dem Deutschland der letzten zwanzig Jahre ist nicht nur zufällig von dem Verschwinden einer wahrhaft bedeutenden poetischen Pro- Goethe und Kotzebue.

duktion, im engen und strengen Sinne dieses Wortes, begleitet gewesen. Eine schöne Literatur, die vorwiegend für das „schöne" Geschlecht geschrieben wird, hat sich selbst gerichtet; sie verlernt, männliche Töne anzuschlagen und wird damit unproduktiv. Es ist nicht gut, daß die zierliche und innerlich marklose Erscheinung eines Paul Heyse auf dem deutschen Parnaß als Größe ersten Ranges gilt; und es ist noch schlimmer, daß sie mit Recht dafür gilt; Porzellan ist nicht Marmor. Und der große „Berliner Roman" läßt bekanntlich noch auf sich warten. In der Literatur giebt es eigentlich nur zwei Genres: Goethe und Kotzebue; die jetzige deutsche Bühnendichtung, ebenfalls von Berlin beherrscht, huldigt durchaus dem Genre Kotzebue und Raupach; und was dieses gegenüber dem Genre Goethe bedeutet, weiß man. Daß Kotzebue technisch von den jetzigen Bühnengrößen übertroffen wird, macht die Sache nicht besser; es kommt auf den prinzipiellen Unterschied an; und dieser zieht sich gleichmäßig durch die heutige triviale wie die einstige klassische deutsche Literaturperiode. Berlin vertritt, jetzt wie damals, den Geist der Trivialität; und das ist nicht gut. Schon Boerne hat sich in köstlicher Weise über die noch jetzt gangbare Gewohnheit der gebildeten Berliner lustig gemacht: geistige oder sonstige Tagesfragen durch gewisse Schlagworte abzuthun, die dann jeder von ihnen dem andern nachspricht; und ganz kürzlich gab man in einer großen deutschen Zeitung den inferioren Standpunkt der heutigen Berliner Literatur und ihres Publikums zu, fügte aber naiverweise zur Entschuldigung bei: daß „in einer so großen Stadt der Einzelne keine Zeit habe, sich ein eigenes Urtheil über geistige Dinge zu bilden". Das mag sein; aber dann muß man sich eben eines Urtheils enthalten; und am allerwenigsten darf man, unter solchen Verhältnissen, Anderen das Urtheil vorschreiben wollen. In Wien herrscht noch heute durchweg ein feineres Geistesleben als in Berlin; der Professor gilt dort nicht soviel wie hier; aber der Künstler desto mehr. Ein Brahms ist in Berlin dauernd so wenig denkbar wie ein Mozart; der lebende Hebbel würde in Berlin genau so vervehmt gewesen sein wie der lebende Cornelius; und ein Burgtheater ist dort nicht zu denken. Kunst kann nur gedeihen, wo Temperament gedeiht; letzteres fehlt in den gebildeten Kreisen der deutschen Hauptstadt; sie verstehen weder zu lachen noch zu weinen. Dazu kommt ein Anderes. Berlin wird, soweit geistige Dinge in Betracht kommen, nunmehr im übrigen Deutschland eifrig nachgeahmt; und eine solche Art von Geisteshegemonie kann sehr schlimme Folgen haben. Gesunde sowie fern von Berlin lebende Persönlichkeiten, es darf nur an die bereits oben erwähnten Keller und Storm erinnert werden, entziehen sich ihr zwar; sie stehen auf eigenen Füßen; aber es ist kein gutes Zeichen, wenn diese Früchte nur in den entlegensten Winkeln des deutschen Reiches wachsen. Kommt das Echte eines Staats- oder Volkslebens an seine Peripherie, das Unechte aber ins Zentrum zu liegen, so wird das Ganze hohl.

In der That ist etwas Hohles in der preußischen Geistesbildung; sie hat sich mehr von außen nach innen, als von innen nach außen entwickelt; sie ist eine erweiterte Berliner Bildung. Ihr fehlen vorzüglich zwei Dinge: echte Philosophie und echte Volksthümlichkeit; sie denkt nicht und sie fühlt nicht; dadurch wird sie, in vieler Hinsicht, äußerlich und oberflächlich. „Ich war achtzehn Jahre alt und konnte so gut wie garnichts; wäre ich der heutigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen" sagt A. von Humboldt. Regulative können das Leben zwar reguliren, aber es nicht hervorrufen; unter Umständen es sogar ersticken. Manche Regierungsverordnungen über das höhere Schulwesen in Preußen erinnern bedenklich an die beiden Kuppelbauten auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin; außen klassisch prunkreich vielgegliedert anspruchsvoll; und innen: zwecklos. Hier hat der preußische Kommandogeist einmal über seinen Bereich hinausgegriffen; weder Kunst noch Bildung lassen sich auf Kommando erzeugen; sie keimen wachsen blühen langsam aus der Volksseele. „Schneider für Civil und Militär" soll die Kultur nicht sein. Soweit wie Boerne braucht man freilich nicht zu gehen, der in seinen weniger deutschen als „Pariser" Briefen schrieb: er ist ein Preuße, also ein Windbeutel; doch ist es nicht zu leugnen, daß gerade auf dem geistigen Gebiete das Schneidige und Draufgeherische der Preußen öfters in's Windige umschlägt. Das hat sich von Nicolai bis Dubois-Reymond gezeigt. In Bezug auf das Erziehungs- und Examenwesen hat Disraeli schon vor langer Zeit Preußen mit China verglichen. Es fehlt der gegenwärtigen deutschen Bildung, die durch die innere und äußere Politik Preußens so sehr beeinflußt wurde, an dem eigentlichen inneren Wohllaut; Mars war den Musen nie befreundet; aber vielleicht ist es dem deutschen Volk noch vergönnt, sich Preußen für seine einigende Thätigkeit dankbar zu erweisen, indem es jene Hohlheit oder Lücke mit den Schätzen seiner Seele an- und ausfüllt. Preußen gab den Becher, so mag Deutschland den Wein geben. Es kann nicht schaden, ja es kann nur nützen, wenn in die preußische Kühle etwas deutsche Wärme hineinkommt; ein kühler Kopf ist gut, aber nur wenn ein warmes Herz unter ihm sitzt; sonst tritt eine seelische Verknöcherung ein. Wenn Nüchternheit ihre Grenzen überschreitet, wird sie trivial. Der nicolaitische Geist war politisch berechtigt; geistig ist er es nur sehr theilweise; das deutsche Herz gehört der Idealität; und diese Idealität hat sich jetzt als eine Herrschaft des Individualismus d. h. der Kunst zu bethätigen. Deutschland kann das preußische Rückgrat, für das politische Leben, nicht entbehren; aber den freien Gebrauch seiner Glieder, für das geistige Leben, muß es behalten; eine Verinnerlichung der preußischen und deutschen Bildung, wie sie jetzt ist, muß daher nothwendig vor sich gehen. Preußische Bildung.

In militärischen Dingen ist die Schablone nicht nur erlaubt, sondern geboten; durch dies Medium hat sie sich unzweifelhaft der geistigen Bil- Der militärische Geist.

dung Preußens mitgetheilt; aber diese soll jetzt in derjenigen Deutschlands aufgehen. Preußen ist auf politisch-militärischem Gebiet durch seine Disziplin groß geworden; aber der Unteroffizier, im geistigen Sinne, hat dort öfters zu sehr das Wort gehabt. Er hat hie und da seine Kompetenz überschritten, indem er die ihm geistig Uebergeordneten kritisiren und korrigiren wollte. Möge also der preußische Offiziersgeist, im innerlichen Sinne, wie er in Kant Herder Humboldt lebte, über den entsprechenden preußischen Unteroffiziersgeist, wie er in Wöllner Nicolai Dubois-Reymond sich kundgegeben hat, dauernd triumphiren. Die Bigotterie eines Wöllner und seiner Nachfolger sowie die Aufklärung eines Nicolai und seiner Nachfolger sind beide gleich seicht und ordinär; sie stehen der reinen Empfindung, dem Mystizismus wenn man will, auf welchem alle echte Religion wie Kunst beruht, gleichermaßen fremd und feindselig gegenüber. Ein beschränkter Horizont ist immer für den Inhaber desselben eine Art von umgekehrtem Heiligenschein. Preußen sollte deshalb seine vornehme Seite nach außen kehren; es sollte sie, wie dies im militärischen Leben schon üblich und selbstverständlich ist, auch im geistigen Leben dominiren lassen; das ist eine Pflicht, die sein hoher deutscher Beruf ihm auferlegt. Jede Art von Organisation beruht auf Subordination, mag man diesen Begriff nun gröber oder feiner auffassen; Subordination ist daher auch auf dem geistigen Gebiet ein- und durchzuführen; Nicolai soll vor Goethe Ordre pariren. Das wäre einmal ein gesunder Uebergriff des Militarismus auf das bürgerliche Leben. Allerdings werden sich die bewußten oder unbewußten Anhänger Nicolai's gegen eine solche Subordination eben so sehr sträuben, wie die meisten jetzt noch lebenden Deutschen sich einst gegen die politische Subordination unter Preußen gesträubt haben; aber wahrscheinlich wird ihr Widerstand in diesem Fall ebenso wenig erfolgreich sein wie in jenem früheren; die Geschichte ist mächtiger als menschliche Wünsche. Und wenn etwa ein Mann kommt, der eine solche Revolution der Anschauungen vollbringt, so wird man ihn sicherlich ebenso sehr zuerst hassen und dann lieben, wie Bismarck. Der Deutsche hat sich militarisirt; er muß sich nun auch civilisiren, mit oder wider Willen; Civilisation beruht auf Unterordnung der niederen Triebe und Anschauungen des Menschen unter die höheren. Subordination ist preußisch; und so gemeint würde eine preußische, keine Berliner Bildung für den Deutschen gerade die rechte sein; möge er verstehen, zu lernen. Und möge er bescheiden sein.

Berlin und Nordamerika.

„Mag der Nationalismus auch noch so nöthig und gut sein auf anderen Gebieten, aber für die Kunst ist er der Tod" sagt Cornelius. Berlin ist von jeher ein Sitz des Nationalismus gewesen. Ein negativer Zug, eine gewisse geistige Leere bei und trotz aller äußeren Betriebsamkeit überwiegt im Charakter des Berliners. Noch vor Kurzem erst hat Bismarck Berlin „eine Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen" genannt; Wüsten sind

bekanntlich heiß und trocken; auch die Berliner geistige Atmosphäre ist dies; der eigentliche fruchtbare und befruchtende Hauch fehlt ihr; es ist ein Hauptsitz der registrirenden und fast ein Gegner der schöpferischen Bildung; bis in die neueste Zeit hinein sind eigentlich schöpferische Künstler, wie Menzel, nicht durch sondern geradezu gegen Berlin emporgekommen. Berlin hat nicht sie, sondern sie haben Berlin groß gemacht. Die Reichshauptstadt ist in diesem Jahrhundert so rasch gewachsen, wie sonst nur nordamerikanische Städte; und wenn man weniger die äußere als die innere Erscheinung der Stadt d. h. die geistige Durchschnittsphysiognomie ihrer Bewohner ins Auge faßt, so ist die Uebereinstimmung fast noch größer. Stammesgemeinschaft ist immer Seelengemeinschaft; und Seelengemeinschaft ist immer Interessengemeinschaft; hier berührt sich die Politik mit den geheimsten Pfaden des Naturlebens; und auch ein Friedrich II mochte Das empfunden haben, wenn auch vielleicht in umgekehrter Schlußfolgerung, als er sich sofort dem neuerstandenen Freistaat jenseits des Ozeans anschloß. Nordamerika ist eine niederdeutsche Siedelung nach Westen, Preußen eine solche nach Osten hin; jene ist auf friedlichem, diese auf kriegerischem Wege entstanden; beide aber verleugnen ihre gemeinsame Heimath nicht. Rastloser Geschäftsgeist charakterisirt den Anwohner der Spree wie den des Hudson; aber freilich ist eben diese Unruhe auch dem Aufblühen eines selbstständigen Geisteslebens beiderseits hinderlich gewesen; Universitäten und Museen, welche man hier wie dort mit großem Eifer gründet und pflegt, erzielen ein solches noch nicht. Diese gleichmäßige Entwickelung geht bis zu Aeußerlichkeiten: das Kapitol und die Bildung zu Washington ist nur eine etwas vergrößerte und vergröberte Auflage der Kirchen am Gensdarmenmarkt und der Bildung zu Berlin. Beiderseits zeigt sich ein Hasten und Jagen nach mannigfachen Bildungsergebnissen; beiderseits aber auch ein Mangel an stillem ruhigen Wachsthum von innen heraus; man treibt Raubbau an der Kultur; der praktische Sinn der Niederdeutschen geht gewissermaßen mit ihnen durch. Es ist eine falsche Anwendung hier kaufmännischer, dort staatsmännischer Grundsätze auf das geistige Leben; Fabriken und Verwaltungsbezirke lassen sich zwar von außen organisiren; Kunst- und Geisteswerke aber nur von innen. Es wäre an der Zeit, das suum cuique auch hier anzuwenden; mit Geld und mit Beamten läßt sich viel machen; aber nicht Alles.

Berlin ist auch darin nordamerikanisch, daß ein bedeutender Bruchtheil seiner Einwohnerschaft stets aus Zugewanderten besteht; je mehr Vertreter idealer Interessen und selbstschöpferischer Geisteskraft sich unter diesen Zugewanderten befinden, desto besser wird es für Berlin und für Deutschland sein; Berlin wird dadurch seinen Charakter nicht ändern, aber es wird ihn heben. Hoffentlich wird diese Stadt nicht zum zweiten Mal einen Lessing Winkelmann Karstens Semper von sich stoßen — wenn Dieselben sich in einer den heutigen Verhältnissen angemessenen Gestalt wieder vorfinden sollten. Nordamerika erzeugt zahllose Civilingenieure und Ver-

lin zahllose Regierungsbaumeister; aber es sind „mechanische“ Ingenieure und Baumeister; die mechanisch und geistig gleich tüchtigen Kräfte in der Art, wenn auch nicht von der Höhe eines Leonardo Svedenborg Semper lassen auf sich warten. Die Ueberkultur diesseits und die Unkultur jenseits des Ozeans begegnen sich in ihren Mitteln; leider aber auch in ihrem Erfolg; welcher bisher, soweit es sich um neuschöpferischen Geist handelt, beiderseits gleich Null geblieben ist. Dieser Erfolg ist nur auf einem einzigen Wege zu erreichen; durch schöpferische konstruirende organisirende Persönlichkeiten: und zwar nicht im staatlich-administrativen, sondern im geistig-künstlerischen Sinne. Jene hat man, diese nicht. Das biblische Gleichniß vom Sauerteig gilt auch hier; und es trifft mit den besten und höchsten Resultaten der Wissenschaft darin zusammen: daß Organisches sich nur aus Organischem entwickelt. An diesem Tröpfchen organischen Geistes hat es in Berlin wie Nordamerika, auf geistig-künstlerischem Gebiet, bisher gefehlt; findet dieser letztere sich nicht ein, so ist Geld und Mühe umsonst aufgewendet; ihn zu suchen und zu fördern, soweit er etwa vorhanden ist, das ist die höchste Aufgabe aller derjenigen staatlichen Faktoren, welche sich der Kunstpflege widmen wollen. Und darüber, in welcher Richtung er zu suchen ist, kann ein Blick auf Rembrandt belehren. Rembrandt's Bilder kann man kaufen, seinen Geist nicht; oder doch; wenn man ihn wieder zu erwecken weiß und Geldmittel hierfür richtig anwendet. Dann wird er auferstehen.

Deutschland und Berlin. Die Art, nicht der Grad seiner Begabung ist hier maßgebend. Es kommt weniger auf die Höhe der Leistungsfähigkeit eines Menschen, als darauf an, daß er reale und ideale Interessen in sich gleichmäßig entwickele; es kommt auf Abrundung seines Wesens an. Da liegt's. Auch der Unbedeutende kann in seiner Art genial sein, wenn er seine Person zu vollkommenem Gleichmaß abrundet; und der Geniale wird es desto mehr sein, je mehr er Ebendasselbe thut. Das Genie, im Sinne der Armeerangliste, ist eine gute Waffe; aber das Genie, im geistig schöpferischen Sinne, ist eine noch bessere Waffe; das sollte der Waffenstaat Preußen nicht vergessen. Ein Schwert ist, wie jede Waffe, etwas Mechanisches; und darum etwas Todtes; es bekommt erst dadurch Werth und Leben, daß es von einem „organischen“ Wesen gehandhabt wird. Das gilt von dem politischen wie von dem Geistesschwert Deutschlands. „Politik ist die Kunst, mit gegebenen Größen zu rechnen“ nach Bismarck; Berlin ist für das deutsche Volk eine gegebene Größe; die „Kunst“ besteht also darin, mit dieser Größe zweckentsprechend zu rechnen. Das heißt: es handelt sich darum, dem Berliner Geist innerhalb der deutschen Gesammtentwickelung seinen Platz anzuweisen, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Berlin ist Deutschlands politische Hauptstadt; aber es ist nicht zu wünschen, daß es seine geistige Hauptstadt werde; Beides als identisch anzusehen, ist unlogisch und undeutsch. In der Wissenschaft, wo es auf Individualität weniger ankommt, läßt sich vielleicht eine Zentralisation der betreffenden

Einzelbestrebungen auf einen oder mehrere lokale Mittelpunkte des nationalen Lebens wünschen und durchführen; obwohl gerade das krankhafte Anschwellen einzelner großer Universitäten im heutigen Deutschland, z. B. Berlins auch seine großen Bedenken hat; aber in der Kunst, wo Individualität Alles ist, ist Zentralisation Nichts oder vielmehr sie ist schlimmer als Nichts; sie ist der Untergang. Eine Zentralisation Pointirung Hypnotisirung des gesammten geistigen Lebens auf einen Punkt hin, wie in Paris, führt zur Nervenzerrüttung; die einmal vorhandene und vorgeschriebene Form der staatlichen Entwickelung darf hier nicht zu Mißgriffen auf geistigem Gebiet verführen. In der deutschen Politik hat man die Losung, durch Einheit zur Freiheit, ausgegeben; für das geistige Leben heißt es sie umkehren; die „Einheit", nach welcher hier gestrebt werden muß, ist die jedes Einzelnen, die Individualität; und zu ihr gelangt man nur durch die Freiheit. Was in der Politik Desorganisation ist, die völlige Zerstreuung der Kräfte auf viele kleine Zentren, das ist in der Kunst Organisation. Man hat behauptet und es ist vielleicht wahr, daß die Berliner Bewegung von 1848 dem deutschen innerpolitischen Leben einen uneinbringlichen Schaden zugefügt habe; mit dem deutschen künstlerischen Leben darf es nicht ebenso gehen. Caveant consules. Keine Bildung hat mehr Schablone, als die Berliner; kein Künstler hat weniger Schablone, als Rembrandt. Kant Herder Goethe Schiller Humboldt Cornelius Bismarck, sie alle gravitiren nach ihm hin; und er selbst gravitirt wieder nach der Urkraft des deutschen Volks, dem Individualismus; dies Planetensystem von geistigen Kräften darf nicht gestört werden. Berlin Preußen Deutschland hat sich ihm einzuordnen.

Es sieht einer homöopathischen Kur ähnlich, wenn man der heutzutage so verschwommenen deutschen Bildung den anscheinend verschwommensten aller Maler zum Muster empfiehlt; aber andererseits ist es gerade eine stark allopathische Kur, wenn man der heutigen Berliner Bildung Rembrandt, diese von innerer Gesundheit strotzende Persönlichkeit, als ein Heilmittel verschreibt. Denn Nichts ist zu allen Zeiten im eigentlichen Berlin seltener gewesen, als eine gesunde natürliche Genialität; es neigte sich auf künstlerischem Gebiete stets zu zwei Extremen: Nüchternheit und Ueberspanntheit; es schwankt zwischen Nicolai und E. T. A. Hoffmann, Müllner-Houwald und dem „jüngsten Deutschland". Selbst in der Berliner Plastik machen sich diese zwei Strömungen bemerkbar; auf den akademisch-ledernen sog. Wrangelbrunnen folgt nunmehr der ausschweifend-barocke sog. Begasbrunnen; aber freilich auf wie lange? Genau wie in der Politik, stehen sich hier Stock-Konservative und Wüst-Freisinnige gegenüber; genau wie dort, schießen Jene rechts und Diese links am Ziele vorbei. Es wäre gut, wenn zwischen beiden geistigen Richtungen eine mittlere Diagonale eingehalten würde; glücklicherweise ist sie latent schon vorhanden. Der Durchschnittsberliner von heute wie von einst kennt nur das Geschäft und Rembrandt und Berlin.

das Vergnügen; aber in diesen beiden Reichen bewegt sich die Kunst nicht. Trotzdem haben zwar nicht aus Berlin stammende, wohl aber in Berlin thätige Männer gerade künstlerisch dort Großes und Größtes geleistet; sie haben damit auch geistig Berlin den Charakter einer Kolonie gewahrt; im Grunde ist jede große Hauptstadt eine — innere — Kolonie desjenigen Landes, dem sie angehört. Berlin gehört Deutschland und im engern Sinne Niederdeutschland an; es hat sich denn auch eine niederdeutsche Charakterader bewahrt; ihr gehören eine ganze Anzahl von geistigen Persönlichkeiten an, welche sich aus dem dortigen bunten Völkergemisch vortheilhaft abheben. An sie wird eine etwaige innere Weiterentwickelung Berlins anzuknüpfen haben; sie könnte und sollte im Zeichen Rembrandt's geschehen. Die durchaus niederdeutschen Künstler: Schlüter Karstens Schinkel Rauch sind die kenntlichsten Pioniere einer solchen Umbildung gewesen; und Andere standen ihnen zur Seite; Lessing hat die Nüchternheit zur Kritik und L. Devrient die Ueberspanntheit zur Dämonik erhöht. Devrient, eigentlich de Vriendt, war von holländischer Abstammung. Sie alle sind fremde Pfropfreiser auf dem Baume des Berlinerthums; und man sagt, daß edles Obst, auf Holzapfelstämme gesenkt, gut gedeiht; am besten aber gedeiht es, wenn diese vorher gekappt werden; so muß auch Berlin einen Theil seines bisherigen Nimbus verlieren, um ihn auf bessere Weise wiederzugewinnen. Die Gorgo mußte geköpft werden, ehe der Pegasus geboren werden konnte.

Abschluß. Im weiteren Umkreise des preußischen Staates sowie des geistigen Lebens spiegeln den obigen Gegensatz die durch Geburt und Leben der früheren preußischen Residenzstadt Königsberg angehörigen und einander persönlich befreundeten Männer: Kant und Hamann wider. Jede Uhr hat Pendel und Gewicht. Menzel seinerseits neigt sich wieder mehr zur Nüchternheit; in ihm hat die im engeren Sinne so zu nennende Berliner Kunst ihren bisher höchsten Vertreter gefunden; er ist berlinisch und doch niederdeutsch. Schadow steht ihm in der Plastik, Chodowiecki in der Kleinkunst ebenbürtig gegenüber; beide sind echte Berliner; nur daß Jener mehr die historische und staatliche, Dieser mehr die private und idyllische Kunst wie Lebensanschauung vertritt. Auch hier streben schließlich die guten wie die üblen Geister einem einzigen großen Ziele zu: der Bethätigung echt deutscher und echt künstlerischer Gesinnung; ist dasselbe erreicht, so wird Berlin nicht nur die Hauptstadt von Deutschland, sondern Deutschland auch die Heimath von Berlin sein; und beides ist gleich nothwendig. Wenn die gelehrten Deutschen, durch preußische Einwirkung, sich in schlagfertige Soldaten verwandelt haben; so kann vielleicht auch der subalterne Geist jener speziell preußischen Bildung sich, durch deutsche Einwirkung, wieder endgültig zu höheren Anschauungen erheben. Wie im preußischen Staatsleben so macht sich auch im Berliner Stadtleben ein — zeitliches — Oszilliren zwischen dem Grandiosen und dem Nüchternen geltend; es ist dahin zu streben, daß die erstere Richtung möglichst überwiege, ohne daß

die letztere dabei aufgegeben werde. Möge also die gesunde Natur der verwandten niederdeutschen Stämme und Kolonien, diesseits wie jenseits des Ozeans, etwaiger unechter Kulturbestrebungen bald Herr werden. Alle Bildung ist etwas Organisches; Fälschungen organischer Stoffe aber lassen sich bei weitem nicht so leicht nachweisen, wie diejenigen unorganischer Stoffe; um so schädlicher gefährlicher bekämpfenswerther sind sie. Reiner Wein und reine Bildung sind in Deutschland jetzt selten geworden. Erst wenn echte Philosophie die Wissenschaft wieder beseelt, erst wenn schlichte Vornehmheit und vornehme Schlichtheit im deutschen Geistesleben wieder herrschend ist, erst wenn man den Trägern einer künstlerischen Bildung als maßgebenden Volkserziehern sich wieder zuwendet; dann erst wird das deutsche Volk den Weg zu seinen verlorenen Idealen zurückfinden. Vergangenheit ist Hölle und Zukunft ist Himmel. Dem Dichter der ersteren, dem so gern realistisch schildernden Dante würde das hastige und hitzige Treiben unserer Gegenwart als ein treffliches Mittel zur Veranschaulichung infernaler Zustände gedient haben; verglich er doch einst das Treiben seiner Unterweltsgeister mit demjenigen der zahllosen Arbeitermassen im Arsenal von Venedig; er beleuchtete dadurch die soziale Frage von heute — mit dem Lichte der Hölle. Aber wie Dante durch die dunklen und glühenden Tiefen des Jenseits nur mit Hülfe eines kundigen Führers, des eingeborenen Vertreters einer angeerbten Bildung, Virgils durchfand; so wird sich auch der heutige Deutsche durch den Schwall und Drang und Dampf einer falschen Bildung nur hindurcharbeiten können unter der Führung eines gleichfalls angestammten und angeerbten Bildungsträgers, Rembrandt's. Und die Beatrice, welche ihn in reineren Höhen erwartet, heißt: die Kunst.

Kunst und Menschenthum.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge; aber eben darum soll man die Kunst an ihm, nicht ihn an der Kunst messen. So hoch man die letztere auch stellen mag, man darf nie vergessen, daß sie nur Mittel, nicht Zweck ist; Zweck ist das, im besten Sinne, menschliche Dasein selbst. „Ich will nicht wegen meiner Schriften, sondern um meiner selbst willen geschätzt sein“ sagte Montaigne, einer der trefflichsten Franzosen und einer der gesundesten Geister, die es je gab. Hier ist der Punkt, wo die der Praxis des Lebens scheinbar fernstehenden künstlerischen Interessen sich aufs direkteste mit ihr berühren. Rafael und Mozart würden Menschen ersten Ranges sein, auch wenn jener nie einen Pinsel berührt und dieser nie eine Note geschrieben hätte; denn die Gesinnung macht den Menschen; und der Mensch macht den Künstler. Nicht weniger wie die Vorzüge beruhen hierauf die Fehler des Künstlers, des politischen sowohl wie des bildenden, des handelnden sowohl wie des anschauenden. Es ist so bekannt wie bezeichnend, daß Bismarck in der Politik von jeher rein persönlichen Einflüssen das allergrößte Gewicht beigelegt hat; und der edelste Praktiker begegnet sich darin mit dem edelsten Theoretiker, die deutsche Politik mit der deutschen Dichtung. Schiller weiß von der griechischen Kunst nichts

Besseres zu sagen als: „der Hauptwerth der griechischen Kunstwerke besteht darin, daß sie uns lehren, es habe einmal **Menschen** gegeben, die solche Dinge schaffen konnten.“ Die ganze Pracht des griechischen Olymp, der ja auch nur ein Erzeugniß poetischer und kunstthätiger Volkskraft ist, erscheint untergeordnet ja fast dekorativ gegenüber dieser konstruktiven Volkskraft selbst! Die Terrakotten von Tanagra, welche nicht mehr bezwecken und erreichen als einfache Wiedergabe des altgriechischen Lebens — man könnte sie als antike und plastische Photographien bezeichnen — übertreffen in einer Hinsicht sogar die Werke des Phidias: weil sie die ganze Zartheit Schärfe und Tiefe des griechischen Volkscharakters uns getreu wie ein Spiegel vor Augen bringen; weil sie von und im Volksgeiste geschaffen und eben darum keine Photographien von moderner Art sind; weil sie aus erster Hand schöpfen da, wo selbst der größte Künstler aus zweiter Hand schöpft; weil sie uns ohne alle individuelle Zuthat Nichts geben, als den griechischen Menschen. Man kann diese Kunstwerke den Volksliedern vergleichen; Dialektdichtung, wo sie wahr und tief auftritt, ist in gewisser Hinsicht der Kunstdichtung immer überlegen; denn sie steht dem Herzen des Volkes um eine Stufe näher als diese. Für prosaische Schriftwerke gilt sogar das Gleiche. Ein persönlich unbedeutender Schriftsteller, wie Plutarch, überliefert Züge des griechischen Charakters, welche an Größe und greifbarer Anschaulichkeit selbst von den Schilderungen eines Homer nicht erreicht werden. Ebenso verhält es sich im jetzigen deutschen Norden. Das neueröffnete Reichsmuseum zu Amsterdam z. B. birgt, neben den höchsten Meisterwerken Rembrandt’s, eine Menge von einzelnen wie Gruppenporträts aus älterer holländischer Zeit, welche einer jeden höheren künstlerischen Bedeutung entbehren; aber welche soviel echtes Volksthum und echte Männlichkeit athmen, daß sie nicht nur zeitlich sondern auch geistig, nicht nur künstlerisch sondern auch menschlich als die nothwendigen und nach einer gewissen Seite hin selbst überlegenen Vorgänger oder Komplemente jener späteren Hochblüthe gelten müssen. Diese Bilder führen, wie eine geologische Karte, früh vergangene Schichten des deutschen Volks- wie Geisteslebens vor Augen; und es ist viel goldhaltiges Gestein darunter. Sie geben die holländischen Menschen, ausschließlich wie sie waren, noch nicht durch das Medium einer großen Künstlerseele gesehen; und es sind Leute wie von Eichenholz; jeder scheint ein kleiner Luther zu sein, allerdings ein weltlicher. In Griechenland wie in Holland ist es der Volksboden, die Volkskunst, aus der die höhere Kunst emporwächst; Volkskunst aber kann nur dort gedeihen, wo das Volksleben durch und durch gesund ist; wo es sich echt menschlich entwickelt. Daher wird es erst wieder eine deutsche Kunst geben, wenn es wieder deutsche Menschen geben wird — im griechischen und holländischen Sinne. Wie selten ein wirklich menschliches Dasein, nach höheren Anforderungen gemessen, im heutigen Deutschland ist, weiß Jedermann; „vergönne man doch auch einmal einem Deut-

schen, daß er lebe, was heutzutage so selten der Fall ist" schrieb einst Knebel von sich; und in diesem Sinne „leben" gegenwärtig doch wohl weit weniger Deutsche als vor hundert Jahren. Es handelt sich demnach darum, die Bedingungen zu solchem „Leben" für die Deutschen nach Möglichkeit wiederherzustellen.

Der Mensch ist heute noch so sehr und vielleicht mehr wie je ein „politisches Thier"; von dieser Eigenschaft werden alle seine geistigen Bestrebungen beeinflußt; und beeinflussen sie wieder. Die heutigen deutschen Verhältnisse bedürfen also vor Allem einer Vertiefung und Erweiterung nach dieser Richtung hin; der geistigen Neugeburt unseres Vaterlandes, wenn es zu einer solchen kommen soll, muß eine politische Neugeburt desselben vorausgehen; äußerlich hat dieselbe 1870 stattgefunden; innerlich bleibt sie noch zu fordern. Die jetzige deutsche Reichsverfassung trägt den tieferen Bedürfnissen des deutschen Volksthumes nicht in allen Stücken Rechnung; und die Art, wie sie von gewissen Parteien ausgenutzt wird, noch weniger; hier thut eine innere Wandlung noth. Wie der Künstler immer ein Sohn seines Volkes, so ist die Kunst immer eine Tochter der jeweiligen geschichtlichen Konstellation. Es ist durchaus kein Zufall, daß Michelangelo und Tizian, Shakespeare und Bacon, Goethe und Beethoven gleichzeitig lebten und schufen; daß oft eine ganze Saat von großen Männern periodenweise in der Geschichte mit einander aufwächst; Keime zu großen Leistungen sind in der geistigen gerade wie in der physischen Natur stets und überall vorhanden. Es bedarf nur günstiger Umstände und der helfenden Menschenhand, um beide zu wecken; gewisse Zeitverhältnisse lassen Genies aufsprießen, wie der Regen die Steppe ergrünen läßt. Es mag, außer dem einen, noch Shakespeares genug gegeben haben; aber nur in England, wo die Bedingungen günstig lagen, kam jener zur Entfaltung; man lasse ihn, ganz so wie er war, in Frankreich geboren werden und er würde nie seine Tragödien noch Schauspiele geschrieben haben. Das Kunstwerk ist nur ein Erzeugniß verschiedener zusammenwirkender Kräfte: des Menschen, des Volksthums, der Zeitverhältnisse; sind diese drei Faktoren gleichzeitig und gemeinsam thätig, so entsteht das Große. Die politischen und sozialen Verbindungen sind alle für die eigentliche künstlerische Arbeit ebenso wichtig, wo nicht wichtiger als die letztere selbst; das galt zu allen Zeiten; und es gilt nicht zum wenigsten für das jetzige Deutschland. Die Persönlichkeit Rembrandt's, wie sie uns geschichtlich überliefert ist, bestätigt dies nach vorwärts wie nach rückwärts, für die Vergangenheit wie für die Zukunft. Politik und Kunst.

„Eine holländische Kunst im eigentlichen Sinne tritt erst auf nach der Begründung des holländischen Staatenbundes" sagt der augenblicklich beste deutsche Kenner der ersteren, Bode und beweist dadurch wieder einmal aufs Schlagendste, wie völlig abhängig die geistige Entwickelung unter allen Umständen von der staatlichen Entwickelung ist. Die besonnene

Naturforschung hat längst eingesehen, daß unter heutigen kosmischen Verhältnissen eine generatio aequivoca unmöglich ist; auch in einem anscheinend luft- und stoffleeren Raume unserer gegenwärtigen Welt befinden sich stets Keime des Lebens, welche ihrer Entfaltung harren; ebenso finden sich in dem anscheinend geist- und kunstleeren Raume der Geschichte, welchen Holland vor der Zeit seiner Befreiungskriege darstellt, alle Bedingungen zu einer höchsten geistigen Zeugung vereint vor. Sie sind nur latent. Es erhellt hieraus, wie außerordentlich wichtig es ist, sie zu kennen zu benutzen und möglichst zu steigern. Ehe Karl August in Weimar regierte, war dieses nicht viel mehr als ein Schöppenstedt; man kann aus jedem Schöppenstedt ein Weimar machen, sei es in literarischer künstlerischer oder sonstiger Beziehung; es kommt nur auf die Menschen an, von und mit denen es gemacht wird. Die holländische Kunst wurde, wie vor ihr das englische Schauspiel, scheinbar aber nichts weniger als wirklich aus dem Nichts geboren; und beide verdanken gerade dieser ihrer dunklen Herkunft den hellen Glanz, welcher sie umschimmert; sie sind den Leistungen früherer höchster Kulturepochen ebenbürtig nicht trotzdem, sondern gerade weil sie sich von jenen im Wesentlichen nicht beeinflussen ließen. In Rembrandt gipfelt diese Art von Entwickelung; er besitzt im höchsten Grade Das, was man Race nennt; sein individueller Charakter ist so stark entwickelt, daß er zum gattungsmäßigen Charakter wird. Eine solche Kunst und ein solcher Künstler können nur da gedeihen, wo politische und menschliche Selbstständigkeit zu ihrer vollen und freien Entfaltung gelangt sind. „Hier wurde die Schlacht von Waterloo geschlagen" sagte Wellington, als er den Spielplatz von Eton besuchte; und in diesem Sinne kann man sagen, daß Wilhelm von Oranien die Bilder Rembrandt's gemalt habe. Letzterer ist eben ein Holländer vom Scheitel bis zur Sohle; Beharren beim Gegebenen, verbunden mit mächtigem Freiheitsdrang, charakterisiren ihn in erster Linie; was er war, wurde er durch seine niederdeutsche und holländische Persönlichkeit. In ihm treffen sich die verschiedenen Richtungen des Volkscharakters, dem er seinem Stamme nach angehörte; von ihm können sie demgemäß auch wieder ausgehen; jeder große Mann stellt den Endpunkt einer alten und den Anfangspunkt einer neuen Zeit dar. Und hierin liegt die Lehre — die volkserziehliche Lehre — welche ein Rembrandt, von der besonderen Art seiner künstlerischen und geistigen Leistungen ganz abgesehen, den heutigen Deutschen auf nationalem wie politischem Gebiet geben kann. Wer die deutsche Kunst heben will, muß deshalb zuerst das deutsche Volksthum heben; und diese Hebung des deutschen Volkscharakters kann nur in einer Vertiefung desselben bestehen; und diese muß zunächst eine politische sein. Keine Frucht ohne Blüthe. Das deutsche Volk muß sich so entwickeln, wie sich der holländische Volkscharakter entwickelt hat — um einen Rembrandt hervorbringen zu können. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Ein solches Verfahren wird dadurch erleichtert ja ganz

natürlicherweise nahe gelegt, daß Rembrandt nicht nur Holländer, sondern als solcher zugleich Niederdeutscher und Deutscher ist; auch hier kehrt der Deutsche nur zu sich selbst zurück, wenn er zu Rembrandt zurückkehrt; er vollzieht eine Reform, zu deutsch Rückbildung. Die beiden Pole des niederdeutschen Charakters, Festigkeit und Freiheit, haben hiebei als Richtpunkte zu dienen. Das deutsche Volk muß seine inneren politischen und nationalen Verhältnisse erweitern, indem es sie theils festigt, theils lockert; denn nur in dem gleichzeitigen Zusammenwirken dieser beiden Thätigkeiten besteht alles Wachsthum; und nur dasjenige Volk lebt, welches wächst.

Deutschland und Preußen.

Zu der politischen und geistigen Entwickelung des künftigen Deutschlands, mag sie verlaufen wie sie will, wird Preußen immer den Rahmen abgeben müssen; und man ist in Folge dessen berechtigt, auch ganz besondere Anforderungen an diesen Staat zu stellen. Nach dem Jahre 1870 ist bei den Deutschen der gewünschte und erwartete geistige Aufschwung nicht eingetreten; es trat vielmehr in dieser Hinsicht ein Verfall ein; und dieser erklärt sich theilweise aus dem belastenden Druck, den eine lediglich nach Außen gerichtete Thätigkeit stets auf das Innere eines Menschen oder Volkes ausüben muß. Das perikleische Zeitalter beginnt erst 50 Jahre nach der Schlacht von Marathon; und so wird auch Deutschland wohl die ihm von Moltke prophezeiten 50 Jahre der Waffenbereitschaft abwarten müssen, ehe es einer neuen Hochblüthe seines Geisteslebens entgegensehen kann; inzwischen gilt es aber doch, den Boden für eine solche frei zu machen. Es ist jetzt die Zeit der Pflugschar; die Ernte kommt später. — Mirabeau ist der genialste aber auch der scharfblickendste Feind, den Deutschland je gehabt hat. Er hat in seinem ausführlichen Werk über den preußischen Staat auf manche prinzipielle Grundschäden dieses sonst so vortrefflichen Organismus, so auf die übertriebene Anwendung des preußischen Reglementir- und Kommandogeistes im bürgerlichen Leben mit besonderer Schärfe hingewiesen; andere in seiner „Geheimgeschichte des Berliner Hofes" niedergelegte Beobachtungen könnten fast im Jahre 1888 geschrieben sein; die jetzigen Politiker, auf wie unterhalb der Ministertribüne, sollten solche Warnungen beherzigen. Die Staaten bestehen aber vergehen auch durch Das, wodurch sie groß geworden sind — wenn sie ihre organischen Eigenthümlichkeiten nicht etwaigen neuen Daseinsbedingungen anpassen. Auf geistigem Gebiet ist in dieser Hinsicht in dem neuen Deutschland erst wenig geschehen; der Kulturkampf hat der Kultur nicht gedient; und mit seinem schließlichen Ausgange ihr vielleicht eher geschadet. Nüchternheit hat den preußischen Staat groß gemacht; sehe man zu, daß sie ihn nicht auch wieder klein mache. Das verurtheilende Wort Mirabeau's „Fäulniß vor der Reife", welches er über das Preußen Friedrich Wilhelms II aussprach und welches bald darauf bei Jena bestätigt wurde, paßt auf das heutige Preußen nicht mehr; aber es paßt auf die heutige preußische und deutsche Bildung. „Jede Zucht und Kunst beginnt zu früh,

wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist" bemerkt ein dem deutschen Volk bisher durchweg unbekannt gebliebener Erzieher desselben, Hölderlin. Es ist der Augenblick gekommen, eine Schwenkung zu machen — auf geistigem Gebiet. Bis jetzt hat Jena die Deutschen sittlich mehr gefördert, als Sedan; vom Unglück lernt, wer überhaupt lernen kann, mehr als vom Glück; möge auch in diesem Fall ein, geistiger und sittlicher, Befreiungskrieg die baldige Besserung bringen. Preußen wird sich für einen solchen am besten vorbereiten, wenn es sich mehr und mehr in deutsche Empfindung und deutschen Geist hineinlebt; wenn es den Korporalstock nicht niederlegt, wohl aber ihn mit dem Lorbeer des Friedens und der Kunst schmückt. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein dürrer Stab ergrünt; die deutsche Sage liebt es, große und bedeutsame innere Wandlungen durch dies Symbol zu veranschaulichen. An den geschichtlichen Vorbedingungen zu solchen fehlt es nicht.

Adel. Der Preuße, in seiner besten Gestalt, ist kühl und kühn; dies ist eine echt niederdeutsche Mischung von Charaktereigenschaften. Der mit zahlreichen Adelselementen „aus dem Reich" durchsetzte preußische Adel zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit; ebenso das Geschlecht der Hohenzollern; sie vereinigen das Hochfliegende des schwäbischen Charakters mit niederdeutscher Nüchternheit. Beide Eigenschaften treten auch gesondert bei ihnen auf: Kurfürst Albrecht Achilles und Prinz Louis Ferdinand repräsentiren die eine, König Friedrich Wilhelm I und Kaiser Wilhelm I die zweite; in den großen Häuptern des Hauses aber, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich II, durchdringen sie sich gegenseitig und leisten so das Höchste, ja fast Unmögliche. Sie verstehen zu rechnen und — zu schlagen. Bäume, auch Stammbäume, welche umgepflanzt worden sind, gedeihen am besten; und Kreuzung der Charaktere ist oft ebenso nützlich wie Kreuzung der Racen. Man scheint bisher nicht bemerkt oder doch nicht beachtet zu haben, daß die Einwanderung der Hohenzollern in die Mark Brandenburg eigentlich eine Rückwanderung war; denn sie sind ein schwäbisches Geschlecht; und der hauptsächliche Ursitz der Schwaben, vor ihrer Auswanderung nach dem Süden Deutschlands, war zwischen Elbe und Oder gelegen. Der Zug des echten deutschen Volkscharakters wie der echten deutschen Bildung ja wie aller echten Bildung überhaupt, aus der Heimath in die Fremde und aus der Fremde wieder zurück in die Heimath, offenbart sich auch in dem Entwickelungsgang seines jetzt ersten politischen und kriegerischen Geschlechts. Der „fahrende" deutsche Krieger existirt nicht nur als Einzelperson; er existirt auch als Geschlecht, als Stamm, als Volk! Es gehört zu den feinen und tiefen Zügen, welche die Geschichte sich gelegentlich vorbehält, daß das neue deutsche Reich von einem Kaiser aus oberdeutschem und einem Kanzler aus niederdeutschem Stamme gegründet wurde; zwei Hälften ergänzen sich so zum Kreise; und der Ring der deutschen Einheit ist geschlossen. Er ist es äußerlich; aber

nicht oder noch nicht in jeder Beziehung innerlich. Das eigentliche Programm der preußischen Könige „es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben" erinnert sehr an den vielberufenen Wahlspruch der transozeanischen Niederdeutschen: excelsior; aber dem Preußen hat gerade sein rastloses Vorwärtsstreben auf politischem Gebiet eine gewisse geistige Magerkeit und Dürftigkeit eingetragen, deren er sich nunmehr entledigen sollte. Das Streitroß braucht andere Eigenschaften als das Rennpferd; und auf geistigem Gebiete sollte der erstere, nicht der letztere Typus, der des Strebers maßgebend sein. Nicht nur zum Luxus, sondern auch zur Kraft des Lebens gehört Dasjenige, was die Franzosen largesse de vivre nennen; sie ist östlich der Elbe noch recht selten zu finden. Dem preußischen Adel könnte es nicht schaden, wenn er sich etwas von dem weiten Weltblick sowie der echten Kunstgesinnung des heutigen englischen und einstigen venetianischen Adels aneignete; seinem kriegerischen Charakter sowie der Knappheit und Schneidigkeit seines Wesens braucht dies keinen Eintrag zu thun; es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß aus dem Junker — dem Jungherrn — ein Edelmann wird. Wie den Künstler eine adelige Gesinnung, so würde den Adel eine im höchsten Sinne künstlerische Gesinnung am meisten ehren. Und der König ist der erste Edelmann seines Landes. Das monarchische Prinzip ist im Grunde ein adeliges Prinzip. Dies gilt ganz besonders von den Hohenzollern; sie sind langsam aus dem Volke herausgewachsen; sie waren ebenso lange Zeit ein einfaches deutsches Adelsgeschlecht, wie sie später ein deutsches und dann **das** deutsche Herrschergeschlecht geworden sind. Sie haben sich von unten heraufgedient; sie sind nach einander Edle Grafen Kurfürsten Könige Kaiser gewesen; sie waren immer ein Theil und sind jetzt noch der Kern des deutschen Adels. Je tiefer und stetiger die Wurzel dieses Geschlechts sich in die deutsche Geschichte herabsenkt, desto länger verspricht es sich an der Spitze derselben zu erhalten. Das Wesentliche der Monarchie wie jedes Adels ist die Erblichkeit d. h. die Kontinuität der lebendigen Blut- und Charakterströmungen, welche sich durch Generationen hinziehen; und in solchem Sinne erscheint der Purpur als das rechte Symbol der Herrschaft. Er bezeichnet nicht das vergossene und todte, sondern das lebendige und wallende und waltende Blut — den festen und stetig herrschenden Willen. Nur er kann die Kunst wahrhaft fördern.

Man kann unter den preußischen Hohenzollern konstruktive und dekorative Regenten unterscheiden; für jene ist Friedrich II, für diese Friedrich I der Haupttypus; destruktive Regenten, wie England in seinem Karl II und Frankreich in seinem Ludwig XV hat Preußen bisher nicht gehabt; oder höchstens in seinem Friedrich Wilhelm II. Jetzt kommt es darauf an, jene beiden Richtungen zu einer einzigen höheren zu verschmelzen; also das im besten Sinne dekorative Element des Staatslebens, die Kunst mit den konstruktiven Elementen desselben, Politik und Krieg möglichst zu ver-

binden; also die tragenden Glieder des Staatsgebäudes, wie es bei den Säulen des griechischen Tempels der Fall ist, zugleich zu seinen schmückenden zu machen. Die Hohenzollern werden dem deutschen Volke erst dann ganz angehören, wenn sie etwas Hohenstaufen geworden sind. Nothwendigkeit und Freiheit lassen sich künstlerisch so gut wie politisch versöhnen; wie denn die Kunst stets am besten da gepflegt wird, wo man sie nicht aus rein ästhetischen, sondern aus Gründen des nationalen Selbst- und Hochgefühls fördert. So geschah es in Griechenland, in Italien, in Holland; so muß es im jetzigen Deutschland geschehen. Rembrandt, der Holländer, ist hier ein Volkserzieher nicht in seiner Eigenschaft als Künstler sondern in derjenigen als Stammestypus; wie nach außen die Welt, spiegelt er nach innen sein Heimathland wider; und das letztere Bild ist von nicht geringerem Werth als das erstere. Auch dies Bild soll der Deutsche auf sich wirken lassen — um sich zu bilden; denn Politik ist der Hebel, welcher die Kunst in Bewegung setzt; und die Politik, welche heutzutage das Gemüth des Deutschen bewegt, kann ihm darum auch die Brücke zu einer neuen Kunstwelt werden. Wie der Mensch in erster Linie ein „politisches Thier" so ist er in zweiter Linie ein Kunstthier; und es ist der Fortschritt des 19. gegen das 18. Jahrhundert, daß man nicht mehr das Umgekehrte annimmt; danach gilt es nunmehr zu urtheilen, zu handeln, zu leben.

Bauernthum. Rembrandt ist vor Allem Niederdeutscher und der Niederdeutsche ist vor Allem Bauer; und Preußen ist, wie jede echte Militärmacht, im Grunde ein Bauernstaat. Es ist eine deutsche Kolonie auf slavischem Boden; staatlich ist diese Kolonisation schon nahezu vollendet; geistig ist sie es noch lange nicht. Preußen wird nur seiner ursprünglichen Mission treu bleiben, wenn es die früher begonnene Arbeit nunmehr auf einem anderen Gebiet fortsetzt. Nach alter Schwabensitte haben die Hohenzollern, schon lange ehe man es wußte oder beachtete, die Sturmfahne des Reichs geführt; sie haben dieselbe auf niederdeutschem Boden aufgepflanzt, zunächst in der Altmark; und schon das ist eine kolonisatorische That, wenn auch noch innerhalb des deutschen Volkes und Bodens selbst. Später rückten sie langsam auf slavisches littauisches u. s. w. Gebiet; sie vertheidigten die Mark und das Mark des Reiches; und wurden so zu Hütern seiner Ehre. Seine schöpferischen Kräfte in Staat und Krieg sowie seine lehrenden Kräfte in Kunst und Wissenschaft bezieht Preußen schon lange aus Deutschland und fast ausschließlich aus dem nordwestlichen oder niederen Deutschland: der alte Dessauer, Ferdinand von Braunschweig, Bernstorf, Scharnhorst, Stein, Hardenberg, Niebuhr, Bülow, Moltke und so viele andere sind nicht auf preußischem Boden gewachsen, sondern dorthin erst importirt worden; wie sie gewirkt haben, weiß die Geschichte. Kant ist von schottischem und Herder, seinem Namen nach zu urtheilen, von holländischem Ursprung; Schopenhauer's in Danzig eingewanderter Großvater war ein Holländer; diese drei Männer gehören

also der direkten überseeischen niederdeutschen Einwanderung in Preußen an. Sie alle sind Kolonialgeister. Sie haben dem Beruf Preußens, als der deutschen Kernkolonie, gedient; sie waren konstruktiv thätig im Krieg wie im Frieden; sie waren verständige und schlagfertige Bauernnaturen im Großen. Colonus heißt Bauer; nur Bauerngeist kann kolonisiren; das zeigte sich im Alterthum wie in der Neuzeit. Die alten Deutschen, inmitten wie im Norden Europa's, waren politisch sozial und sittlich ein reines Bauernvolk. Es giebt solche alte Deutsche noch jetzt — in Südafrika. Als Bismarck mit dem Präsidenten der dortigen Boerenrepublik sich in der beiderseitigen heimischen Mundart, dem Plattdeutsch verständigte, begegneten und erkannten sie sich nicht nur als Geistes- sondern auch als Blutsverwandte; trotz des so verschiedenen Maßstabes der beiderseitigen äußeren Verhältnisse stehen sich diese beiden Zweige eines und desselben Stammes, Boeren und Preußen, politisch verwandt und sittlich ebenbürtig gegenüber. Nur mit Ebenbürtigen kann man dauernde Allianzen schließen; Preußen sollte mit solchem Bauern- und Boerengeist noch inniger vertraut werden; es sollte, wie es könnte, ihm geistig schöpferische Kräfte entlehnen. Sie sind in Rembrandt, als einem lebenden und redenden Symbol, verkörpert. Gegen ihn erhoben die Aesthetiker des vorigen Jahrhunderts den oft wiederholten und nach damaliger Meinung sehr schwerwiegenden Vorwurf, daß er „bäuerisch" sei; sie verurtheilten damit, wie es Theoretikern zu gehen pflegt, das Beste an ihm. Er ist bäuerlich, aber nicht bäuerisch; diese Begriffe darf man nicht verwechseln; so wenig wie kindisch und kindlich. Rembrandt ist ein niederdeutscher und erdbefreundeter Künstler; und eben diese Eigenschaft befähigt ihn, auf geistigem Gebiet als Kolonisator zu wirken; weil er Bauer ist, kann er Erbauer sein. Hierin ist sein Beruf zum Erzieher des deutschen Volkes am tiefsten, weil am volksthümlichsten begründet. Jene frühere Zeit, welche Rembrandt wegen seines Bauernthums verkannte, war dieselbe, in welcher der deutsche Adel vielfach thöricht genug war, auf den deutschen Bauer herabzusehen und ihn bei jeder Gelegenheit zu unterdrücken oder gar zu verfolgen; eine klarer blickende und gereiftere Anschauung läßt jetzt schon zum Theil und hoffentlich später noch mehr den deutschen Adel in dem deutschen Bauern seinen geborenen Verbündeten erblicken. Insofern kann auch die deutsche Politik, diese andere Kunst, von ihrer sinnigeren Schwester lernen; politische sowie im engeren Sinne künstlerische Fehler und Fortschritte gehen mit einander Hand in Hand; denn beide entspringen aus menschlichen Fehlern und Fortschritten.

Es giebt ein Band und zwar ein sehr starkes Band, welches Kunst Monarchie.
und Politik mit einander verbindet: es ist das Element des Persönlichen. Wie ein Schiff so kann auch eine Armee und wie ein Kunstwerk so kann auch eine Ministerkoalition nur von einem Manne geleitet werden; der künstlerische Gehalt des Feldherrn sowie des Staatsmannes, welche beide

im „König" zusammentreffen, beruht auf eben diesem Zusammenhange; sie alle schaffen individuell. Der monarchische Beruf des deutschen Volkes wird schon durch das Wort Volk — folk — selbst ausgedrückt; denn dasselbe bedeutet ursprünglich Gefolge; zu einem Gefolge aber gehört nothwendig ein Führer. In dem konservativsten Theile Deutschlands, in Niederdeutschland, hat sich dieser ursprüngliche Sinn theilweise noch erhalten; „die Völker, zum Essen!" läßt Grabbe nach eigenen westphälischen Erinnerungen seine Thusnelda ihrem Hausgesinde zurufen Fürst bedeutet wörtlich der Vorderste; und zwar unter einer Reihe von Genossen im Kampfe; treffend hat man daher gesagt: die preußischen Offiziere sind die Kameraden des Königs. Der erbliche König ist ein lebendiger Mensch, nicht eine bloße mehr oder minder werthvolle Nummer aus der Masse — wie der erwählte Präsident einer Republik; und wenn jener gar einem großen Herrschergeschlecht angehört, so darf er sich mit Recht rühmen, schon von Geburt nicht nur mehr zu scheinen, sondern auch mehr zu sein als andere Menschen; denn auch nach rein naturwissenschaftlichen Gesetzen summirt sich die Kraft der Vorfahren, soweit nicht spezielle Schwäche oder Entartung eintritt, in den Nachkommen. Sieht man endlich als das beherrschende Weltprinzip und darum die Ursache aller Kraft wie Kraftsummirung: Gott an, so ist damit das Gottesgnadenthum der Könige gegeben. „Die große Kraft kommt von Gott, die kleine vom Teufel' sagte Hebbel; ein rechter König ist also, wie jeder rechte Mensch immer von Gottes Gnaden; und er ist es in desto höherem Grade, je mehr er selbst und sein Geschlecht geleistet hat, je mehr er ein Herrscher im guten Sinne ist. Und am leichtesten kann der König da volksthümlich sein, wo das Volk königlich ist. Der Niederdeutsche insbesondere, Bauer wie er ist, hat in seinem Wesen etwas Königliches; so auch Rembrandt; und es wäre gut, wenn gerade die Deutschen etwas von jenem bäuerlich-königlichen Wesen in sich übergehen ließen. Das Schachspiel, wörtlich Königsspiel, ähnelt dem Weltspiel wie sonst auch darin, daß es diese beiden Typen nahe mit einander verbindet. Der rechte Bauer sitzt wie ein König auf seinem Hof; und der rechte König soll, im besten Sinne, wie ein Bauer unter seinem Hofe leben d. h. als ein erdgeborener Aristokrat, als der Erste unter Vielen, als der patriarchalisch und selbstständig waltende Herrscher der Seinen. Beide gehören untrennbar zusammen; jeder von ihnen hat seinen Hof: der Eine einen immobilen und auf die Erde projizirten, der Andere einen mobilen und aus Menschen konstruirten; beide stellen ein Zentrum dar, mit einem dasselbe umgebenden Kreise.

Bauer und König.

Das alles Organische beherrschende Prinzip der Zelle, mit ihrem Zellenkern, ist hier aufs soziale Gebiet übertragen. Und dieses berührt sich wieder mit kosmischen Verhältnissen; der Bauer, der auf Grundbesitz begründet ist und ein Stück der Erdoberfläche sein eigen nennt, tritt dadurch in ein ganz direktes Verhältniß zum Erdzentrum; und durch dieses wieder

zum Weltzentrum wie zum Herrn der Welt. Er steht Gott und der Natur nahe. Ein Bauer muß fromm sein; ein gottloser Städter läßt sich allenfalls ertragen; aber ein gottloser Bauer ist etwas Abscheuliches. Andererseits haben wieder Sonne und Mond so gut einen Hof um sich, wie jeder Bauer und jeder König den seinigen; im organischen Bau der Welt berührt sich auch das Entfernteste; eben darauf beruht die Harmonie desselben. „Wie der Sternenchor um die Sonne sich stellt" und wie diese ihrerseits sich um ein uns bis jetzt unbekanntes räumliches Weltzentrum, eine Sonne der Sonnen bewegt, so soll sich von rechtswegen das Volk dem Könige und dieser „dem König der Könige" unterordnen. Das aristokratische und individualistische Prinzip der Abstufung durchdringt alles Seiende. Die nackte Gegenüberstellung von Adel und Bürgerthum ist die roheste und primitivste Vorstellung, welche man sich vom Aristokratismus machen kann; Bauern, gesetzte Bürger, Edelleute vertreten insgesammt das aristokratische Prinzip, wenn sie in abgestufter Gliederung als staatsbestimmende Faktoren neben einander stehen. Adel ist Abstufung. Im Grunde zeigt das Leben keine Quantitäts- sondern nur Qualitätsunterschiede; sie reichen vom Ysop an der Wand bis zur Zeder des Libanon, vom Bauer bis zum König, von diesem bis zu Gott; die Welt wird von Einem Geiste regiert! Das politische Leben kann sich mithin nur dann richtig entwickeln, wenn es dem Menschenleben einerseits und dem Weltleben andererseits parallel geht; es weist dem Menschen in der Welt seinen Platz an und steht darum zwischen beiden Mächten in der Mitte; diesen Standpunkt soll und darf es behaupten. Derselbe ist vor Allem ein, im deutschen Sinne, nationaler Standpunkt. Die Neigung des Deutschen zu gliedern und abzutönen, ist im Grunde eine urmusikalische; und seiner sonstigen, im engeren Sinne, musikalischen Begabung sehr verwandt; so berührt sich denn auch hier das scheinbar Innerlichste mit dem scheinbar Aeußerlichsten: die Musik mit der Politik. Eine höhere Weltanschauung kennt weder innen noch außen, sondern nur die Mitte — das Leben.

Bauer und Künstler.

Luther und Moltke haben echte deutsche Bauernköpfe; das geistige Licht, das sie durchstrahlt, schwächt sie nicht, sondern verfeinert sie nur; in diesem Sinne soll auch die Majestät des Königs auf sein Bauernthum wirken. Das ist die rechte majestas populi. Gelangt sie im Geistesleben des Deutschen zur Herrschaft, so wird derselbe auch hier seine innerste Eigenthümlichkeit nicht verleugnen können; er wird auch hier, soweit es irgend berechtigt und möglich ist, individuell subjektiv künstlerisch sein. Im Bauer begegnet sich das irdische mit dem himmlischen, das äußere mit dem inneren Leben des Menschen, der König mit dem Künstler. Der Bauer, als Hausherr, ist ein ökonomischer König im Kleinen; der König, als Landesherr, ist ein ökonomischer Künstler im Großen; der bildende und anschauende Künstler steht in der Mitte zwischen beiden: die unwillkürlichen Empfindungen der Volksseele hat er mit dem Bauern, das selbstherrliche Recht

ihrer Ausgestaltung mit dem Könige gemein. Shakespeare ist ein solcher Künstler: denn er ist ebenso sehr Bauer d. h. Mann des Volkes wie er König in der Dichtung ist; Friedrich der Große ist ein solcher König: denn er ist ebenso sehr — literarischer — Künstler wie Bauer d. h. Oekonom im bedeutendsten und weitesten Sinne des Wortes; Bismarck ist ein solcher Bauer: denn er ist ebenso sehr — politischer — Künstler wie König d. h. selbstherrlicher Charakter. Shakespeare endete als Grundbesitzer; Friedrich II begann als Verskünstler; Bismarck blieb das Erste zeitlebens und versuchte sich gelegentlich auch im Andern. Der König von Gottesgnaden, der Künstler von Geistesgnaden, der Bauer von Volkesgnaden stehen gewissermaßen gleichberechtigt neben einander; und wenn sie zusammenhalten, so sind sie unbesiegbar. „Vielherrschaft ist nicht gut, Einer soll Herr sein" verkündete schon der Sänger der altgriechischen bäuerlichen Könige, dem seinerseits ein stark bäuerlicher Zug innewohnt und der deshalb von dem niederdeutschen Bauern Voß so kongenial übersetzt worden ist. Homer, der große Künstler, war ein Bauernfreund und ein Königsfreund; das ist viel und vielleicht genug, was wir von seinem Leben wissen; er ist darin den Deutschen verwandt. Der Dichter soll mit dem Könige gehen nicht nur, weil beide „auf der Menschheit Höhen" wandeln, sondern auch und noch mehr, weil beide in den Tiefen des Volksthums wurzeln; Beider Beruf reicht, wie in seiner Art der des Bauern, vom Zentrum der Erde bis zur Peripherie des Himmels, vom echten Menschenthum bis zum echten Gottesgnadenthum: und ihren vorherbestimmten bleibenden Stand haben sie dort, wo diese Linie die Peripherie der Erde schneidet: nämlich in dem Stück Erde, aus dem sie und für das sie geboren sind. Künstler Bauer König stehen und fallen mit einander; sie stehen und fallen mit Dem, was der Mensch Heimath nennt; und was ihm das Theuerste auf der Welt ist. Kranke Naturen halten es für eine Eigenthümlichkeit des Ideals, daß es unendlich fern sei; und es ist doch unendlich nah: die Heimath ist das Ideal. In diesem Sinne ist der Deutsche und, wenn man will, der Niederdeutsche eine vorzugsweise ideale Natur. Bauerngeist ist Heimathsgeist.

Rembrandt gehört jenen drei real-idealen Ständen gleichmäßig an; der erdgeborene Aristokratismus des niederdeutschen Charakters hat sich in ihm nach seinen zwei Seiten gespalten; aber der Begriff des Herrschenden, des innerlich Dominirenden, des Königlichen überwiegt. Er ähnelt darin Bismarck. „Der soll König sein, der der Beste ist" singen schon die Knaben bei Horaz; das ist von jeher die Stimme des Volkes gewesen; und sollte einmal „der Beste" nicht von Geburt König sein, so kann der geborene König nichts Klügeres thun, als ihn möchlichst frei walten zu lassen. Die Deutschen kennen ein solches Beispiel. Bismarck, obwohl ein geborener Edelmann, hat doch viel vom Bauer an sich; gerade wie Cromwell, der ein Bauer und dennoch den Stuarts blutsverwandt war; „eine Wruke" — Feldrübe — „ist ihm lieber als eure ganze Politik"

sagte einer seiner besten Kenner, seine Gemahlin, gelegentlich von dem deutschen Reichskanzler. Der Bauer darf sich nie über den König erheben; aber der König darf sich auch trotz seiner äußeren Stellung nie besser dünken als der Bauer, wenn er es nicht wirklich ist; nur so wird das nahe Verhältniß Beider zu einander alle Stürme überdauern. Selbstbewußtsein und Selbstbeschränkung, in ihrer nothwendigen Zusammengehörigkeit, sind wohl nie schöner und deutlicher zum Ausdruck gekommen als in den Worten des Fürsten Bismarck: „Meine Familie ist ebenso alt wie die Hohenzollern und es fiele mir gar nicht ein, ihnen zu dienen, wenn es von Gott nicht so bestimmt wäre.“ Hier bewährt Bismarck seinen echt deutschen und darum echt aristokratischen Charakter; er stellt sich seinem Könige, als ein Adliger dem Adligen gegenüber; aber er ordnet sich ihm zugleich unter gemäß der von Gott d. h. der Natur der Dinge, den gegebenen Verhältnissen, dem erhaltenden Prinzip fest bestimmten Ordnung. Gerade das Verhältniß Bismarck's und Cromwell's zu ihrem jeweiligen König ist überaus belehrend; der preußische König gewann eine Krone, weil er klug und ehrlich, der englische König verlor seinen Kopf, weil er unklug und unehrlich handelte — gegenüber dem echten Vertreter der zeitigen Volksinteressen und Volksgefühle. Auch die staatlich angestellten Vertreter und Hüter geistiger Interessen sollten in einem ähnlichen Fall, wenn ihnen einmal ein nicht gerade staatlich autorisirter „Bester“ entgegentritt, ebenso verfahren; Das ist deutscherseits öfter versäumt worden; möge man es bei der diesmaligen geistigen Wiedergeburt Deutschlands nicht versäumen. Den rechten Mann für eine solche herauszufinden und ihn, wenn es sein muß, gegen eine Welt von Angriffen zu halten, darauf kommt es jetzt an; so machte es Wilhelm I mit Bismarck. Dieser kommende Mann könnte nur eine Art von Bauer sein; der seine Kraft aus dem Erdboden zieht; und in Folge dessen unwiderstehlich ist. In Bezug auf den nothwendig zu erneuernden gesammten inneren Auf- und Ausbau des deutschen Volksthums bezeichnet die territoriale Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht schon einen ersten Sieg des urdeutschen individualistischen Prinzips; auch die Kunst muß jetzt, im besten und tiefsten Sinne des Wortes, territorial werden; der natürliche Zusammenhang des Volkskörpers muß ihm für Krieg wie Frieden gewahrt bleiben. Das ist konservative Politik. Das deutsche Bauernthum gleicht dem tief im Boden wurzelnden Fels; das deutsche Künstlerthum gleicht dem scharf und schön geformten Erz; das deutsche Königthum vereinigt beide Eigenthümlichkeiten in sich: es ist ein rocher de bronze. Rembrandt, der bäuerliche und königliche Künstler, ist in seiner Art ein eherner Fels, ein fester unverrückbarer Punkt, an den sich die deutsche Volksseele zu neuen und schöneren Gestaltungen ihrer selbst ankristallisiren kann.

Rein politisch genommen, ist der echte Niederdeutsche immer konservativ; aber er ist es nicht in jenem engherzigen Sinne, den dies Wort Blutmischung.

zuweilen östlich von der Elbe angenommen hat; er ist konservativ auf einer breiteren volksthümlicheren natürlicheren Basis. Mit den Vortheilen hat Preußen auch die Nachtheile einer deutschen Kolonie auf theilweise fremdem Boden in seiner inneren Geschichte erfahren. Es ist keine Frage, daß in Preußen theils als slavische theils als jüdische und französische Blutbeimischung, ein undeutsches Element vorhanden ist. Ja, der das ganze innerpolitische Leben seiner ostelbischen Provinzen erfüllende Gegensatz zwischen Junkern und Fortschrittlern ist vielleicht noch mehr ein solcher des Bluts als der Ueberzeugung. Die Macht des Blutes erstreckt sich weit; sie überwindet die Jahrhunderte, die Staaten, die Parteien und sogar die Sprache; sie ist stärker als Alles. Der früher oder später eingewanderte preußische Kleinadel von überwiegend deutscher Abstammung steht dem mehr oder minder eingesessenen preußischen Kleinbürgerthum von überwiegend fremder, slavischer oder sonstiger Abstammung feindlich, ja in manchen Punkten unversöhnlich gegenüber; „bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich die Fortschrittspartei bekämpfen“ erklärte Bismarck noch 1887. So spricht nur die Stimme des Bluts. Derselbe Mann hat auch einmal von dem „Nihilismus“ der Fortschrittspartei geredet und man hat darüber gelächelt; aber nicht eben verständigerweise; jene slavische oder orientalische Erbkrankheit ist innerhalb Preußens zwar durch den deutschen Einfluß abgeschwächt und zum Negativismus gemildert worden; aber zu verkennen ist sie im Uebrigen nicht. Die betreffenden beiden preußischen Volksströmungen unterscheiden sich schon rein äußerlich aufs Deutlichste: es läßt sich kaum ein größerer Kontrast denken, als die hohe hagere blonde Gestalt des typischen preußischen Gardeoffiziers und Moltke's — gegenüber der untersetzten beweglichen dunkelhaarigen Erscheinung der Berliner Durchschnittsbevölkerung und so mancher einflußreicher Fortschrittler. Wie sehr das Gefühl für diesen Gegensatz des Bluts einst im deutschen Volke selbst lebendig war, dafür giebt es geschichtliche Beweise: noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Lüneburg, das slavische Bevölkerungsenklaven in seiner Nähe hat, Niemand zum Bürgerrecht zugelassen, der nicht eidlich erhärtete, daß er weder Wende sei noch von solchen abstamme. Die gleiche Forderung galt im 16. Jahrhundert in Lessing's Geburtsstadt, in Kamenz, sowie in anderen deutschen Städten mit slavischer Umgebung. Und läßt sich eine solche Trennung unter jetzigen Verhältnissen auch äußerlich nicht mehr durchführen, so kann doch eine um so entschiedenere Betonung der deutschen Individualität auf sittlichem geistigem politischem Gebiet nur günstig wirken. Eine Ahnenprobe zwar nicht auf rein deutsches Blut, aber doch auf rein deutsche Gesinnung hin angestellt, wäre so übel nicht; die Fortschrittspartei dürfte sie, bezüglich der letzten 30 Jahre, nur schlecht bestehen; sie hat zuviel fremdes politisches Blut in sich. Sie hat sich häufig mehr, als Recht ist, vom Haß der Bedrückten leiten lassen, während ihre Gegner allerdings auch etwas vom Uebermuth der Bedrücker zeigten; in Kolonien mit ursprünglich fremdbewohntem Boden

ist beides nur natürlich; Oel und Essig mischen sich wohl, aber verbinden sich nicht. Der rein deutsch Gesinnte wird in einem solchen Kampfe meistens auf Seiten seiner Blutsverwandten, der sogenannten Junker stehen; first my country sagt der Engländer; aber andererseits ist doch auch jenen preußischen Verwandten etwas mehr von spezifisch deutscher Gesinnung zu wünschen, als sie oft zeigen. Bismarck besitzt eine solche; er ist, wie er selbst öfters betont hat, von linkselbischer Abstammung; diese scheidet ihn, ethnographisch und politisch, von Junkern wie von Fortschrittlern. Noch jetzt findet man zwischen Stendal und Tangermünde im niederen Volke einen Schlag von kernfesten Männern, mit blitzenden blauen Augen und halb kühnem halb bedächtigem Gesichtsausdruck; der alte Sachsengeist lebt in ihnen; und als eine adelige Uebersetzung derselben muß Bismarck gelten. „Preußen muß germanisirt werden" hat er mit Recht und vom deutschen Standpunkt aus verlangt; und damit zugleich deutlich ausgesprochen, daß dies Ziel bis jetzt noch nicht erreicht ist. Die altpreußischen Konservativen stehen im politischen Leben ein wenig auf dem nüchternen und beschränkten Standpunkt, welchen Nicolai im geistigen Leben vertritt; wie die Berliner Bildung wieder zu deutscher Bildung werden, so sollte sich auch auf politischem Gebiet eine gleiche Wandlung vollziehen. Die früheren Preußisch-Konservativen haben sich bereits mit der Zeit in Deutsch-Konservative verwandelt; sie sollten sich jetzt in Niederdeutsch-Konservative verwandeln — wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach.

Venetianische Politik.

Es giebt ein geschichtliches Beispiel, welches hier den rechten Weg zeigt; wie das heutige Preußen war das einstige Venedig, der politisch am weitesten entwickelte Staat des Mittelalters, eine im Wesentlichen germanisch-slavische Schöpfung. Es liegt da, wo italianisirter deutscher Menschenschlag, aus der Lombardei, sich mit italianisirtem slavischem Menschenschlag, aus Dalmatien, verbindet; sein geistiges wie staatliches Leben hat sich demgemäß gestaltet; und geschichtliche Dokumente, nicht nur papierener Art, bestätigen diese Thatsache. Es braucht in dieser Hinsicht nur an die altbekannten und altberühmten Namen der Gradenigo Mocenigo Zobenigo u. s. w. erinnert zu werden, welche italienische Uebersetzungen der entsprechenden und in ihrer etymologischen Bildung nicht minder bekannten südslavischen Namen auf —ic sind; ebenso ist unter den liegenden marmornen Gestalten der ältesten Dogengrabmäler in der venetianischen Westminsterabtei, der Kirche von S. Giovanni e Paolo, das schmale und hakenförmige Profil des albanisch-dalmatischen Volksstammes häufig vertreten. Dasselbe unterscheidet sich aufs Bestimmteste von dem breitstirnigen rein germanischen Typus, mit gedrungenem Profil und schlichtem Haarwuchs, wie er in so vielen von Tizian und Tintoretto gemalten Porträts venetianischer Staatswürdenträger erhalten ist; und es scheint, daß in früherer Zeit der slavische, in späterer der deutsche Gesichtstypus überwiegt; bis zum heutigen Tage aber noch hat Venedig seinen Fondaco dei

Tedeschi, sein Waarenhaus der Deutschen so gut wie seine Riva dei Schiavoni, seinen Quai der Dalmatiner. Oestliche und westliche, ethnographische und geographische Strömungen begegnen sich hier. Insbesondere ist die Einwanderung vieler Sachsen in das nordöstliche Italien, während und kurz nach der Völkerwanderung, ausdrücklich historisch beglaubigt; sie blieben selbst in Verbindung mit dem Mutterlande; und ihr physisches wie geistiges Fortleben läßt sich gerade in Venedig mit am deutlichsten verfolgen. Die doppelte Blutströmung im venetianischen Volkscharakter verleiht ihm seinen eigenthümlichen Zug von Elastizität — und von politischer Befähigung. Er bietet jene Mischung von „Fuchs und Löwe", welche Machiavell vom rechten Staatsmann verlangt. So wie England theilweise heute für die innere, war Venedig einst für die äußere Politik Europa's die Hochschule; die seinerzeitigen venetianischen Gesandtschaftsberichte stellen selbst Bismarck'sche diplomatische Schriftstücke in den Schatten; eiserne Entschlossenheit und goldene Bedachtsamkeit paaren sich in dieser Menschengattung.

Die einstige venetianische Politik stellt, ganz wie die jetzige preußische, eine Mischung von niederdeutscher Zähigkeit mit slavischer Gewandtheit dar; aber immerhin blieb das deutsche Element in Venedig doch das vorherrschende; und so sollte es auch in Preußen sein. Es kann gerade hierdurch jenen vornehmen Zug gewinnen, der ihm bis jetzt noch fehlt. Der venetianische Senator, in seinem lang nachschleppenden Gewand von Purpursammt, ist die einzige Erscheinung im politischen Leben der Neuzeit, welche sich innerlich wie äußerlich an Hoheit mit derjenigen eines altrömischen Senators messen kann; der englische Lord kommt dagegen erst in zweiter Linie. Keine Regierung der Welt hat es verstanden, mit soviel künstlerischem Pomp und Aplomb aufzutreten, wie die venetianische. Ein gewisser poetisch-politischer Zug des Volkslebens, der sich anderswo nicht findet, macht sich hier bemerkbar; daß solche Sitten, wie die Vermählung des Dogen mit dem Meere, dort überhaupt entstehen konnten, beweist, wie fein und lebendig das Gefühl für das gesellschaftliche Gesammtdasein bei diesen Menschen entwickelt war. Etwas rosiges Fleisch auf den mageren Knochen des politischen Lebens thut dem Auge wohl; es ist nicht schön und nicht einmal gut, wenn der Staatskörper nur Skelett bleibt; wie in jeder Kunst, so genügt auch in der Staatskunst nicht die nackte Konstruktion; es bedarf dazu noch der Dekoration; in Venedig wußte man danach zu verfahren. Gerade diese Seite seines Wesens hat ihm so manche Herzen gewonnen; die deutsche Politik sollte sich etwas von solcher Gesinnung aneignen; stellt die Sozialreform panem in Aussicht, so darf man auch der circenses nicht vergessen. Die Natur der Volksmassen, und daher auch die Aufgabe der Staatsmänner bleibt stets dieselbe. Venedig war vornehm genug, diese Aufgabe vom künstlerischen Standpunkt aus aufzufassen. Es verleugnet auch hierin nicht den überwiegend nieder-

deutschen Ursprung seiner Bevölkerung und seines Charakters; Preußen, das unter einer ähnlichen politischen Konstellation geboren ist, scheint dadurch gewissermaßen zum Nachfolger jenes fürstlichen Staatswesens berufen. Es soll sein Deutschthum und seinen Aristokratismns nach innen wie nach außen bereichern; ein „goldenes Buch“ kann unter Umständen mehr als das papierene Buch einer Verfassung bedeuten. Denn jenes rechnet mit individuellen, dieses mit doktrinären Größen.

Offiziere und Unteroffiziere.

Das deutsche Element in Preußen muß möglichst gestärkt, das undeutsche möglichst geschwächt werden; und man braucht zu diesem Zwecke nur an die bestehenden und durch die Geschichte selbst entwickelten Verhältnisse anzuknüpfen. Es giebt einen Gegensatz zwischen Preußenthum und Berlinerthum: im Allgemeinen ist jenes mehr nüchtern, dieses mehr aufgeblasen; jenes enthält mehr den gesunden und unzerstörbaren Kern, dieses mehr die zerbrechliche und ziemlich dürftige Schale des preußischen Wesens. Die Thatsache, daß die jetzige Fortschrittspartei in Berlin ihre Hochburg besitzt, beleuchtet diesen Gegensatz aufs schärfste. Schon mehrfach hat man darauf aufmerksam gemacht, daß es für die deutsche innerpolitische Entwickelung nicht günstig sei, wenn in den Parlamenten allzu viel Berliner sitzen; trotz gelegentlich affichirter Königstreue vertreten sie nicht die echten Gefühle des deutschen Volkes; sie sind trivial und negativ. „Auch Berlin macht ein bedeutendes Geschäft in Brillanten, leider sind es nur imitirte“ bemerkte einmal in seinem geschäftlichen Theil das Berliner Tageblatt. Eine vornehme politische Gesinnung wird man überall eher finden, als in den speziell Berliner Kreisen. Berlin ist die Stadt der Drehorgeln und häufig genug auch der Drehorgelpolitik; das deutsche Volkslied enthält aber bessere Musik, als ein Metallzylinder; und in dem deutschen Herzen schlummern andere Melodien als „freisinnige“. An das Preußenthum nicht an das Berlinerthum hat eine etwaige Besserung und ein eventueller Fortschritt des preußischen Staates anzuschließen. Der Offiziersgeist in Preußen ist mehr altpreußisch, der Unteroffiziersgeist in Preußen mehr berlinisch; jener rekrutirt sich, wie seine Träger, aus den Provinzen und vom Lande; dieser findet seine lauteste Vertretung da, wo seine geistigen und politischen Führer zu Hause sind, in den Städten und in der Hauptstadt. Man muß demnach politisch wie geistig die Provinzen gegen die Hauptstadt aufbieten, ausspielen, marschiren lassen; dann wird Das eintreten, was die Aerzte in Bezug auf den menschlichen Körper Entlastung des Zentrums nennen: also ein wirksamer Ausgleich der inneren Kräfte, zum Behufe der Gesundheit und der höheren Leistungsfähigkeit des Gesammtindividuums. Die politischen Wahlen Berlins während des letzten Jahrzehnts haben hierin schon eine Aenderung erkennen lassen; und es ist zu hoffen, daß sie noch zunehme. Tellheim bedeutet mehr als Just und der Prinz von Homburg mehr als der Eckensteher Nante; was aber mehr ist, das muß auch mehr gelten; dann werden höhere Interessen nicht

zu kurz kommen. Je mehr das eigentliche Altpreußenthum gegenüber dem Berlinerthum, desto mehr wird auch der Offiziersgeist gegenüber jenem subalternen Geist in Preußen zur Geltung kommen, über den schon Freiherr von Stein klagte; und desto günstiger werden sich die politischen sittlichen geistigen Interessen Preußens wie Deutschlands entwickeln. Der preußische Lieutenant, welcher zwischen Ober- und Unteroffizieren in der Mitte steht, ist gewiß ein guter Typus; aber um unser politisches oder gar geistiges Leben zu beherrschen, dazu reicht er nicht aus; er steht, nach äußerem Rang wie innerer Einsicht, doch durchschnittlich auf einem subalternen Standpunkt. Es würde ihm nicht schaden, ohne Einbuße seiner bisherigen Eigenschaften, vom deutschen Bürger etwas zu lernen; man hat ihm seit 1870 gerne den Lorbeer aufgesetzt; aber der Lorbeer hat bekanntlich auch eine betäubende Eigenschaft. Das darf Niemand vergessen. Sicherlich ist der moralische Gewinn, welcher durch Militarisirung der heutigen gebildeten deutschen Jugend entsteht, weit größer als der Verlust, welcher dabei durch eine theilweise Richtung derselben aufs Aeußerliche und Eitle sich ergiebt; aber immerhin gilt es, dieses Verlustkonto möglichst zu vermindern. Wie der Künstler so ist auch der Offizier, trotz des hohen Standplatzes beider, immer einem noch höheren Faktor untergeordnet: dem Menschen; und in diesem besonderen Fall dem deutschen Menschen. In je näherer Verbindung eine Kolonie, bei aller sonstigen Freiheit der Entwickelung, mit ihrem Mutterlande steht, desto besser ist es für beide; Nordamerika hat den etwas zu rasch zerschnittenen Zusammenhang mit England, besonders in seinem geistigen Leben, schmerzlich entbehrt; auch Preußen sollte einen möglichst nahen inneren Anschluß an sein Mutterland oder vielmehr an seinen Mutterstamm, den niederdeutschen, anstreben. Pietät und Interesse rathen dazu gleichmäßig. Zwischen den obigen beiden extremen Lebens- und Parteirichtungen hält das niederdeutsche Bauernthum in seiner niederen und höheren, staatlichen wie menschlichen Vertretung — die gesunde Mitte. Moltke's äußere Erscheinung, die mit derjenigen altvenetianischer Dogen eine bemerkenswerthe und wie sich aus dem Obigen ergiebt, nicht zufällige Aehnlichkeit besitzt, sollte für den preußischen und deutschen Politiker von heute innerlich typisch werden.

Linkselbische Politik.

Eine wahrhaft konservative Partei ist nur diejenige, welche die Hauptzüge des Volkscharakters, in diesem Falle des deutschen Volkscharakters konserviren will und kann; den preußischen Altkonservativen hat diese Fähigkeit gelegentlich versagt; als versprengten Kolonisten unter einer im Uebrigen mannigfach gemischten Volksmasse ist ihnen in etwas der Kontakt mit dem innersten Fühlen der deutschen Volksseele verloren gegangen. Dieser ist eher bei denjenigen politischen Parteien zu finden, welche sich vorwiegend aus dem „Reiche“ rekrutiren: soweit, wie beim Zentrum, anderweitige Einflüsse diesen Kontakt nicht etwa wiederum aufheben oder schwächen Windthorst hat jedenfalls einen stark niederdeutschen Zug in sich und ihn

öfters sachlich geltend gemacht. Auch wenn man den italienischen sogenannten Regionalismus nicht in die deutsche Politik einführen will, scheint es doch empfehlenswerth zu sein, die kompakte Masse der rein deutschen Bevölkerung Deutschlands, welche zwischen Elbe und Rhein liegt, für seine innere Politik vorzugsweise als ausschlaggebend zu betrachten. Der Schwerpunkt der deutschen inneren Politik muß dahin zu liegen kommen, wo der Schwerpunkt des deutschen Volkscharakters liegt; und dieser liegt unzweifelhaft zwischen Rhein und Elbe; „zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, da wachsen unsre Reben." Der geographische Parallelismus jener beiden Flüsse ist auch auf die Gestaltung der inneren deutschen Parteiverhältnisse nicht ohne Einfluß geblieben. Nach Namen Wohnsitz politischem Charakter und persönlichem Temperament vertritt Bennigsen das linkselbische wie Miquel das rechtsrheinische Flußgebiet; in dem ersteren tritt mehr die passive Seite: die Zähigkeit, in dem letzteren mehr die aktive Seite: die Thätigkeit, des nordwestdeutschen Charakters hervor; und das bessere deutsche Bürgerthum sah lange in ihnen die Träger seiner politischen Interessen wie Anschauungen. Freilich muß es der deutschen Zukunft vorbehalten bleiben, die politische Richtung dieser beiden Männer zu verdichten und entschiedener als bisher auszugestalten; denn sie hat sich nicht stets und überall ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt; auch sie muß individueller persönlicher deutscher werden.

Die Erdgeister behaupten immer und überall ihr Recht; in der Politik nicht weniger wie im Geistesleben; in beiderlei Hinsicht bildet die Elbe die entscheidende Grenze oder, wenn man will, den Rubikon für das Deutschthum. So war es schon vor Jahrhunderten; das alte deutsche Bauernrecht erlischt an diesem geographischen Scheidestrich; „östlich der Elbe giebt es keine Weisthümer" bemerkt Jakob Grimm. Sie scheidet den kühlen von dem warmen Politiker, den Preußen von dem Deutschen; den kühlen von dem warmen Dichter, Lessing von Goethe; den kühlen von dem warmen Geschichtschreiber, Ranke von Schlosser; ja noch heute den kühlen von dem warmen Maler, Menzel von Böcklin. In Berlin selbst stehen sich beide Geistesrichtungen nahe genug gegenüber: Rauch ist ebenso weit westlich wie A. von Werner östlich der Elbe geboren; dort ist der Enthusiasmus, hier der Rationalismus zu Hause. Indeß ist weder die kalte noch die warme Kulturströmung für eine Konsolidirung des deutschen Geistes zu entbehren; sie sollen gemeinsam oder, wenn das nicht sein kann, wenigstens abwechselnd die Führung desselben haben. Die heutige Thätigkeit Menzel's hat mit der einstigen Thätigkeit Lessing's die kühle und luftreinigende Wirkung gemein; beide führen den gleichen preußischen norddeutschen scharfen Stift. Und auch anderswo noch wiederholen sich heutzutage, sogar lokal die entsprechenden Bestrebungen unserer klassischen Literaturperiode. Je ein Schweizer und ein Sachse, Böcklin und Uhde, bedeuten in diesem Jahrhundert genau Dasselbe für die bildende Kunst, was die denselben Stämmen angehörigen Geßner und Klopstock im vorigen Jahrhundert für die dichtende

Kunst bedeuteten: weniger eine Rückkehr zu, als ein Suchen nach Natur und Innerlichkeit. Aber daß solche Frühlingsvögel sich zeigen, kündet eben den Beginn einer neuen Zeit und wärmerer Geistesströmungen an; sie entstehen, wenn der politische Schwerpunkt sich irgendwo verschiebt; und es scheint daß er sich jetzt wieder langsam von rechts der Elbe nach links der Elbe ziehen will. Das würde nur naturgemäß sein. In der Fremde friert das Herz und zuweilen auch der Geist; behaglich fühlen sich beide nur in der Heimath. Staatsgefühl haben die Preußen immer gehabt, aber das süße Heimathsgefühl hat ihnen zuweilen gefehlt; Heimathsgefühl haben die Deutschen immer gehabt, aber das große Staatsgefühl hat ihnen lange gefehlt; im neuen Preußen und im neuen deutschen Reiche sollen sich beide Geistesrichtungen durchdringen. Die politische Heimath Preußens aber ist Niederdeutschland; und es ist vielleicht kein Zufall, daß Bismarck gerade in demjenigen Theil des letzteren geboren wurde, der direkt das ostelbische Preußen begrenzt, also an der geistigen Wasserscheide. Hier hat der deutsche Geist den preußischen Geist befruchtet. Befruchtung aber ist nur ein verstärktes Wachsthum; und Wachsthum nur ein verstärktes Konserviren; auf letztere Thätigkeit also kommt es an. Niederdeutscher Konservativismus ist urdeutscher Konservativismus; und er wird, wohl angewandt, nicht wenig dazu beitragen den deutschen Geist und das deutsche Reich selbst zu konserviren. Man sollte glauben, daß Mystik nicht ins Gebiet der Politik gehöre; aber Volkscharakter geographische Lage geschichtliche Erlebnisse sind „gegebene Größen" von mystischer Natur; und eben dadurch erst daß man mit ihnen „rechnet", werden sie zu politischen Größen. Religion Philosophie bildende Kunst Politik sind weder Sache der Mystik noch der Skepsis; sie sind einfach die Sache beider. Nur wer zu lösen vermag, vermag auch zu binden. Skepsis ist hell, Mystik ist dunkel; ihr Zusammenwirken ist helldunkel; und helldunkel ist der Sinn des Volks des Bauern des Niederdeutschen.

Bäuerliche Bildung.

Eine „Verbauerung" Preußens ist also in mehr als einem Sinne wünschenswerth. Besonders aber ist sie zu wünschen gegenüber den fluktuirenden und destruktiven Tendenzen der großstädtischen Bevölkerungsmassen; Börsentreiberei und Fabrikarbeit lassen für höhere geistige Interessen wenig Zeit übrig; um so mehr sollte man sie anderswo und anderweitig suchen. Wenn der zusammenfügende bäuerliche Charakter sich mit der zersetzenden modernen Bildung verbindet, so könnte sich möglicherweise eine Neubildung, ein gewisses vergeistigtes Bauernthum herausstellen, welches allen Ansprüchen an ein feineres nationales Leben genügt. Gebildete Gutsbesitzer sind immer noch die besten Typen des heutigen deutschen Lebens; Goethe, der sie so oft und so mannigfach in seinen Romanen auftreten läßt, hat dies anscheinend vorausgesehen; in ihnen verbindet sich das Alte, welches von jeher dem grundbesitzenden Stande eigen war, mit dem Neuen welches ausnahmslos die Großstädte beherrscht. Auch der Fabrikant und

der Kaufmann, wenn sie zu einigem Besitz gelangt sind, gehen gern in jenem Stand auf; eine wahre Heimath hat der Mensch erst, wenn er Grundbesitz und insbesondere Landbesitz hat; und dieser gemeinsame Zug zum heimischen Grund und Boden ist es, welcher die bäuerliche Bevölkerung Deutschlands mit dem Adel und diesen wieder mit dem höheren Bürgerthum verbindet: sie alle zieht es zur Mutter Erde. Sie sollten darum in der inneren deutschen Politik den Ton angeben. Eine derartige Verschiebung und Vertiefung des Preußenthums nach der deutschen wie niederdeutschen Seite hin würde den unentbehrlichen soliden Unterbau für eine Weiterentwickelung der allgemeinen geistigen Zustände Deutschlands bilden; denn je breiter die Basis ist, auf welche eine solche Entwickelung gestellt wird, desto besser ist es für dieselbe; und eine breitere Basis, als die Erde selbst, kann nicht gedacht werden. Was mit ihr geistig verbunden ist, vermag Niemand umzustoßen. Der Blick auf sie wird in Zweifelsfällen den richtigen Weg weisen; das Angeborene ist und bleibt die höchste Norm für den Menschen; aus ihm kommen die Rechte und Pflichten des Einzelnen wie der Völker. „Bleib Dir nur selbst getreu" mahnt der welterfahrene und fälschlicherweise oft als Possenfigur aufgefaßte Polonius seinen Sohn.

Die echte Kunst bedarf einer stetigen und ruhigen Pflege; diese kann ihr aber nur da zu Theil werden, wo sich stetige und ruhige soziale Verhältnisse finden; also wo Grundbesitz vorwiegt; der kaufmännische Spekulant, welcher heute Bettler und morgen Millionär ist oder auch umgekehrt, wird dem Künstler nie nützen können. Nordamerika beweist es. Es wird erst eine eigene Kunst haben, wenn erblicher und grundbesitzender Reichthum dort heimisch geworden ist; der selfmademan hat allzuviel Unruhe in sich und ist daher der Kunst nur wenig geneigt; sammelt er einmal Bilder, so verkaufen seine Erben sie bald. Aehnlich ist es in Paris, der Stadt des ewig Neuen. Auch dort fehlt es dem Künstler durchweg an der äußeren und inneren Ruhe, welche die erste Vorbedingung für eine erfreuliche Thätigkeit ist; gemessene und wirklich monumental wirkende Kunstwerke sind von Franzosen selten geschaffen worden; die gallische Unruhe verhindert sie daran; oder die letztere schlägt, als Gegenwirkung, in die heutzutage dort noch vorkommende akademische Steifheit und Glätte um. Durch keine dieser beiden Richtungen sollte der Deutsche sich beeinflussen lassen. Das stetige Wesen des Letzteren ist dem sprunghaften Wesen des Franzosen grundsätzlich entgegengesetzt; jenes leuchtet und dieses schillert; jenes schafft den Stil und dieses die Mode. Jenes führt zur echten Vornehmheit, wie sie einst in Venedig blühte und noch heute in England zu finden ist; dieses führt zur falschen Vornehmheit, zum Salonton, der leider aus Frankreich vielfach auch nach Deutschland eingeführt wurde. Durch eine „Verbauerung" der deutschen Bildung könnte solchen üblen Einflüssen begegnet werden; möchte der niederdeutsche Charakter, welcher innere Tiefe mit äußerer Schlichtheit verbindet, recht bald sich im gesammten deutschen

Leben bemerkbar machen. Der Rauch, der aus der Scholle aufsteigt, ist die Seele des Landes; zu dieser Seele muß die deutsche Bildung zurückkehren. Die im jetzigen Deutschland so mannigfach grassirende Bauernmalerei und Bauerndichtung entspringt dem dunklen, aber nur zu häufig in manierirter Weise sich äußernden Gefühl: daß die Nation sich von jener gesunden Grundlage ihres geistigen Daseins entfernt habe und zu ihr wieder zurückkehren müsse. Man schwärmt gegenwärtig für die Bewohner des Schwarzwalds, wie man im vorigen Jahrhundert für die von Otaheiti schwärmte; möge man auch jetzt, wie damals, schließlich den Weg von der Unnatur zur Natur zurückfinden. Rousseau suchte die Natur, Goethe fand sie; Vautier malt das deutsche Bauernthum, im Sinne der Gebildeten von heute; vielleicht erlebt man es noch einmal, im Sinne der Gebildeten von künftig.

Man hat so lange gefragt, was das deutsche Vaterland ist, bis die Geschichte darauf eine Antwort gab; man sollte nun einmal fragen, was und wo der deutsche Geist ist, um zu sehen, ob es nicht auch darauf eine Antwort giebt? Narren und Kinder sagen die Wahrheit; vielleicht weiß sie in diesem Fall der Bauer zu offenbaren, der ein Stück von beiden ist; und ein Stück vom deutschen Helden dazu. Diese drei Eigenschaften, oft seltsam gemischt, machen auch den Künstler; sicherlich würde der deutsche Bauer sich zu Rembrandt hingezogen fühlen, wenn er ihn kennte; wie sicherlich Rembrandt für Den, der ihn kennt, auf den deutschen Bauern verweist. Das Oben und das Unten in der Welt kreuzt sich zuweilen an Punkten, wo man diese Begegnung nicht sucht. Gerade jene drei Eigenschaften sind es, welche in den zahlreichen Selbstporträts Rembrandt's am deutlichsten hervortreten; bald überwiegt die eine, bald die andere; immer aber ist es der lebendige kraftvolle urwüchsige Mensch — der künstlerische Bauer — welcher uns aus ihnen ansieht. In seinem schönsten, dem Dresdner Selbstbildniß, wo er sich gemeinsam mit seiner Frau dargestellt hat, vereinigen sich diese so verschiedenen und doch zusammengehörigen Töne zum herrlichsten Dreiklang. Es zeigt Wein Weib Gesang; es zeigt das Kind den Narren den Helden; es zeigt den Bauer den Künstler den König. Es zeigt Rembrandt.

Plattdeutsches.

Das Plattdeutsche ist eine ausgemachte Bauernsprache. Der weiche verschmolzene „butterige" und dabei doch kräftige Charakter der Rembrandtschen Malerei stimmt durchaus mit ihr überein. Rembrandt malte plattdeutsch — wie er holländisch d. h. ein etwas breiteres und selbstbewußteres Plattdeutsch sprach. Man kann ihn einen Dialektmaler nennen. Es ließe sich wohl auch eine Plastik denken, welche in diesem Geiste gehalten wäre; dieselbe würde freilich Winkelmann'schen Schönheitstheorien sehr wenig entsprechen; sie würde jenen Bildhauern, welche noch heute auf „schöne Linien" halten, einen ähnlichen Eindruck machen, wie ihn Shakespeare auf Voltaire machte: nämlich den eines „betrunkenen Wilden". Aber Dem, der

sie wagen wollte und könnte, würde sie sich gut lohnen; daß sie gerade in Holland entstehen muß, ist nicht gesagt; daß sie nur in Niederdeutschland entstehen kann, ist sicher. Es könnte sein, daß der niederdeutsche Bauer im inneren Leben Deutschlands noch eine wichtige Rolle spielen wird; er hat lange genug geschwiegen; möglicherweise beginnt er nun zu reden, sogar im eigentlichen Sinne des Worts. Man hat sich neuerdings des Plattdeutschen vorwiegend in humoristischer Absicht als Schriftsprache bedient; indeß ist eine solche Verwendung nicht erschöpfend; der traditionelle Eulenspiegel erschließt nur eine Seite, nicht den gesammten Inhalt des niederdeutschen Menschen. Es sollte eine ernsthafte plattdeutsche Prosa geben. Welch eine erhabene und großartige Wirkung noch jetzt dem niederdeutschen Dialekt zur Verfügung steht, weiß Derjenige, welcher den Bundeseid kennt, den die Boeren vor ihrem Kampfe mit den Engländern 1880 schwuren; ein so ingrimmiger Ernst und eine so hochgetragene Ausdrucksweise findet sich kaum in einer Shakespeare'schen Tragödie. Es ist eine echte Heldensprache. Bismarck und Moltke könnten sich, wenn sie wollten, in ihrer gemeinsamen Muttersprache: auf plattdeutsch mit einander unterhalten; und diese Sprachbrüderschaft beider Männer ist kein zufälliges Symptom; wie aus der Mutterlauge der Kristall, so schlägt sich aus der Muttersprache der Geist nieder — und wirkt weiter. Wer plattdeutsch fühlt, der wird auch plattdeutsch schreiben können. Aber freilich müßte dies kein beliebiger Schullehrer, sondern ein plattdeutscher Chaucer oder Hebel sein; er könnte diesen reichen Sprachschatz heben; und vielleicht findet ein solcher sich mit der Zeit. Man hat in den letzten Jahren bereits angefangen, in Nordamerika wieder plattdeutsch zu predigen; der im Werk begriffene Neudruck einer plattdeutschen Bibel, wie es deren früher so viele gab, geht diesen Bestrebungen fördernd zur Seite; eine gelegentlich schon versuchte plattdeutsche Uebersetzung des Homer würde, wenn von einem Meister der Uebersetzungskunst ausgeführt, den treuherzigen klaren und kräftigen Naturton des Originals unzweifelhaft gut und vielleicht besser noch als das Hochdeutsche wiedergeben; denn das ältere deutsche ist dem alten griechischen Idiom seelisch verwandt; Grundsäulen der Bildung, wie Homer und die Bibel, sollten sich ihm nicht verschließen. Aristophanes Don Quixote Lafontaine, Gellert Holberg Simplicissimus Chaucer: kurz alle jene Schriften, in denen eine starke Ader von Natürlichkeit schlägt, würden sich zur Uebersetzung in's Plattdeutsche eignen. Das älteste Literaturwerk der deutschen Sprache war eine Uebersetzung, die der Bibel durch Ulfilas; die ungarische und südslavische Literatur hat sich erst in diesem Jahrhundert aus Uebersetzungen und — einheimischen Volksliedern entwickelt; weshalb sollte der speziell niederdeutschen Literatur ein ähnlicher Weg versagt sein? „Eulenspiegel soll ein sehr schöner Mann gewesen sein“ heißt es in einem alten Volksbericht; er lebt jetzt nur noch als Possenfigur; sollte auch seine Sprache, soweit sie literarisch gehandhabt wird, sich nicht wieder zu einem schönen

Ernst erheben können? Klaus Groth's Versuche nach dieser Richtung hin blieben bisher vereinzelt; auch nähern sie sich oft zu sehr dem Sentimentalen; und das ist nicht niederdeutsch. Die Fülle und Biegsamkeit des plattdeutschen Dialekts befähigen ihn jedenfalls zu einer großen Entwickelung; es sind einmal plattdeutsche Opern in Hamburg aufgeführt worden; warum sollte es nicht wieder so kommen? Der italienische Vulgärdialekt wurde vor Dante ebenso verachtet und für unliterarisch gehalten, wie jetzt der niederdeutsche; die göttliche Komödie machte ihn für die Weltliteratur hoffähig. „Er schrieb nicht wie er sollte" urtheilten damalige gelehrte Zeitgenossen über Dante; die Nachwelt hat anders geurtheilt; Volk und Gelehrte messen recht oft mit verschiedenem Maß. Noch im vorigen Jahrhundert hat ein Dichter von erstem Range das gleiche Beispiel gegeben, wie Dante: nämlich Robert Burns. Luther und Lessing, Shakespeare und Molière, Dante und Cervantes wirkten dadurch, daß sie zur Natürlichkeit und zu volksthümlicher Gesinnung zurückkehrten; nur auf solcher Folie kann sich ein neuer und großer Zug der Literatur entfalten. „Zu Hamburg erst habe ich den Reichthum der deutschen Sprache kennen gelernt" bezeugt Lessing; dieser Reichthum geht zweifellos auf die nahen Beziehungen der dortigen Sprechweise zum Plattdeutschen zurück.

Es könnte nicht schaden, wenn mit dem niederdeutschen Geist auch etwas niederdeutsche Sprache in den Schatz der heutigen deutschen Bildung überginge; was einst einem Lessing anstand, darf auch wohl irgend ein heutiger Dichter und Denker nicht verschmähen. Die gegenwärtige deutsche Prosa, über deren Charakterlosigkeit so vielfach geklagt wird, könnte dabei nur gewinnen. Sie würde nicht, wie es in den sogenannten Gebirgsromanen geschieht, mit dem Dialekt zu kokettiren haben, indem sie ihn des Gegensatzes halber in eine ganz andere Sprache brockenweise einschiebt; sondern sie würde einzelne Worte und Wendungen desselben, in weiser Auswahl, in ihren eigenen lebendigen Zusammenhang hinübernehmen müssen. Andere Dialekte ließen sich ebenso verwerthen; eine derartige Bereicherung aus dem Volksgeiste heraus würde der deutschen Sprache mehr nützen als ihre Fixirung durch eine Akademie nach französischem Muster, also eine Verarmung derselben, welche man von gelehrter Seite vorgeschlagen hat. Die deutsche Sprache muß deutsch gepflegt werden; möglichste Pflege der Stammesdialekte als solche und möglichst nahe Verbindung derselben mit dem Hauptstamm der Schriftsprache ist hiefür das einzig richtige Programm; dasselbe hat sich den jeweilig bestehenden geschichtlichen Verhältnissen anzuschmiegen. Schiefheiten und Unwahrheiten der Bildung lassen sich in einem urwüchsigen Idiom weit weniger verbergen als in einem abgeschliffenen; überhaupt ist jenes bescheidener herzlicher lieblicher, als dieses; und insofern würde eine theilweise Rückkehr zu dialektischem Sprachgeist auch ihre sittliche Wirkung haben. Wie Luther's befreiende That der oberdeutschen, so vermöchte und verdiente wohl Bismarck's

einigende That der niederdeutschen Sprechweise in Deutschland ein Vorrecht zu vindiziren. Lessing nimmt zwischen Beiden eine Mittel- und Uebergangsstellung ein; der Hamburger Dramaturg war ein akklimatisirter und Bismarck ist ein geborener Niederdeutscher; es ist nicht die einzige Aehnlichkeit, welche diese zwei Bahnbrecher, im Reich des Geistes und der Politik, unter einander verbindet. Sie sind, trotz ihres äußerlich kriegerischen und kampffrohen Auftretens, friedliche Eroberer in weitester Ausdehnung gewesen; und sie zeigen sich darin als echte Kolonisatoren; die niederdeutsche Kolonisation reicht also geistig und politisch über das gesammte Deutschland, wie sie ökonomisch und materiell schon seit langem von der Wolga bis zur Bai von Alaska reicht. In der nordwestdeutschen Tiefebene liegt das Zentrum dieser großartigen Bestrebungen; von hier aus verbreitet sich niederdeutsche Gesinnung und Gesittung, in einem Halbkreise ausstrahlend, über die gemäßigte Zone unserer Erde; der Bezirk ihrer Thätigkeit gleicht einem ausgebreiteten Fächer oder, wenn man will, dem kunstvollen Gewebe einer Spinne. Der engste konzentrische Ring desselben zieht sich von der russischen bis zur holländischen Grenze Deutschlands; und er ist in mancher Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Die „Getreuen von Jever" halten ganz besonders zum Reichskanzler; es giebt vielleicht ein geheimes tieferes Band, welches die Bewohner der deutschen und außerdeutschen Nordseeküste mit dem Träger der deutschen Nationalitätsidee verbindet; das Zentrum eines Kreises steht zu seiner Peripherie stets in engerer Beziehung, als zu dem dazwischen liegenden Raume. Die deutsche Politik wird immer theilweise eine Seepolitik sein müssen; die niederdeutsche Politik, die einstige Hansapolitik ist dieser Nothwendigkeit gefolgt; und das Volk selbst hat sie seinerzeit empfunden. Man hat gesagt: daß Hamburg und Lübeck die beiden Augen Niederdeutschlands seien; im weiteren Sinne können Amsterdam und Venedig dafür gelten; und im weitesten Sinne London und New-York. Immer aber ist es ein Augenpaar, das sich vom Lande auf die See richtet; und zwar nicht nur in merkantiler und politischer Beziehung; ebenso sehr und vielleicht noch mehr in geistiger Beziehung.

Holland und Preußen.

Rembrandt ist nicht nur Niederdeutscher im Allgemeinen, sondern auch Holländer im Besonderen; er ist Holländer in jedem Pinselstrich seiner Arbeiten; ja zuweilen ist er es bis zum Exzeß. Seine wirkliche, wie geistige Heimath liegt zwischen Land und See. Hier wo das Weltmeer die deutsche Erde küßt, haben beide einen Bund für die Ewigkeit geschlossen. Holland ist durchweg ein Bauernland; ein Erd- oder Schlammgeruch durchzieht sein ganzes Volksleben wie einst so jetzt; es ist bezeichnend, daß die Hauptstadt des Landes, der Haag, noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ein Dorf war. Was Franz Hals malte, ist höheres Bauernthum und ebendasselbe giebt Rembrandt, nur in noch sublimirterer Form — mit einem weiteren Schuß Bauerngeist, nämlich Mystik durchsetzt.

Leyden, seine Heimathstadt, ist auch diejenige Knipperdolling's. Und technisch genommen, zeigt Rembrandt's Malerei den gleichen Charakter; es ist eine holländische Schlammmalerei; aber im edelsten Sinne. Die Holländer sind Bauern von besonderem Schlage; sie sind Seebauern, wie es einst die Griechen waren; somit stehen sie den festländischen Niederdeutschen verwandt und zugleich fremd gegenüber. Dies Verhältniß hat in einer besonders nahen Beziehung des holländischen Stammes zum preußischen Staate seinen historischen Ausdruck gefunden. Ist diese Verwandtschaft auch in neuerer Zeit mehr zurückgetreten, so ist sie doch eine so starke und so fest mit den innersten Daseinsbedingungen des preußischen Staates verknüpfte, daß sie nie aufhören und jederzeit wieder stärker nach außen sich bethätigen kann. Das eigentliche Königreich Preußen, die frühere Ordensprovinz, ist zum guten Theil von Holländern besiedelt worden, deren Nachkommen noch jetzt dort leben; in dem nationalsten Schauspiel des nationalsten holländischen Dichters, Vondel's Gysbrecht van Amstel, erklärt der Held zum Schlusse des Stücks „ich geh' in's fette Preußenland"; eine Aeußerung, die zu dem „hungrigen Preußenthum", von dem man früher in einigen Gegenden Deutschlands sprach, in erfreulichem Gegensatz steht. Die nahen Familienverbindungen der Hohenzollern mit den Oraniern, in älterer wie neuerer Zeit, weisen nach der gleichen Richtung hin; die höchste Ehrenzier des preußischen Staats, der schwarze Adlerorden, wird am Orangeband d. h. in den Farben Oraniens getragen. Die Gemahlin des großen Kurfürsten, die Stammmutter des jetzigen preußischen Königshauses, war eine Oranierin und die preußischen Könige führen noch heute den Titel „Prinz von Oranien"; der große Kurfürst selbst war zum Theil in den Niederlanden erzogen und persönlich wie politisch den Holländern äußerst geneigt; er bewies es wiederholt durch entscheidende Kriegsthaten; Berlin wurde von ihm auf holländische Art befestigt. „London" hieß die vorletzte und „Amsterdam" die letzte Tagesparole, welche er unmittelbar vor seinem Tode an seine Haustruppen ausgab; wichtige Verhandlungen mit den nordwestlichen Mächten lenkten seine Aufmerksamkeit damals vorzugsweise nach jener Richtung hin; aber man könnte in diesen zwei Worten auch noch eine andere Art von „Testament des großen Kurfürsten" erblicken: eine Mahnung zum dauernden Anschluß an die stammverwandten niederdeutschen Staaten. Diese Vorliebe für das Holländerthum vererbte sich auf seinen Enkel Friedrich Wilhelm I. Man sieht dieselbe zwar meistens nur als eine Marotte des Letzteren an; aber es lag ihr ein tiefer politischer Instinkt zu Grunde: das Gefühl innerlichster Verwandtschaft zwischen Preußen und Holland. Potsdam, die Lieblingsstadt dieses Königs und die preußischeste aller preußischen Städte, war überwiegend in holländischem Stile erbaut. Der Name dieser Stadt selbst ist nach Analogie von Eidam Schiedam Amsterdam u. s. w. wahrscheinlich holländischen und nicht, wie man gelegentlich vermuthet hat, slavischen Ursprungs. Die Mark Brandenburg

wurde, nach ausdrücklichem Bericht des Chronisten Helmold, durch Albrecht den Bären mit „zahlreichen Holländern Seeländern und Flandern" besiedelt. Jedenfalls ist Potsdam, seinem inneren Charakter nach, eine halb holländische Stadt. Wie in Amsterdam so gab es auch in Berlin bis vor Kurzem noch „Grachten"; das gleichfalls ursprünglich holländische Kanalwesen, dem sich Preußen neuerdings wieder zuwendet, verspricht ihm handelspolitisch eine große Zukunft; an die überwiegend holländische Physiognomie der älteren Theile aller großen norddeutschen Städte wie Danzig Hamburg, ja theilweise selbst Magdeburg und Dresden braucht nur erinnert zu werden. Ganz Norddeutschland ist von einem den Niederlanden entweder direkt entstammenden oder doch nahe verwandten Geiste erfüllt; und naturgemäß hat sich derselbe in dem spezifisch norddeutschen Staat, Preußen, am stärksten geltend gemacht.

Wollte man an den Hohenzollern ausschließlich einen gemeinsamen Familienzug hervorheben, so ist es der, daß sie kühle Köpfe sind; auch darin gleichen sie den Holländern. Das Wort „Staat" selbst ist den Deutschen über Holland zugekommen; waterstaat heißt dort noch jetzt das so überaus wichtige Korps der Wasseringenieure. Bismarck gehörte ursprünglich einem solchen deutschen Korps an; er war Deichhauptmann, also in einem echt holländischen und niederdeutschen Beruf thätig, ehe er zur eigentlichen Staatskunst überging. Die persönlich diplomatischen Beziehungen seines später immerhin noch möglichen Nachfolgers, des Grafen Herbert Bismarck, reichen vorzugsweise nach Holland und England; sie wurden sicherlich nicht ohne Veranlassung des Vaters angeknüpft und weisen darauf hin, daß trotz vorübergehender anderweitiger Konstellation das heutige Preußen durchweg jenen „Zug nach dem Westen" beibehalten hat, den dasselbe schon unter dem großen Kurfürsten kundgab. Dieser Staat folgt damit nur dem Zug vom Zentrum nach der Peripherie seiner Lebensfunktionen! Der konservative Charakter des niederdeutschen Volksthums äußert sich auch darin, daß gerade innerhalb der genannten Stämme sich öfters als anderswo die politische Befähigung und oft auch Führerschaft vom Vater auf den Sohn vererbt hat: die beiden Artevelde, die beiden ersten Oranien, die beiden Pitt, die beiden Bernstorff, die beiden Bismarck beweisen es. Es würde also kein Sprung ins Ungewisse und überhaupt keinerlei Sprung sein, wenn Preußen sich auch innerlich wieder mehr dem Holländerthum zuwenden würde; es würde damit nur seine ältesten und besten Traditionen wieder aufnehmen; wie es einen Theil derselben schon durch die neubegonnene Kolonialpolitik wieder aufgenommen hat. Gerade zu einer erweiterten Funktion und Bedeutung dieser Unternehmungen hinüber könnte ein mehr als bisher holländisch fühlendes und handelndes Preußen ein vortreffliches Bindeglied werden. Noch jetzt giebt es, ganz wörtlich, ein Preußisch-Holland; vielleicht wird es dasselbe noch einmal in weiterem und tieferem Sinne geben. Der preußische Staat befindet

sich gewissermaßen noch im Junggesellenstand; er sollte sich zur Ehe mit dem Holländerthum, seiner einstigen Jugendgeliebten, entschließen; eine solche Ehe würde dauernde und schöne Früchte tragen. Orangeblüthen sind Brautschmuck; der altbewährte Spruch „Oranje boven" würde bei einer — politischen — Vermählung Deutschlands mit der See den passendsten Brautschmuck bilden.

Freiheitssinn der Holländer.

Dem gesunden Konservativismus des Niederdeutschen entspricht der gesunde Liberalismus des Holländers. Derselbe hat jahrhundertelang und mit siegreichem Erfolg die politische wie die religiöse Freiheit Europas vertheidigt; es ist bekannt, welch außerordentlich hohe aber nicht zu hohe Schätzung so durchaus verschiedene Geschichtschreiber wie Schiller Macaulay Ranke Motley dem Befreiungskampf der Niederlande beigelegt haben. Thatsächlich haben die Holländer bisher in Staat Kunst und Handel mehr geleistet als irgend ein anderer besonderer deutscher Stamm; und eben darum, weil sie den Begriff der Freiheit in richtiger Weise verstanden: als eine Aufrechterhaltung der gesonderten Volksthümlichkeit, der volksthümlichen Persönlichkeit, der persönlichen Ueberzeugung. Es ist jene echt deutsche Art von Liberalismus, wie sie unter anderen Verhältnissen auch Uhland Lornsen Dahlmann vertraten: der Kampf ums alte Recht! Ein aristokratischer Zug fehlt dieser Gesinnung nicht; die von Dahlmann verfochtene Streitsache der holsteinischen Ritterschaft war es, welche zur schleswig-holsteinischen Frage und damit zur Einigung Deutschlands den ersten Anstoß gab; Aristokratismus und Liberalismus, in der rechten Form, heben gegenseitig ihre Fehler auf. Die holsteinischen und die athenischen „Ritter", auf welche letztere einst Aristophanes seine Mitbürger verwies, vertraten dasselbe Prinzip: das gute alte eingeborene Wesen des Volkes. Auch damals gab es einen Eugen Richter, er hieß Kleon. Echte und falsche Volksthümlichkeit stehen sich gegenüber, wie die höhere und die gemeine Natur des Menschen; auch der heutige Deutsche sieht sich zwischen diese beiden Gegensätze gestellt: individuelle und nicht doktrinäre, nationale und nicht Parteipolitik hat er zu treiben. In dieser Hinsicht kann das einstmalige Holland, das Holland Rembrandt's dem künftigen Deutschland als nützlicher Wegweiser dienen. Es zeigt den Punkt an, wo und wie sich je nach den Umständen der Konservativismus in Liberalismus oder auch dieser in jenen verwandeln kann und soll; es lehrt den Politiker von heute, diese beiden Gewichte in der Wagschale des Staates zweckmäßig zu handhaben; es führt zur wahren Freiheit — in der Politik und anderswo. Das Schwanken zwischen politischen Extremen, welches Preußen im Innern so lange beherrscht hat, würde so vermieden oder doch vermindert. Man hat oft nach England als Musterstaat geblickt; aber Holland liegt den Deutschen, innerlich wie äußerlich, noch näher. Man sollte sich diese beiden großen Reservoirs politischer Freiheit gleichmäßig zu Nutze machen. In den französischen Menschenrechten ist die Doktrin, in den englischen Staats-

rechten die Tradition, in den holländischen Volksrechten die geschichtliche That der ausschlaggebende Faktor; und wenn der oben erwähnte Satz Lagarde's richtig ist — wie er es ohne Zweifel ist — daß eine Sache desto vollkommener wird, je individueller sie sich gestaltet: so muß auch unter jenen drei Stufen politischer Entwickelung die letztgenannte, die holländische, als die beste gelten. Sie ist zugleich die geschichtlich früheste derselben: von Holland aus wurde 1688 England, zum Theil mit Hülfe von Brandenburgern, befreit und von England aus bezogen die geistigen Urheber der französischen Revolution von 1789, Voltaire Diderot Rousseau, ihre politischen Ideen. Statt an die einfach oder doppelt abgeleitete wird man also besser thun, sich an die ursprüngliche Quelle aller heutigen politischen Freiheit zu halten; an Holland selbst. Der landläufige Fehler, deutsche Waare nach Paris zu importiren und sie von dort als französische Waare wiederzubeziehen, ist von den Deutschen auch in Bezug auf politische Grundlehren und Grundrechte gemacht worden; er sollte jetzt vermieden werden.

Das merkwürdige und auch anderweitig zu beobachtende Gesetz, daß der Strom der Kultur dem Laufe der großen Flüsse parallel, aber in umgekehrter Richtung sich bewegt, bewährt sich wieder einmal. Der Rhein führt sein Gold stromabwärts und seine Kultur stromaufwärts. Die speziell modernen unter den bildenden Künsten, Musik und Malerei, erwachten nach der langen Ruhezeit des Mittelalters zuerst in den Niederlanden wieder zu einem freieren und reicheren Leben; und von dort hat auch die speziell moderne unter den handelnden Künsten, die heutige europäische innere Politik, ihren ersten Ausgang genommen. Diese hat sich nachträglich den Norden, wie die Oelmalerei den Süden Europa's erobert. Den so gegebenen Spuren hat man zu folgen. Holland liegt außerhalb des heutigen politischen Deutschlands; aber eben darum ist es der archimedische Punkt, von dem aus letzteres geistig in Bewegung gesetzt werden kann. Der deutsche Politiker soll mit derselben Frische Feinheit und Selbstständigkeit, mit demselben tiefen Gefühl für angeborene Eigenart seinem hohen Beruf nachgehen, wie es seinerzeit der holländische Künstler gethan hat. Das ist die Bedeutung Rembrandt's für die deutsche Politik von heute. Der lebendige und selbstverantwortliche Mensch ist es, welcher allein in beiden Fällen zur echten und höchsten Leistung gelangt.

Der Verbauerung Preußens muß demnach eine Verholländerung Preußens entsprechen und sich anschließen. Wie sie materiell und von oben herab, durch die Herrscher, schon einmal stattgefunden hat; so sollte sie jetzt geistig und von unten herauf, durch das Volk, wiederholt werden. Die großen geschichtlichen Strömungen bleiben sich räumlich wie zeitlich stets gleich; die staatsordnende und volksbildende Thätigkeit, welche einst der aufgeklärte Despotismus ausübte, fällt jetzt dem abgeklärten Liberalismus zu; er ist vorzugsweise ein holländisches Erzeugniß. Je mehr er sich an die von Holland, im inneren wie äußeren Staatsleben, stets be-

wiesene gesunde Mäßigung hält, desto besser wird es sein. Rembrandt, der freie Staatsbürger, ist daher für die Deutschen nicht minder wichtig als Rembrandt, der freie Künstler. Ob sein und Hollands Einfluß auf die deutsche Politik sich noch einmal darin zeigen wird, daß auch äußerlich ein näherer Anschluß des stammverwandten Landes an das deutsche Reich erfolgt, bleibt der Zukunft überlassen; bis dahin kann es nicht schaden, wenn man in Deutschland wenigstens das Wesen der Holländer, wie sie einst waren und wie sie jetzt sind, richtig zu verstehen sich bemüht. Man ist deutscherseits oft geneigt, sie humoristisch zu beurtheilen; aber sicherlich mit Unrecht; ernste Leute wollen ernst genommen sein. Sprache und Wesen der Holländer sind so wenig humoristisch, wie gewisse Bilder von Rembrandt z. B. der Raub des Ganymed es sind; sie in dieser Weise beurtheilen, heißt ihren Charakter völlig verkennen. Es sind beiderseits volle breite zwanglose, aber dabei auch warme und geistvolle Naturlaute; daß dergleichen auf den modernen Menschen anscheinend komisch wirkt, zeigt wie weit er selbst sich von Einfachheit und Natur entfernt hat. Aehnlich verhält es sich mit Shakespeare's Troilus und Cressida; es ist kein burleskes Stück; sondern schildert eine griechische Begebenheit einfach im nordischen Volkston. Dichter wie Maler haben hier fremde Stoffe nationalisirt. Jene obigen Vorurtheile würden schwinden, wenn die Deutschen physisch wie geistig mehr zu „Hollandgängern“ werden wollten; das Wort „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ gilt auch für dessen unteren Lauf. Deutschland könnte der Annexionsfurcht der Holländer am besten dadurch ein Ende machen, daß es sich von ihnen annektiren ließe. Wer die See hat, hat die Welt; und die Niederdeutschen haben die See; der Zug auch der übrigen heutigen Deutschen zur See zeigt sich schon in der großen Vorliebe, welche sie für ihre Marine hegen. Je mehr maritime Elemente Deutschland in sich aufnimmt, desto vortheilhafter ist es für dasselbe. In die Trockenheit des deutschen Lebens sollte man daher etwas niederländische Feuchtigkeit einführen; man denkt jetzt daran, Seefische auf billigere und raschere Weise als bisher ins innere Deutschland zu schaffen oder Berlin gar zu einem Seehafen zu machen; aber ein Import von politischer geistiger künstlerischer Seeluft dorthin würde noch nützlicher sein. „Die Lüftung der Nation kommt mir zu deren Aufklärung unumgänglich nöthig vor“ sagte schon Lichtenberg; wie eine geistige Oekonomie, giebt es auch eine geistige Hygiene; man darf weder diese noch jene vernachlässigen.

Freiheit der Deutschen.

Das Bedeutendste, was Preußen bisher auf geistigem Gebiet hervorgebracht hat, heißt: Kant; aber der kategorische Imperativ ist nicht das Ziel, sondern die Voraussetzung aller Sittlichkeit; das Ziel der letzteren heißt: Freiheit. Diejenigen Leute, welche einen sittlichen Fortschritt über Kant hinaus für unmöglich erklären, verfallen in einen ähnlichen Fehler, wie jene modernen Maler, denen Naturtreue als die höchste aller Kunst-

forderungen erscheint; was die Voraussetzung ihrer Thätigkeit sein sollte, machen sie zum Ziel derselben; sie verwechseln den Anfang der Kunst mit deren Ende. In der Kunst wie in der Sittlichkeit soll das höhere das niedere Prinzip nicht aufheben, sondern einschließen. Dieser Unterschied ist ein außerordentlich wichtiger; und von seiner richtigen Erkenntniß hängt vielleicht die Zukunft, jedenfalls aber die Freiheit Deutschlands ab. Die Geschichte entwickelt sich in Proportionen und Progressionen. Preußen verhält sich zu Deutschland wie Friedrich Wilhelm I zu Friedrich II und wie dieser wiederum zu Bismarck; Deutschland darf endgültig auch nicht bei dem letztgenannten Staatsmanne stehen bleiben; es wird weiter fortzuschreiten haben. Bismarck's staatsgründende und volkseinigende Thätigkeit mußte nothwendig in dem konservativ angelegten Bauernthum ihren Schwerpunkt suchen; der innere Ausbau und die fernere Gliederung des deutschen Reiches wird diesen Standpunkt beizubehalten haben; aber sie wird ihn mit einem weiteren Ringe der Entwickelung, mit dem liberal angelegten Holländerthum, umschließen müssen. Wie Preußen als freiheitlich-religiöse Vormacht der Erbe Kursachsens geworden ist, so sollte es als freiheitlich-politische Vormacht der Erbe Hollands sein. Persönlichkeit, die sich selbst zum Gesetz wird, ist Freiheit; sie ist künstlerisch in Rembrandt und politisch in den Niederländern verkörpert; sie sollte künstlerisch-politisch in dem Deutschen sich verkörpern. So begegnen sich geistige und künstlerische, staatliche wie sittliche Forderungen; daß dieselben sich alle in diesem einen Punkte begegnen, ist ein weiterer Beweis für ihre Berechtigung; denn wo sich viele Wahrheiten treffen, da liegt die Wahrheit. Wer sein köstlichstes Gut, die geistige Freiheit hinweggegeben hat, Dem wird Nichts recht glücken, er mag versuchen was er will; darum halte man es fest oder strebe doch danach. Holländische Freiheit ist dem heutigen preußischen „Freisinn" gerade entgegengesetzt. Nicht in pomphaften Tiraden sondern in männlichem Handeln äußert sich die Freiheit eines Volkes; nicht „Freiheit wie in Oesterreich" sondern „Freiheit wie in den Niederlanden" muß heute die Losung sein. Deutschland ist mehr als Preußen und Oesterreich. Möge jeder Deutsche bedenken, was die Anführerin ditmarsischer Frauen vor einer der Befreiungsschlachten ihrer Landsleute einst denselben zurief: „welk grote Herlichkeit und edel Kleinot de leve Friheid is!"

Zuerst auf religiösem, dann auf politischem Gebiet haben sich die Niederlande als Vorkämpfer eines freien selbstständigen deutschen Geistes bewährt. Auch jetzt noch gilt es einen Befreiungskampf zu führen, der dem alten niederländischen an Wichtigkeit nicht nachsteht; er richtet sich wieder, wie einst, gegen eine tyrannische Weltmacht: die falsche Bildung. Mit ihrer politischen verloren die Griechen einst auch ihre geistige Freiheit und gelangten dadurch zu dem Verfall ihrer Bildung, zum Alexandrinismus; mit der politischen wird den Deutschen hoffentlich auch ihre geistige Politik und Bildung.

Freiheit wiederkommen und werden sie sich aus dem Verfall ihrer Bildung, dem modernen Alexandrinismus erretten. Wie der niederdeutsche Bauerncharakter den soliden Unterbau, so kann der holländische Seemannscharakter den luftigen und durchsichtigen Oberbau für die kommende deutsche Bildung abgeben — gleich jenen offenen, schön figurirten Thürmen von holländischem Ursprung, welche sich so vielfach über die schlicht gefügten Backsteinkirchen des nördlichen Deutschlands erheben. Sie sind eigentlich für die Thätigkeit von Glockenspielen berechnet und bilden so eine Art von musikalischer Architektur. Der musikalische Charakter der Deutschen schimmert überall durch; er spielt gelegentlich in die Baukunst wie in die Politik hinüber; man spricht nicht nur zufällig von einem europäischen Konzert. Die Meinung der alten Spartaner, daß musikalische Bildung das innere Staatsleben beeinflusse, war eine tief begründete; sowohl nach der günstigen wie nach der ungünstigen Seite hin; in den endlosen politischen Tagesstreitigkeiten des heutigen Deutschlands meint man das Geklimper der 20000 Pianos zu vernehmen, welche es jährlich fabrizirt. Dem gegenüber muß die deutsche Bildung wieder eine echt musikalische und musische werden; dann würde sie auch wieder eine edle und freie genannt werden können. Der zierliche und einfache Thurm der Michaeliskirche zu Hamburg ist ein nationaleres Kunstwerk, als jene schon erwähnten Pseudokirchen auf dem Berliner Gensdarmenmarkt: halte man sich daher auch geistig lieber an jene als an diese. Das alte und halb holländische Berlin war schlichter, aber auch echter als das heutige; es würde wohl daran thun, bei seiner erweiterten und vertieften Weltstellung jener früheren Verhältnisse nicht zu vergessen. Es sollte zwar nicht wieder holländisch bauen; aber es sollte wieder etwas altpreußisch und damit holländisch gesinnt werden; dann würde es auch ganz deutsch gesinnt sein. Gewisse Theile eines Volkes sind nicht nur vorübergehend, sondern dauernd zur Erziehung des Ganzen berufen; so wurde der attisch-ionische Stamm, durch Homer und die Männer des perikleischen Zeitalters, zum Erzieher des gesammten Griechenlands; so sollte auch Holland der Erzieher des gesammten Deutschlands werden. Die See befreit von der Sklaverei wie von der Barbarei. Mit der politischen und geistigen Freiheit kommt den Völkern auch immer der Purpurschein echter Vornehmheit; jene wie diese, die innere wie äußere Hoheit des Lebens ist vorzugsweise den Seevölkern beschieden: Griechen Venetianer Engländer Niederländer beweisen es. Mögen es auch die Deutschen beweisen.

Symmetrie und Rhythmus.

Architektonik und Seele, Symmetrie und Rhythmus sind diejenigen beiden Eigenschaften, welche vor Allem dem griechischen Kunstwerke eignen; welche auch dem modernen Kunstwerke eignen sollen; und welche endlich dem modernsten aller Kunstwerke, dem heutigen Staat, eignen sollten. Jede Statue hat ihr Stand- und Spielbein. Die schon erwähnte doppelartige Charakterrichtung der Hohenzollern, auf das Große und auf das Kleine, auf das Enthusiastische und auf das Nüchterne entspricht einer solchen

Forderung; vermittelst derselben sind sie dahin gelangt, wo sie sich jetzt befinden. Die Politik, als Kunst, spaltet sich nach zwei Seiten. Was Shakespeare als die höchste Aufgabe jedes Künstlers bezeichnet hat: der Besonnenheit und der Leidenschaft zugleich Rechnung zu tragen, ist auch die Aufgabe eines jeden Politikers, gerade weil und insofern er Künstler ist. Er kämpft mit doppelter Front; zugleich nach der festen und nach der freien, nach der konservativen wie nach der liberalen Seite. Er balancirt. Wenn sich zentripetale und zentrifugale Kräfte gleichmäßig bethätigen, wird der Staats- wie der Weltkörper am sichersten seine Bahn wandeln. Rembrandt, in seiner Eigenschaft als Holländer und die Holländer, in ihrer Eigenschaft als Seebauern, verkörpern noch mehr als andere Niederdeutsche die erdentsprungene wie erdumfassende Doppeleigenschaft dieses Stammes: zu beharren und fortzuschreiten. In Preußen und auch im neuen Deutschland hat bisher die erstere Richtung immer den Ton angegeben; es scheint angemessen, nun auch einmal die andere Seite des Volkscharakters politisch wirken zu lassen. Evolution, nicht Revolution ist der Beruf der Deutschen. Ein Ding entwickeln, heißt es auf eine breitere Basis stellen, welche aus ihm selbst herausgewachsen ist; in diesem Sinne soll sich Preußen entwickeln; und zwar jetzt nicht nach außen, sondern nach innen hin. Ueber Weichsel und Oder müssen auch Weser und Rhein zu Worte kommen. Das Aufrechterhalten der eigenen Persönlichkeit ist der Grundzug des holländischen, des niederdeutschen, des deutschen Geistes; je maintiendrai lautet der Wahlspruch Oraniens. Aufrecht ist die Haltung des preußischen Soldaten, aufrecht ist die Gesinnung des preußischen Bürgers, aufrecht sollte auch der Muth jedes Deutschen sein. Das Stramme Stracke Gerade, wie es sich in der äußeren Haltung eines jeden preußischen Kriegers ausspricht, ist von jeher der Grundzug der preußischen Politik nach innen wie nach außen gewesen; sie ist ihr wie Deutschland zum Segen geworden; „die Geradheit hat Gott selbst an's Herz genommen" bekundet Goethe. Geradheit des Geistes und der Gesinnung ist ein ausgeprägt deutscher Zug; in ihr spricht sich der deutsche Beruf Preußens aus; diese Charaktereigenschaft gilt es nun in einer besonderen Art weiter zu bilden. Eine stählerne Feder, in gestrecktem Zustande, ist stark; aber in gebogenem Zustande ist sie noch stärker. Zu dem Elemente des Geraden — der Symmetrie — welches bis jetzt in Preußen herrschte, muß nunmehr das Element des Schrägen — des Rhythmus — hinzutreten, welches jeglichem organischen Leben erst die Vollendung giebt. „En beeten scheef, het Gott lev" sagt, jenen Goethe'schen Spruch ergänzend und einschränkend, ein ebenso weises wie liebenswürdiges niederdeutsches Sprichwort; es kann und darf jetzt auch für Preußen gelten, nachdem es ganz Niederdeutschland in sich aufgenommen hat; Graecia capta saevum cepit victorem.

Wie Deutschland zwischen Preußen und Holland liegt; so liegt für den Deutschen in dem preußischen Charakter eine Forderung, welche in

dem holländischen Charakter ihre Erfüllung findet. Lessing hat einmal bedauert, daß Tanz und Gestikulation, überhaupt das körperlich rhythmische Element, die Musik des Körpers bei den Deutschen so wenig entwickelt sei; aber die letzteren haben dies Bedauern nicht fruktifizirt; sie sind noch gerade so unrhythmisch oder auch gelegentlich überrhythmisch wie früher. Es fehlt ihrem geistigen wie körperlichen Dasein an ruhigem musikalischem Fluß; die Schule des Heeresdienstes reicht nicht aus, denselben zu erzielen; es muß eine Verstärkung dieser bildenden Tendenz von anderer Seite her eintreten. Die Härte des preußischen muß durch die Weichheit des niederländischen Wesens gemildert werden; wie jenes gelegentlich steif, so ist dieses gelegentlich formlos; zwischen beiden in der Mitte liegt oder sollte liegen: das elastische Wesen des Deutschen. Der Name wie die Persönlichkeit Rembrandt's deuten, richtig verstanden, auf eine solche Entwickelung hin: er, der ganz Rhythmus ist, kann dem preußischen Staat, der ganz Symmetrie ist, als ein Gegenbild und Gegengewicht dienen; er kann den innerlich etwas allzustarren Organismus lockern, nicht um ihn zu schwächen, sondern um ihn zu stärken. Aus der harten und symmetrischen Knospe entwickelt sich die weiche und rhythmische Blume.

Niederdeutsche Politik.

Rembrandt ist als Person genommen der freieste und als Vertreter seines Volksthums genommen der gebundenste aller Künstler; in diesem Wechselspiel der beiden höchsten Fähigkeiten, welche ein Künstler wie ein Politiker haben können, bewährt er sich als der Ausdruck Desjenigen, was der Deutsche überhaupt und im Besonderen in der Politik sein soll. Der Niederdeutsche erscheint vermöge seines geistig sittlich und zum großen Theil auch staatlich durch und durch konservativen Charakters ganz vorzugsweise zur Vertretung und Entwickelung und Vertiefung des liberalen Prinzips berufen. Konservativ angelegte Völker sollten liberal regiert werden und liberal angelegte Völker sollten konservativ regiert werden. Die Bewohner von Attika und von Latium waren Bauern; diese in rein festländischer Art, jene schon vom befruchtenden und vergeistigenden Hauche der See berührt; der Niederdeutsche und mit ihm der Neudeutsche, welch letzterer in einiger Beziehung dem Römer in anderer dem Griechen verwandt erscheint, soll gleichfalls jene beiden Arten von Bauernthum in sich vereinigen: er soll zugleich Märker und Holländer sein, wie es der große Kurfürst und sein Enkel waren. Aus Bauern sollten die Deutschen mehr und mehr zu Seebauern werden. Der Niederdeutsche ist konservativ, insofern er Bauer und liberal, insofern er Kolonisator ist; Holland selbst ist eine dem Meere abgewonnene Kolonie; dieses Land, England, das ostelbische Preußen, Nordamerika sind nach einander von dem zähen und kraftvollen Stamme besiedelt worden. Je früher sie besiedelt wurden, desto eher sind sie, nachdem sie durch das Kolonisiren liberal geworden, wieder zu ihrem ursprünglich konservativen Charakter zurückgekehrt; und konnten sich dann eben darum wieder den Luxus einer liberalen Gesinnung

wie Staateneinrichtung erlauben. Nordamerika, die jüngste dieser Kolonien, ist noch am wenigsten konsolidirt; und daher in seinem Volkscharakter am wenigsten konservativ; und in seiner Gesinnung am wenigsten liberal. Die rohe Masse gilt dort Alles, die Individualität Nichts; es ist scheinliberal. Preußen, die zweitjüngste in der Reihe, beginnt sich zu konsolidiren; und je konservativer es sich im Charakter seiner Bewohner entwickelt, desto echtliberaler darf es gesinnt sein und regiert werden. Das große Gesetz des Ausgleichs entgegengesetzter Kräfte, welches die gesammte Welt beherrscht, muß auch hier gelten. Eine innere und womöglich äußere Anlehnung an die älteren Schwesterkolonien, Holland und England, wird hier heilsam wirken; sie wird Härten der Entwickelung mildern; sie wird dem preußischen Staate, in vielen Fällen, politisches Lehrgeld ersparen. Konservativ in der Politik zu sein, wie es Rembrandt in seiner Kunst und jeder Bauer noch heute auf seinem Gute ist, das ist die Aufgabe der gegenwärtigen Deutschen: nämlich als ein freier Mann auf der ererbten Scholle zu sitzen d. h. an den geschichtlichen Ueberlieferungen und Thatsachen im Allgemeinen festzuhalten, sich aber die freie politische Entschließung in jedem einzelnen Falle vorzubehalten. Die Saiten der Leier müssen straff gespannt sein; aber die Hand soll sich in freiem Spiel auf ihnen regen.

Wie der echte Dichter, so steht auch der echte Staatsmann auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei. Er vertheidigt nicht ein Programm; er vertheidigt die Hausaltäre seines Volkes; und jedes ehrliche Mittel ist ihm dafür recht. Der Spruch von Thiers „die Republik wird konservativ sein oder sie wird nicht sein" gilt von jedem Staat, der freiheitlichen Bestrebungen folgt; eine Monarchie dagegen sollte immer möglichst liberal regiert werden; gerade weil beide von Haus aus umgekehrt angelegt sind. Hier sammelt sich die Volkskraft in einen Punkt; dort geht sie aus von einem Punkt; in beiden Fällen aber ist ihre Wirkung eine zentrale. Die gegebenen geschichtlichen Verhältnisse werden darüber entscheiden müssen, ob das Eine oder das Andere der Fall sein soll; und ein Volk, das sich selbst kennt, wird bei einer solchen Wahl nicht zweifelhaft sein; es wird sich der eigenen einheitlichen Persönlichkeit erinnern und ihr gemäß handeln. Die Nachkommen der holländischen salzburger u. s. w. Bauern, welche einst den Kern der alten ostpreußischen Fortschrittspartei unter Hoverbek bildeten, sollten sich ihrer Bluts- und Gesinnungsverwandtschaft mit dem in Preußen ansässigen deutschen Adel wieder erinnern; vielleicht wären auf solchem Boden auch die gesunden und gleichfalls ursprünglich in der Provinz Preußen heimischen Elemente der jetzigen preußischen Freisinnspartei für eine Aussöhnung zu haben; vielleicht könnte jene preußisch-holländische Bevölkerungsgruppe das natürliche Bindeglied zwischen dem früheren und dem künftigen, dem durch deutsche und slavische Blutströmung zerrissenen und dem durch eine individuelle d. h. konservativ-liberale Politik wieder innerlich geeinigten Preußen bilden. Die deutsche

Ur-preußisches.

Ritterschaft in der Provinz Preußen hat den Grundstein zur deutschen Einheit gelegt; die holländische oder holländisch gesinnte Bauernschaft ebendort hat den Grundstein zur deutschen Freiheit gelegt. Schwert und Pflug wirkten hier gemeinsam; und wenn sie künftighin wieder zusammenhalten, so könnten sie vielleicht Manches gutmachen, was die Feder verbrochen hat. Wo der Keim eines Staates liegt, da liegt auch seine Kraft; von da aus kann er sich verjüngen; der altpreußische Konservativismus und der neupreußische Liberalismus könnten sich mithin auf urpreußischem Gebiet begegnen. Den wirklich unversöhnlichen Elementen der Freisinnspartei würde dann künftig etwa die Rolle der „Polen" zufallen, welchen sie ohnehin physisch und geistig verwandt sind; Deutschland ist stark genug, um noch einige polnische Politiker mehr zu vertragen, als es sie schon hat; sie werden den deutschen Reichstag noch lange nicht zum polnischen Reichstage machen. Der östliche wird sich vor dem westlichen, der polnische vor dem holländischen, der slavische vor dem deutschen Geiste beugen müssen. Dieser Tendenz verdankt Preußen überhaupt sein Dasein; wie für seine Vergangenheit, ist sie auch für seine Zukunft bestimmend.

Sozialaristokratie.

Noch ein anderes Problem, welches wie ein Damoklesschwert über dem politischen Leben der Gegenwart hängt, die Auseinandersetzung zwischen Hoch und Niedrig, war einst in den Niederlanden zu glücklichster Harmonie gelöst; und zwar nicht vom Boden der Theorie: der normirenden Gesetzgebung, sondern von dem der Praxis: der eingeborenen Volksnatur aus. Darin muß man eine Ueberlegenheit des niederdeutschen gegenüber dem sonstigen deutschen Volkscharakter erkennen. Gerade wie Athen Rom und Florenz zur Zeit ihres Aufsteigens, waren das alte Venedig die einstigen Niederlande und ist theilweise noch das heutige England aristokratisch organisirt; alle diese Staaten kennen politische Erfolge des vierten Standes nicht; er bildet dort nicht eine besondere Stufe sondern den bindenden Kitt innerhalb der gesammten Volksmasse. Neuerdings ist die Sozialdemokratie zwar auch nach Holland gedrungen; aber es ist charakteristisch, daß die dortige ordnungsliebende Bevölkerung schon wiederholt durch zwar polizeiwidrige, aber immerhin der Absicht nach löbliche thätliche Demonstrationen gegen jene Umstürzler Partei ergriffen hat. Der alte gesunde Aristokratismus ist in dieser Volksmasse noch nicht ausgestorben; und er erwartet nicht Alles von oben herab; er handelt selbst. Vielleicht ergiebt sich mit der Zeit auch für Deutschland das einzige dauernd wirksame Mittel gegen die Sozialdemokratie: nämlich eine auf überlieferten geschichtlichen Zuständen beruhende und darum mit den gesunden Elementen der niederen Volksklasse einige Sozialaristokratie. Die Deutschen sind aristokratischer, als sie meinen. Heer Kirche Beamtenthum sind bei ihnen, wie nothwendig, aristokratisch gegliedert. Die Bauern sind, als solche, immer aristokratisch gesinnt; und ihre Zahl ist, was sehr in Betracht kommt, größer als die der Sozialdemokraten in Deutschland. Jedes Dorf gliedert

sich nach Honoratioren Bauern Tagelöhnern; diese Ordnung wird streng innegehalten; wehe Dem, der sie antasten wollte. Das Princip der korporativen Gliederung endlich, welches jetzt allmählich wieder in Deutschland zur Herrschaft gelangt, ist ein — es ist das aristokratische Prinzip. Selbst der den Deutschen von jeher eigenthümliche und gesellschaftlich noch heute von ihnen aufrecht erhaltene Kastengeist gehört hierher; er macht das deutsche Bürgerthum zu einer innerlich aristokratisirten Masse. Ganz Deutschland ist von latenter Sozialaristokratie erfüllt. Es wäre nur natürlich und vielleicht nur ehrlich, wenn die letztere sich auch dementsprechende äußere politische Lebensformen schaffen würde. Innere Lebensformen eines Volkes in äußere umzusetzen, ist eben der Beruf des Politikers; er kann, wie jeder andere Künstler, des Naturstudiums nicht entbehren; er hat die gegebene Volksindividualität zu studiren. Hier ist seine Operationsbasis. Der uraristokratische Charakter des deutschen wie niederdeutschen Volkes äußert sich selbst da, wo man ihn gar nicht erwarten sollte; sogar gewisse Bestrebungen des arbeitenden Standes tragen ihn zur Schau; in Nordamerika z. B. giebt es „Ritter der Arbeit" und im heutigen Holland einen Verein „Arbeit adelt". Gleichheit ist Tod, Gliederung ist Leben.

Eine auch noch so große Anzahl unter sich ganz gleichberechtigter Individuen ist niemals ein Volk; sie ist nicht einmal ein Heer; sondern eine Heerde. Die politische u. s. w. Gleichwerthigkeit aller heutigen Deutschen steht nur auf dem Papier; jeder praktische Politiker weiß dies; und glücklicherweise ist es so. Man hat die Natur nicht austreiben können. Ein Volk besteht aus Bürgern Bauern Künstlern Edlen Fürsten; es ist eine buntschattirte und zwar nach bestimmten Gesetzen buntschattirte Menge; beachtet man diese Gesetze nicht, so wird der Volkskörper krank und giebt man sie gar ganz auf, so stirbt er: er verfällt der Despotie oder Anarchie. Die Sozialdemokratie stellt mithin einen Rückfall in das Heerdenprinzip des allerfrühesten menschlichen Daseins dar; sie ist ungegliederte, unbefruchtete, unbelebte menschliche Masse; es gilt deshalb sie zu gliedern, zu befruchten, zu beleben. Und zwar gerade an dem Punkt, wo sie am unfruchtbarsten ist; an dem der allgemeinen Gleichheit; sie muß durchbrochen werden. Und als der einzige ehrliche Weg hiezu erscheint das von Schmoller vertheidigte und in größeren französischen Fabriken angewandte System des „aufsteigenden Lohnes und Besitzes"; es kann dem Arbeiter wieder Ehrgeiz geben, der ihm jetzt fehlt; und dessen Mangel ihn eben zu jedem Umsturz geneigt macht. Massenrevolutionen werden stets nur von solchen Leuten beabsichtigt und gemacht, die nichts zu verlieren noch zu hoffen haben. Diesen praktisch-psychologischen Punkt, gerade den entscheidenden in der ganzen sozialen Frage, hat man bisher viel zu wenig berücksichtigt. Der Besitzlose — wenn er es nicht freiwillig und höheren Interessen zu Liebe ist — gehört stets zum Pöbel; so auch die gesammte Sozialdemokratie; dieser Pöbel muß

wieder in Volk verwandelt werden. Er muß den nach außen hin eingegliederten und in sich selbst abgegliederten Theil eines aristokratischen Ganzen bilden; natürlich kann dies nur auf nationaler Basis geschehen; und somit wird eine Aristokratisirung der heutigen Sozialdemokratie zugleich eine Nationalisirung derselben sein. Um beides zu vollbringen, bedarf es einer politischen Künstlerhand; sie wird den sozialdemokratischen Massenehrgeiz in Einzelehrgeiz verwandeln müssen; sie wird aus Nummern Menschen machen müssen. Dadurch werden die Enterbten wieder zu Erbenden werden; denn der Arbeiter, der einen Besitz oder einen Ehrgeiz hat, hinterläßt beides seinen Kindern; und er wie sie werden infolgedessen staatserhaltend gesinnt sein. Mit den fluktuirenden Elementen, die bei einer solchen wie bei jeder Entwickelung der Sache übrig bleiben, wird man leicht fertig werden. Hat der Arbeiter eine eigene Heimath, so hat er ein eigenes Ideal; und damit ist ihm geholfen; er ist aristokratisch geworden. Er ist der Erde und ihrem Segen wiedergegeben. Das letzte Wort des deutschen Verfassungslebens, welches wie gesagt noch nicht gesprochen ist, wird wahrscheinlich ein aristokratisches sein; und es muß dies sogar sein, wenn die Geschichte wie der innere Charakter eines Volkes über solche Frage entscheiden. Die politischen Scheinwahrheiten des Jahres 1789 sind nachgerade veraltet; es dürften an ihre Stelle politische Realwahrheiten des Jahres x treten; nach der französischen Revolution kommt die deutsche Reform; nach der Gleichheit die Abstufung. Sie in angemessener Weise festzustellen, ist Sache des politischen Künstlers. Die Neigung der Hohenzollern, sich des niederen Volkes anzunehmen, bildet gewissermaßen den ersten Anfang und die Voraussetzung zu einer solchen politischen Entwickelung; dies Herrschergeschlecht vertritt den Adel; und nur wenn der Adel sich nicht als Gegner, sondern als Beschützer des niederen Volkes fühlt, füllt er seine Stellung richtig aus. Adel kommt von edel; und der Edle ist kein Gegner des Niedrigen; er ist nur ein Gegner des Gemeinen. Sich des Schwachen gegen den Starken, sich des Rechts gegen das Unrecht, sich des Volks gegen seine Bedrücker anzunehmen, ist ritterlich; in diesem thätigen Sinne war nicht Maximilian I, sondern Wilhelm von Oranien der letzte Ritter; in den Fürsten und Adeligen, welche heutzutage seinen Spuren folgen wollen, wird das Ritterthum wiedergeboren werden. Es giebt geschichtliche Porträts von dem großen niederländischen Befreier, in denen er sich selbst seiner äußeren Erscheinung nach solchermaßen darstellt: als einen Don Quixote, der zur vollen Vernunft gekommen ist. Solche Porträts befinden sich im Haag und in der Wörlitzer Gemäldesammlung; der durch sie veranschaulichte Typus ist das „historische Ideal" für die deutschen Fürsten, für den deutschen Adel von heute; er fügt zur adeligen Gesinnung die adelige That, zur sittlichen die geistige Höhe, zur Poesie die Politik. Das ist „klassisches", nicht romantisches Ritterthum; das ist Wirklichkeit, nicht Schwärmerei; das ist Deutschthum, nicht Franzosenthum. Denn wie das

Scheinvolksthum, so stammt auch das Scheinritterthum von jenseits der Vogesen.

Eine Veradelung der deutschen Nation würde eine Veredelung derselben sein. Wenn es der Adel als seine Aufgabe erkennt, für das Volk einzutreten; und wenn das Volk es als seine Aufgabe erkennt, für den Adel einzutreten; dann haben beide ihren Beruf erfaßt. Der politisch mündige Deutsche sollte endlich die Kinderschuhe ausgetreten haben; er sollte nicht mehr wie der politisch unmündige Franzose vor dem Wort „Adel" erschrecken; er sollte bedenken, wie viel echtes Deutschthum gerade im deutschen Geburtsadel steckt; jedenfalls mehr als in der fluktuirenden und buntgemischten Bevölkerung gewisser deutschen Großstädte. Man klammert sich an Namen und übersieht die Sachen; man verwünscht die Sklaverei; und doch befand sich der antike Sklave, physisch wie moralisch, durchschnittlich besser als der moderne Fabrikarbeiter. Anderswo geht es ebenso; doch dürften sich diese Ansichten ändern. Die Kraft des Wunsches und Willens, der psychischen Suggestion, welcher die neuere Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit zuwendet, gilt auch im Bereich der Völkergeschichte; was ein Volk im tiefsten Innern seiner Seele ersehnt, das erfüllt sich auch: sei es früher oder später. Diese still wirkende Kraft kann kein Widerstand brechen; und sie liebt es, gerade das Unwahrscheinliche zu vollbringen; eine, im inneren und weiteren Sinne, aristokratische Verfassung des deutschen Reiches gehört zu diesen wahrscheinlichen Unwahrscheinlichkeiten. Elsaß-Lothringen ist wiedergewonnen, das deutsche Reich neu gegründet, die Freihandelspolitik in demselben aufgegeben und eine Kolonialpolitik begonnen worden; wer hätte von allen diesen Dingen vor 30 Jahren nur ein einziges für möglich gehalten? England, das fünfhundert Jahre lang aristokratisch war, beginnt jetzt demokratisch zu werden; Deutschland, das fünfzig Jahre lang demokratisch war, wird vielleicht jetzt aristokratisch werden — auch bezüglich seiner äußeren politischen Funktionen. Der französisch-politische Geist ist im Niedersteigen, der deutsch-politische Geist ist im Aufsteigen. Urtheile man also nicht vorschnell ab; einen so dreifach gesiebten Realisten, wie Bismarck, hat man öfters für einen Phantasten erklärt; und ihn dann als das Gegentheil erkannt. Dieser logische Saltomortale könnte sich wiederholen. Die schönen Künste wurden bei den Alten als artes liberales bezeichnet; eine künstlerische Politik kann nur eine aristokratische Politik sein; und diese wird also in doppeltem Sinn eine liberale Politik sein. Die angenehmste, die schönste, die beste politische Perspektive, welche sich dem Deutschen eröffnen kann, ist die auf einen liberalen Aristokratismus.

Wege der Deutschen.

Die Deutschen würden mit einer derartigen neuen innerpolitischen Richtung nur an die besten Momente ihrer eigenen Vergangenheit anknüpfen — an jene einst so glänzenden aristokratischen Gemeinwesen niederdeutschen Ursprungs im Norden wie im Süden Europa's. Der einheitliche Strom der Geschichte reicht von Urzeiten bis in die Gegenwart; und das Staats-

schiff fährt gut, das ihn benutzt. Auf einen jener Staaten, Venedig, wurde oben bereits hingewiesen; er ist wie innerlich so auch äußerlich mit Deutschland durch gewisse feinere Beziehungen verknüpft. Amsterdam, der Wohnsitz Rembrandt's, wird wohl ein nordisches Venedig genannt. Holland und der Lagunenstaat haben auch sonst noch viel Gemeinsames; man war sich Dessen schon früh bewußt; ein altholländischer Dichter singt, auf das beiderseitige Wappen anspielend:

wo ist wohl ein Paar so stark und so klug
wie der Löw mit dem Schwert und der Löw mit dem Buch?

Und diese venetianischen Anklänge wiederholen sich sogar an ganz moderner Stelle. Berlin, das nach einer neuesten statistischen Zählung mehr Brücken und Brückchen enthält als sowohl Amsterdam wie Venedig, entwickelt sich mehr und mehr zu einer echt niederdeutschen Land- und Wasserstadt, zu einem amphibischen Gemeinwesen. Das Hinterland Berlin's, den Spreewald, hat man öfters ein „ländliches Venedig" genannt. Und wie jene neueste binnenländische deutsche Kolonie in ihrem Wesen, erweckt die älteste und freilich nachher verloren gegangene überseeische deutsche Kolonie ähnliche Erinnerungen; sie hieß Klein-Venedig d. h. Venezuela. Und umgekehrt könnte man das ganze Gebiet der nordwestgermanischen Stämme, welches sich über Marschen Inseln und Halbinseln erstreckt, nicht nur als ein Groß-Holland sondern auch als ein „Groß-Venedig" bezeichnen. Denn es ist ein Lagunengebiet im größten Stil. Ostpreußen endlich, der Keim des heutigen deutschen Reichs, liegt am sinus Venedicus, wo lange vor den neudeutschen und holländischen Kolonisten, die später theilweise Venedig beherrschenden Gothen ihre Wohnsitze hatten. Diese standen noch Jahrhunderte lang, von Italien aus, in Verbindung mit ihrer früheren deutschen Heimathsstätte. Veneter Cimbern Gothen Langobarden sind nach einander in die oberitalienische Ebene niedergestiegen; Völker wie Volksstämme gehen gern dieselben Wege, die sie schon einmal gegangen sind, geographisch wie geistig; die Deutschen aber waren stets kriegerisch-aristokratisch und künstlerisch-aristokratisch gesinnt. Wie einst Volker, der Spielmann, zog später Beethoven vom Rhein an die Donau; wie Dietrich von Bern Oberitalien für die deutschen Waffen hat Shakespeare es für die deutsche Dichtung erobert; wie Arminius die kriegerischen hat Rembrandt die künstlerischen Eroberer, welche von jenseits der Alpen kamen, auf niederdeutschem Boden geschlagen. Die Ereignisse wechseln, aber die Geschichte bleibt. Der geistige wie politische, der nördliche wie südliche, der gegenwärtige wie vergangene Aristokratismus gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück: die deutsche Natur. Dieser hat die deutsche Politik zu folgen.

Bismarck. Es ist eine geheimnißvolle Fügung, daß das Ewige nur in der Form des Vergänglichen sich offenbart; was im menschlichen Leben von wirklich dauerndem Werth sein soll, kann nur durch an sich vergängliche Persönlichkeiten hervorgebracht werden: je persönlicher nach seinem Ursprung

desto bleibender ist es in seiner Wirkung. Zwei weltbeherrschende Mächte, Kaiserthum wie Christenthum, tragen den ganz persönlichen Namen ihres Urhebers an der Stirne; und mit Recht; denn in ihnen ist eine Person zur Sache, das Vorübergehende zum Bleibenden geworden. Ebenso ist es mit dem Lutherthum und dem — Bismarckthum. Die neuere deutsche Politik hat ihren dauernden Werth darin, daß sie nicht von irgend einer Theorie, sondern von einer gewaltigen Persönlichkeit ausging und daß eben diese Persönlichkeit in der Hauptsache ein Ausdruck des deutschen Volksthums war. Auch etwaige Fehler der erwähnten Politik sind, von menschlicher Unvollkommenheit an sich abgesehen, im Grunde nur darauf zurückzuführen, daß dem Manne welcher das deutsche Reich von heute geschaffen hat, Gegner von einer ihm auch nur annähernd ebenbürtigen Bedeutung nicht gegenüberstanden. Das politische Holländerthum kann diesem Mangel vielleicht theilweise abhelfen; es kann zu einer stärkeren Entwickelung des persönlichen Elements im inneren deutschen Staatsleben dienen; es kann die politische Schablone beeinträchtigen. Gerade sie lebt neuerdings wieder auf. Das deutsche Spießbürgerthum zeigte sich dem abtretenden Bismarck gegenüber genau so wie es sich seinerzeit dem auftretenden gegenüber zeigte: bornirt und unbescheiden. Diese Fraktionsmenschen d. h. Bruchstücksmenschen d. h. Nichtmenschen freuten sich über den Abgang des großen Kanzlers wie sich etwa Schüler über den ihres strengen Lehrers freuen; und doch brauchten sie jenen Lehrer noch so nothwendig. Es macht einen wenig erbaulichen Eindruck, zu sehen, wie solche Leute durch papierene Addressen und einen Denkmalsgroschen ihrer Pflicht gegen den Schöpfer des neuen deutschen Reichs zu genügen glauben; wie sie dadurch ihr Gewissen beruhigen wollen; wie sie der Phrase dienen. Von ihnen gilt, was auch ein Goethe seinen Verehrern zurief als sie ihm bei seinen Lebzeiten ein Denkmal setzten:

Ja, wer eure Verehrung nicht kennte;
Euch, nicht ihm setzt ihr Monumente.

Bismarck hat wie Luther seine Fehler; aber Bismarck hat wie Luther der Welt das erhabene Schauspiel eines Mannes gezeigt, der für die Wahrheit zu streiten weiß — unter jeder Bedingung; sie beide waren Männer von Charakter. Sie dienten nicht einer Partei sondern dem Vaterland; sie behielten sich stets die Freiheit ihres Handelns vor; sie waren keine „Spezialisten". Die politische Unreife der jetzigen Deutschen zeigt sich besonders darin, daß sie zwischen Bismarck und einem Durchschnittsminister nicht unterscheiden; letzterer, der nur ein Rad in der Staatsmaschine ist, ist todt und hat zu schweigen, wenn er aus ihr herausgenommen wird; anders wenn es sich um ein organisches Wesen, um einen Menschen, um einen Bismarck handelt. Sein Wort gilt mit und ohne Amt. Diese Auffassung ist eine deutsche; die entgegengesetzte aber eine preußische; hier zeigt sich das Preußenthum einmal wieder von seiner ungünstigen Seite: es will nicht pariren, wenn es die Unteroffiziersborte nicht

sieht. Und der landläufige deutsche Philister, von seinem heimlichen Widerwillen gegen das Genie geleitet, macht es ebenso; diese Erfahrung ist sehr alt; „es ärgert mich, daß sie den Aristides stets den Gerechten nennen" sagte der athenische Bürger. Bei dem Amtsabgang des Fürsten Bismarck wünschte ihm ein deutsches Blatt, durch einen freiwilligen oder unfreiwilligen Druckfehler, ein odium cum dignitate; es ist ungefähr so gekommen. Es sollte die Deutschen heiß überlaufen, wenn das Bild ihres größten Helden — seit dreihundert Jahren — sie jetzt fragend und vorwurfsvoll anblickt. Immerhin möge dieser Held der Helden wissen, daß es eine Minderheit der Deutschen giebt, die in Noth und Tod zu ihm stehen; daß diese Minderheit in der Jugend zu finden ist; und daß ihr natürlicherweise die Zukunft gehört. Sie wird in seinem Geiste leben und handeln; und sie weiß, warum: in Bismarck ist das Wesen des deutschen Volkes einmal wieder zur Person geworden.

Fürst und Volk.

Eine Besserung in den deutschen Verhältnissen, seien sie nun politischer oder anderer Natur, ist nur dadurch zu erreichen, daß man auf das Volk in seiner besten Gestalt einerseits auf die Einzelpersönlichkeit in ihrer besten Gestalt andererseits zurückgreift. Jenes findet in dem Bauer, sei er nun von wirklicher oder geistiger Art, und diese in dem König, sei er nun von politischer oder künstlerischer Art, den berechtigsten Vertreter. Der Ausspruch eines badischen Bauers im Jahre 1848 „mer wend" — wir wollen — „d'Republik mitem Großherzog a der Spitz" ist durchaus nicht so unverständig wie er im ersten Augenblick scheinen könnte; er ist vielmehr sehr verständig gedacht, wenn auch nicht gerade gesagt; er formulirt, wenn auch in etwas naiver Weise das eigentliche Urbild des deutschen Staates; und dasselbe war schon längst vorher in England wie in den Niederlanden praktisch verwirklicht worden. In letzteren gab es eine „Republik mit dem Großherzog an der Spitze", nämlich die Generalstaaten mit dem Hause Oranien an der Spitze; und England, das einen Monarchen an der Spitze hat, ist noch 1887 von einem so gewiegten Staatskenner wie Bismarck, freilich unter dem Gelächter der ihn nicht verstehenden Fortschrittspartei, für eine Republik erklärt worden. Die Doktrinäre, welche über jene beiden Aussprüche von 1848 und 1887 lachten, waren weit schlechtere Politiker als die beiden Volksmänner, von welchen sie herrühren. Der süddeutsche und der norddeutsche, der wirkliche und der geistige Bauer stimmen hier überein. Vox populi, vox dei. Eben diese sollte, vom schwarzwälder Bauer bis zum Reichskanzler hinauf, für alle Deutschen gelten; sind die letzteren jetzt auch noch nicht reif für jene bezeichnete Regierungsform, so werden sie es doch einmal werden. „Republik" und „Großherzog", Volk und Fürst, Bauer und Kaiser als gleichberechtigte Faktoren mit und neben einander herrschend — das ist das deutsche Staatsideal.

Halt saß am Rich, do kölschen Boor,
Mag et och falle söhß ov soor

sagt ein weiteres niederdeutsches Sprichwort, das die Meinung jenes oberdeutschen Bauern bestätigt. Bezeichnenderweise hat Richard Wagner, in seiner künstlerischen Naivität, im Jahre 1848 ebenfalls die „Republik mit dem König" verlangt; auch hier begegnen sich wieder Bauer Künstler und Staatsmann — letzterer als stellvertretender König — in ihren Anschauungen. Die Bäume, welche sich mit der Wurzel berühren, berühren sich auch mit der Krone.

Wilhelm dem Ersten von Oranien, einer der vornehmsten Gestalten der Geschichte, warf man schon bei seinen Lebzeiten vor, daß er sich mit jedem Bauer wie mit seines Gleichen unterhielte; aber eben dies war außerordentlich staatsklug von ihm; der Bund zwischen dem Fürsten und der breiten Masse des Volkes verhütete hier etwaige dauernde Ausschreitungen der von Haus aus aristokratisch angelegten Mittelklassen. Eine solche Politik hat den Oraniern gute Früchte getragen; und so hat auch Friedrich der Große, als ihr rechter Nachfolger, sich einen roi des gueux genannt. Geusen hier wie dort! Man hat von gegnerischer Seite gemeint, daß Sozialismus und Monarchie so wenig zusammengehören, wie Feuer und Wasser; aber man vergißt dabei, daß die mächtigste materielle Kraft der Neuzeit, der Dampf eben durch das Zusammenwirken jener beiden Gewalten entsteht; das Gleiche gilt auf politischem Gebiet und man darf daher jenem Einwande gegenüber sagen accipio omen. Der Monarch ist das Zentrum des Volkslebens, auch wenn er — verfassungsmäßig — gar nicht das Zentrum desselben bildet; wie die Kirche das Zentrum des Dorfes ist, auch wenn sie — räumlich — gar nicht im Zentrum desselben liegt; man muß die Kirche beim Dorf lassen und Deutschland bei der Monarchie. Innerer, nicht äußerer Zentralismus bildet das nothwendige Gegengewicht zu allem Individualismus. Die freien Niederländer waren vernünftig genug, das ihnen ursprünglich völlig fremde Haus der Oranier an die Spitze ihres Staates zu stellen; die einig und frei gewordenen Deutschen sollten vernünftig genug sein, das ihnen von Alters her angestammte Haus der Hohenzollern, mit voller Machtbefugniß, an der Spitze ihres Staates zu lassen. Deutschland wird, vermöge seiner geographischen Lage, seinem Kaiserhaus ständig denjenigen Grad von Machtbefugniß zugestehen müssen, welchen vorübergehend die Oranier in den Niederlanden während des Krieges gegen die Spanier hatten. Der König ist der geborene Feldherr. Ein von oben bis unten aristokratisch gegliedertes d. h. individuell in sich abgestuftes Staatswesen, mit starker monarchischer Spitze, erscheint als die einzige Lebensform, welche dem deutschen Volke nach seinem Charakter wie geschichtlichem Beruf dauernd angemessen ist. Es ist diejenige Verfassung, welche einst „Holland in Noth" sich erschuf; und da zufolge seiner feindlichen Nachbarn für längere Zeit auch noch „Deutschland in Noth" bleiben wird, so braucht es ebendieselbe. Die Geschichte der Völker hat ihre besondere Art von Grammatik; das Paradigma, nach

welchem die innere politische Entwickelung des neuen Deutschland abgewandelt werden soll, liegt im alten Holland; doch werden die Deutschen dabei stets ein wenig das Caesar supra grammaticam berücksichtigen müssen. Das ist eine echt großdeutsche Politik; nicht in dem bisherigen Sinne dieses Worts, sondern in einem etwas anderen: es ist die Politik aller großen Deutschen.

Verholländerung.

Bismarck hat etwas von der Breite Kraft und Ungezwungenheit Rembrandt'scher Kunst in die Politik übertragen; es thut aber auch noth, daß ihm die Massen hierin folgen. Durch die Verbauerung Preußens wird sich sein geistiger Horizont vertiefen, durch die Verholländerung Preußens wird er sich erweitern; so wird eine politische Entwickelung dieses Staates, nach den beiden angegebenen Richtungen hin, zugleich eine nothwendige Korrektur und eine heilsame Fortbildung seiner bisherigen Zustände bezeichnen. Nachdem in dem oberdeutschen Geschlecht der Habsburger sechshundert Jahre lang der „Fels" zu seinem Recht gekommen, ist jetzt hoffentlich auf mindestens ebenso lange Zeit die Herrschaft ans „Meer" zurückgekehrt. Die Bewegung von 1848, mit ihren zum Theil bis in die Gegenwart reichenden Nachwirkungen, hatte ihren geistigen Schwerpunkt in Oberdeutschland; dasselbe war hierin eine Filiale von Frankreich; jetzt ist die innerdeutsche Hegemonie, welche während des Mittelalters wesentlich dem Süden zufiel, auf Nord- und Niederdeutschland übergegangen; dasselbe sollte hierin eine Kolonie Hollands sein. Etwas von dem weiten Blick und kräftigen Freiheitsdrang, der den Anwohnern der Nordsee eigen ist, würde den Wählern wie Erwählten der deutschen Nation wohl anstehen. Es wäre nicht so übel, wenn das schroffe deutsche Schwarzweißroth sich mit der Zeit zum holländischen Blauweißroth milderte und lichtete; freilich würden wir dadurch gerade zu den Farben unserer jetzigen beiden Hauptfeinde, Frankreich und Rußland gelangen: auch sie führen Blau, Weiß und Roth. Aber vielleicht würde jene holländische Zuthat den verhaßten Prussien alsdann seinen murrenden Gegnern etwas weniger antipathisch erscheinen lassen; und man würde sich zunächst in den Farben, später möglicherweise auch in der Wirklichkeit zu den „vereinigten Staaten von Europa" zusammenfinden, welche schon so lange ersehnt werden. Sie könnten, wie die von Nordamerika, nur aus niederdeutschem Geiste entspringen: aus einem Geiste, der Besonnenheit und Freiheit vereint. Deutschland wäre in einer solchen Vereinigung naturgemäß zum Vorsitz berufen. Vielleicht kehrt dann eine Zeit wieder wie diejenige, in welcher einst das Pfund Sterling — von den Easterlings, den Oesterlingen, den Hansekaufleuten benannt — eine deutsche Münze war; vielleicht nimmt dann die Mutter wieder den Platz in der Herrschaft der Meere ein, den bis jetzt die Tochter behauptete; auch Englands Herrschaft kann ins Wanken gerathen und sie wankt in mancher Hinsicht schon jetzt. Vom Anfang seiner Entwickelung bis heute ist Preußen stets nach Westen gewachsen; ein weiterer geistiger und politischer Anschluß des preußischen und deutschen

Staates an die niederdeutschen Stammes-, aber nicht Staatsgenossen diesseits wie jenseits der Nordsee ist damit als natürliches Succedens gegeben. Der deutsche Doppeladler, Preußen und Oesterreich, blickt zugleich nach Westen wie nach Osten; und es ist ein gutes Vorzeichen für das heutige deutsche Reich, daß sein Lauf, gleich dem der Sonne, von Osten nach Westen geht; erst der Ozean setzt den Bahnen beider ein Ziel.

Zu der oben betonten Individualisirung der Kunst und Wissenschaft in Deutschland muß sich demnach die Individualisirung der Politik gesellen. Wie sich um die Wende des vorigen Jahrhunderts aus der geistigen eine politische Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, so hat sich um die Wende dieses Jahrhunderts aus der politischen eine geistige Wiedergeburt vorzubereiten. Man hat lange das Heil der deutschen Kunst und des deutschen Geisteslebens überhaupt in südlichen Regionen gesucht; es ist nunmehr Zeit, daß man den in diesem Fall wenigstens richtigen Ausspruch Voltaire's bethätige: la lumière vient du nord. Politisch hat Deutschland sich von Nordosten, künstlerisch sollte es sich von Nordwesten her regeneriren. Preußen hat einmal, unter dem großen Kurfürsten, Holland das Leben gerettet; Holland könnte ihm jetzt, in etwas anderer Weise, diese That zurückgeben. Rembrandt wurde, was er war, durch Holland; durch ihn, als nationalen Mustertypus gefaßt, kann Preußen Das werden, was Holland war: der fruchtbare Boden für eine freie und echt künstlerische Geistesentwickelung. Und von Preußen aus wird sich diese Wirkung aufs übrige Deutschland zu erstrecken haben. Die deutsche Geistesrepublik sollte in Rembrandt ihren „Großherzog" erkennen. Es ist ein geschichtliches Gesetz, daß gewisse Bildungsrichtungen gerade dann in ihr Gegentheil umschlagen, wenn sie bei der letzten Spitze ihrer Entwickelung angelangt sind; auch das heutige Deutschland, gerade weil sein Denken durchweg so spezialistisch und sein Fühlen durchweg so materiell ist, wird sich einer derartigen Metamorphose nicht entziehen können. Schon mehrfach hat der deutsche Charakter überraschende Wandlungen durchgemacht: auf die Rohheit und Barbarei des alten England folgte das Zeitalter des reichsten Dichters, Shakespeare's und des tiefsten Forschers, Bacon's; die dürftig und derb dahinlebenden ältesten Holländer wurden zu Lebensgenossen gerade des delikatesten aller Künstler, Rembrandt's und des feinsinnigsten aller Denker, Spinoza's; das Deutschland Goethe's und Hegel's endlich hat sich, für die übrige und zum Theil auch für die deutsche Welt ganz unerwartet, in das Land Bismarck's und Moltke's verwandelt. Der schroffe und zugleich zarte, vor Allem aber die Gegensätze liebende germanische Charakter scheint für solche Metamorphosen besonders angelegt zu sein. Wie es im Grunde dieselbe Geisteskraft, wenn auch in ganz verschiedener Anwendung ist, welche aus Goethe und aus Bismarck spricht; so ist es auch eine und dieselbe, wiewohl verschieden angewendete Geisteskraft, welche aus Schiller und aus Rembrandt spricht; Selbstständigkeit des Schaffens

Politik und Geistesleben.

charakterisirt jene, Freiheit des Schaffens diese beiden Männer; und Deutsche sind sie alle vier. Idealismus oder Individualismus ... es ist tiefer freier selbstständiger tapferer deutscher Geist, der sich in jenen beiden Richtungen offenbart; ihre Anwendung auf die Zeitverhältnisse ist ungleichartig; aber der besseren deutschen Natur, dem echten deutschen Genius dienen beide. Der heutige Materialismus, welcher sich von diesen Mächten sachlich wie historisch in die Mitte genommen sieht, kann ihnen nicht widerstehen; wie er im Grunde nur eine Reaktion gegen den Idealismus, so stellt der Individualismus wiederum nur eine Reaktion gegen ihn dar und begegnet sich so mit dem Idealismus. Dem Gesetz des Kreislaufes ist jede Entwickelung unterworfen. Was Schiller gewollt, hat Rembrandt geleistet: freier Künstler in einem freien Volke zu sein; und was Schiller gewünscht, könnte Rembrandt leisten: die Deutschen zu Menschen zu erziehen.

Shakespeare und Rembrandt.

Die eigentliche Aufgabe aller Erziehung ist es, den Menschen Dasjenige mit vollem Bewußtsein und möglichster Ueberlegung thun zu lehren, wozu das Beste und Eigenste und Tiefste seiner Natur ihn ohnehin schon instinktiv treibt; der Erzieher hat also einen dem katholisch-kirchlichen advocatus diaboli entgegengesetzten Beruf; er ist der Anwalt der besseren Natur des Menschen. Dies gilt vom Volkserzieher so sehr und womöglich noch mehr wie vom Einzelerzieher. Shakespeare war einst für die Deutschen ein solcher Erzieher; und Rembrandt könnte es wieder sein. Auf die Suprematie der redenden ist die der bildenden Kunst in Deutschland gefolgt; hat Shakespeare's Kunst etwas Wortreiches, so hat diejenige Rembrandt's etwas Wortkarges an sich; verhalf Jener den Deutschen zu einer Bildungsepoche, in welcher der Gedanke und die Empfindung überwog, so könnte Dieser ihnen zu einer solchen verhelfen, in welcher die schaffende That am meisten gilt. Nach der Shakespeare'schen Fülle kann nunmehr Rembrandt'sche Tiefe den festländischen und in Folge dessen oft etwas zu fest gewordenen Geist wieder lockern und anregen. Wie die Aloe nur alle hundert Jahre aber dann um so herrlicher blüht, so kann man zufrieden sein, wenn die deutsche Bildung nur alle hundert Jahre eine köstliche Frucht trägt; es scheint, daß jetzt bald wieder eine solche reift. Wenn die deutsche Dichtung des vorigen Jahrhunderts wesentlich auf Shakespeare, die deutsche Wissenschaft dieses Jahrhunderts wesentlich auf Bacon und die deutsche Politik ebendesselben wesentlich auf Bismarck beruht; so sollte die deutsche bildende Kunst des kommenden Jahrhunderts wesentlich auf Rembrandt beruhen. Alle vier sind Niederdeutsche und zeigen dadurch an, in welcher Hauptrichtung sich der deutsche Geist demnächst bewegen wird. Ist das kommende deutsche Kunstzeitalter mit niederdeutschem Geiste gesättigt, so wird es auch den Gefahren ausweichen, welche eine vorwiegend ästhetische Bildung sonst mit sich bringt. Der dem Niederdeutschen eigenthümliche schlichte Hausverstand wird unzweifelhaft bessere Früchte tragen, als die hochfliegende Weisheit schwäbischer Philosophen aus dem Anfang dieses Jahr-

hunderts; nur diejenige künstlerische Phantasie ist den bedeutendsten Aufgaben gewachsen, welche des Ballastes einer gesunden Prosa nicht entbehrt; Shakespeare, der eine stark prosaische und Bacon, der eine stark poetische Ader aufweist, liefern hierfür den Beweis. Nirgends liegen Prosa und Poesie so dicht beisammen, wie in dem Niederdeutschen überhaupt und — in Rembrandt im Besonderen; eben darum ist er und sind sie als die zuverlässigsten Führer im Reiche des Geistes anzusehen.

Rembrandt und Shakespeare gehören beide der Nordsee, wie der Straßburger und Kölner Dom beide dem Rhein an; gewaltig aufragend, und von unerschöpflichem doch einheitlichem Formenreichthum, leuchten uns die beiden Künstler wie die beiden Kunstwerke entgegen. Jedes Paar ist unter sich verwandt und doch verschieden; der fein abgetönte und äußerlich unfertige Charakter der Rembrandt'schen Malerei gleicht dem oberrheinischen, die unübersehbare und doch in sich ausgeglichene Harmonie Shakespeare'scher Dichtung dem unterrheinischen Baudenkmal. Der Rhein, mit seinen beiden Kirchen, ist oberdeutsch und katholisch; die Nordsee, mit ihren beiden Künstlern, ist niederdeutsch und protestantisch; aber deutsch sind wiederum alle vier. Sage und Geschichte verlegen hierher, in diese vier festen Punkte, die Achse deutschen Denkens und Fühlens. Nachdem Deutschland Shakespeare zu Ehren gebracht hatte, brachte es auch den Kölner Dom zu Ehren; nachdem es nun den Straßburger Dom wieder erobert hat, sollte es sich auch Rembrandt wieder erobern. Denn wer ist der Beherrscher der neueren deutschen Kultur, wenn es nicht Shakespeare ist? Und wer ist sein Thronfolger, wenn es nicht Rembrandt ist? Beide sind durch ihren hohen Grad von Individualität hierfür bestimmt. Goethe, der auch aus dem Rheinthal stammt, hat sich dem englischen Dichter oft und offen untergeordnet; er hat, in seiner frischesten und unbefangensten Jugendzeit, auch Rembrandt aus vollem Herzen gehuldigt; gerade er verdient es deshalb, als das schöne Mittelglied angesehen zu werden, welches diese zwei Perioden niederdeutscher Geistesherrschaft mit einander verbindet. So wenig wie Homer können Shakespeare oder Rembrandt nachgeahmt werden; aber beide können für das deutsche Leben befreiend und befruchtend wirken. Freilich hat sich um die Werke Rembrandt's schon etwas von dem Leichengeruch verbreitet, welchen Kennerschaft nur allzuleicht jenen Kunst- wie Geisteswerken mittheilt, die sie ausschließlich für sich in Beschlag nimmt; aber sicherlich wird auch dieser große Deutsche, wie einst Shakespeare, von den Todten auferweckt werden; er wird wieder zum Volke zurückkehren, aus dem er emporstieg.

Die Kontinuität des Volkslebens zu wahren, darauf kommt Alles an. Nicht Menschenrechte vom Himmel zu holen, wie man es einstmals wollte, sondern Volksrechte aus der Erde zu graben, ist die Aufgabe der Gegenwart; eines der ersten und wichtigsten Grundrechte des deutschen Volkes aber ist das Recht auf eine durch und durch einheimische Kunst, auf ein durch und durch einheimisches Geistesleben. Indem man eine

Angewandte Geschichte.

Größe wie Rembrandt zu dem nationalen Leben der Deutschen addirt, wird dasselbe um ein Unendliches multiplizirt und potenzirt; und damit vollzieht sich wiederum ein Exempel jener „höchsten Mathematik", welche das Reich alles Organischen erfüllt. Das innere Leben der Völker wächst und entwickelt sich nach denselben Grundsätzen, wie sie auf einzelnen Kunstgebieten z. B. innerhalb der Architektur gelten. Ein vereinzeltes Formenelement an sich bedeutet nichts; der sogenannte gothische Spitzbogen kommt schon in Mykene vor, aber ohne daß er organisch verwendet und zu einem eigenen Bausystem ausgebildet wäre; erst eine spätere Zeit wußte ihn organisch zu vervielfältigen in den deutschen Domen des Mittelalters, So ist auch eine rein historische, rückwärts gewendete Betrachtung der geistigen Persönlichkeit Rembrandt's wie seines Volkes zwar nicht werthlos; aber sie ist immerhin unfruchtbar; erst wenn dieser Menschentypus im bildenden Sinne auf das nationale Leben der Gegenwart angewandt wird kann sich wie dort aus einem besonderen baulichen Konstruktionsprinzip eine ganze herrliche Baukunst, so hier aus einem besonderen künstlerischen Gesinnungsprinzip eine ganz herrliche Geisteswelt entwickeln. Wie eine angewandte Mathematik, so giebt es auch eine angewandte Geschichte!

Achsendrehung.

Eine Wiedergeburt Deutschlands im Rembrandt'schen Sinne bedingt demnach wichtige Veränderungen seiner inneren Organisation. Die deutsche Bildung muß eine Achsendrehung vollziehen; und zwar nach jener Richtung hin, welche sie von Alters her einnahm, von der sie dann abwich und der sie nun seit neuerer Zeit wieder zuneigt; und je eher diese Achsendrehung vor sich geht, desto besser wird es sein. Die Ostsee wird immer ein Binnenmeer bleiben; die Nordsee dagegen ist ein niederdeutsches Meer; aber noch mehr als das: sie erschließt den Weg zum Aequator und damit einen erdumspannenden Horizont. Nicht auf die Ostsee, sondern auf die Nordsee muß die Achse des künftigen deutschen Geisteslebens gerichtet sein; dann steht sie parallel mit dem magnetischen Strom aller Bildung, welcher seit jeher vom Südosten nach Nordwesten die nördliche Hälfte unseres Erdballs durchzogen hat. Die Entwickelung Deutschlands Europa's der Welt spitzt sich nach dem Nordwesten zu; auf geistigem Gebiet ist Rembrandt hier die nächste Station der Entwickelung. Erst auf dem Boden dieses freieren niederdeutschen holländischen Geistes läßt sich ein wesentlicher Fortschritt über das Deutschland Goethe's und Lessing's hinaus denken; und zwar so daß auch dem im engeren Sinne deutschen, dem preußischen Geiste dabei sein Recht bleibt. Wie man in plastischen Kunstwerken eine symmetrische und rhythmische Achse unterscheidet, so gilt dies auch von dem künftigen Dasein des deutschen Volkes; seine symmetrische oder politische Achse muß wie bisher auf die Ostsee gerichtet bleiben; aber seine rhythmische oder geistige Achse muß von nun an auf die Nordsee gerichtet werden. Diese beiden Achsen kann man im Allgemeinen durch die Richtung zweier Flüsse: des sonnigen Rheins und der kühlen Oder be-

zeichnen; in demjenigen Punkte, wo sich die Hauptrichtungen dieser beiden Flüsse überschneiden und an dem Strom, welcher eine mittlere Diagonale zwischen denselben darstellt: an der Elbe liegt die Altmark — der Kern Preußens und das Geburtsland Bismarck's. Die Zusammengehörigkeit jener beiden Faktoren, des Politischen und des Geistigen, einerseits sowie ihr Auseinandergehen andererseits ist durch dies gegebene geographische Verhältniß aufs schlagendste ausgedrückt; und der Träger der neueren deutschen Politik: Bismarck wird dadurch gewissermaßen als der Angelpunkt bezeichnet, um welchen sich jene Achsendrehung des deutschen Nationalcharakters vollzieht. An Stelle des rechten soll das linke Elbufer, an Stelle der Oder nunmehr der deutsche Rhein wieder die Lebensader der deutschen Bildung sein. Rembrandt — van Rhyn — ist der nördliche Pol, auf den die in freier und doch gebundener Bewegung befindliche Magnetnadel des deutschen Individualismus stetig hinweist; und weit über diesem Nordpol steht noch ein schöner Polarstern, der das Gleiche bedeutet: Shakespeare. Die Achse der echten deutschen Bildung führt von Bismarck durch Rembrandt zu Shakespeare!

Die Folgen jener Achsenverschiebung werden sich in mannigfacher Weise geltend machen müssen; wenn es jetzt wieder zu einer deutschen Reformation kommt, so wird diese sicherlich in manchen Punkten an ideale Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts anknüpfen; aber im Ganzen wird diese dritte Reformation wahrscheinlich der ersten, der Luther'schen sich verwandter erweisen als der zweiten, der Lessing'schen. Auch hier macht sich, in erweitertem Umfange, das Gesetz der geschichtlichen Oszillation oder der vom Großvater auf den Enkel überspringenden Aehnlichkeit geltend. Diese Bewegung der Geister wird unbedingt einen volksthümlichen Charakter tragen müssen; Lessing aber besaß zur naiven Masse des Volkes so gut wie gar keine Beziehungen; und diese keine zu ihm. Schon hierdurch tritt er in den entschiedensten Gegensatz zu Luther. Luther fühlte mit dem gemeinen Mann, Lessing war dies nicht gegeben; in allen seinen Dramen erscheint keine echt volksthümliche Figur; Just, der allein Etwas davon hat, ist — ein Bedienter. Der Bediente aber und sei es der beste, gehört nicht mehr zur freien Masse des Volks; er hat sein Selbstbestimmungsrecht verloren und erscheint dadurch als der Antipode des Bauern; insofern ist die Wahl und Schilderung gerade dieses Typus für Lessing, als einen Gebildeten und Gelehrten, charakteristisch. Was Lessing selbst von seinen Jugenddramen sagte „ich schilderte die Welt, ehe ich sie kannte" gilt in anderem Sinne auch von den Erzeugnissen seiner reiferen Muse; sie bewegen sich, innerlich und äußerlich, in den höheren Regionen des Lebens; ihnen fehlt der Schlagschatten des niederen Volksthums und damit einer der wirksamsten Faktoren plastischer Darstellung. Er ist darin Kant verwandt; auch dieser hat sich der breiten Masse seines Volkes fremd gegenübergestellt: durch die künstelnde undeutsche Terminologie, welche er in

Die dritte Reformation.

Luther und Lessing.

vielen seiner Schriften anwandte. Für den eigentlichen Kern der Volksseele, die Mystik in ihren verschiedenen Aeußerungen besaß Lessing wenig und Luther sehr viel Verständniß; trotz des hohen Ranges, den man dem Ersteren nach Geist und Charakter zusprechen muß, war er im Grunde religions- und vaterlandslos; Religion und Vaterland aber sind gerade die beiden maßgebenden Faktoren im heutigen Deutschland. Sie sind, im besten Sinne, mystische Faktoren. Ebenso steht den so überaus deutsch-gewissenhaften Seelenkämpfen des ersten die Aeußerung des zweiten deutschen Reformators bezeichnend gegenüber: daß er Manches in seinen Schriften nur „γυμναστικῶς“, also „zur bloßen Uebung“ und ohne eigene innere Ueberzeugung behauptet habe. Unzweifelhaft war ihm etwas von jener inneren Kälte eigen, welche trotz aller sonstigen vortrefflichen Eigenschaften einen Friedrich II für Schiller so abstoßend machte; das feurige Herz Luther's schlug in Lessing nicht; und dieser erscheint dadurch um einen Grad weniger deutsch als jener. Der Eine ist Weltmann, der Andere ist Volksmann. Lessing liebte die Musik nicht und hat, wie er selbst erklärte, in seinem Leben nie geträumt; das Stigma einer vorwiegenden Verstandesrichtung war seiner ganzen Geistesthätigkeit und der von ihm eingeleiteten Geistesbewegung aufgeprägt. Er erinnert darin einerseits an den musikfeindlichen Kant und andererseits an den religionsfeindlichen Voltaire, seinen sonstigen Gegner; aber während Dieser hämischerweise anderen Leuten sein écrasez l'infame zurief, ging Lessing männlichgesinnt selbst an dies Unternehmen. Sein groß entworfenes Werk über die „Erziehung des Menschengeschlechts“ erscheint dem unparteiisch Urtheilenden mehr geistreich als wahr. Denn es sieht von den unerläßlichen individuellen Vorbedingungen eines jeden geistigen Prozesses vollkommen ab; es hätte ebenso gut in China wie in Deutschland geschrieben werden können; es ist ungeschichtlich und schwebt darum im Leeren. Nach einem unanfechtbaren pädagogischen Grundsatz ist Einzelerziehung besser als Massenerziehung; und diese ohne jene sogar garnichts werth; so ist auch Völkererziehung besser als Menschheitserziehung. Der Erzieher soll individualisiren; das ist für ihn das oberste aller Gebote; Lessing hat es in dem obigen Werke nicht beachtet. Dasselbe ist ein Luftschloß von grandioser Konstruktion. Man ist sogar versucht zu glauben, daß Lessing bezüglich des „γυμναστικῶς“ Behaupteten gerade an dieses Geisteselaborat ist erster Linie gedacht habe; und damit würde es freilich sehr an Werth verlieren. Zudem berührt sich auch hier wieder der große Volkserzieher mit seinen einschlägigen Gegnern; er ist gerade so dogmatisch wie sie; nur dogmatisirt er auf eigene Hand. Niemand kann sich dem Geiste seiner Zeit entziehen. Man sieht, daß selbst bei einem so rein kritischen Geiste, wie Lessing das subjektive Moment von höchster Bedeutung ist. Die kosmopolitische dogmatische und zum Theil experimentelle Richtung Lessing's war nicht geeignet, ihn dem Herzen des deutschen Volkes näher zu bringen;

Lessing als Erzieher.

in Luther dagegen erkennt dasselbe Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Luther steht eben deshalb Rembrandt sehr nahe und aus demselben Grunde Lessing schon grundsätzlich Rembrandt sehr fern.

Lessing stellt in der deutschen Geistesgeographie Das dar, was man einen „interessanten Fall“ nennt. Sein Name ist keineswegs, wie man gemeint hat, slavischen Ursprungs; es ist nie nachgewiesen worden, daß Lessing's Voreltern ihn in einer slavischen Fassung geführt haben; er enthält vielmehr die bekannte deutsche und zumal friesische Gentilendung — ing; die friesischen Namen Conring Malling Letting u. a. sind bekannt. Friesische Kolonisten sind während des Mittelalters erwiesenermaßen vielfach nach dem heutigen Königreich Sachsen eingeführt worden; rein friesische Orts- und Personennamen sowie friesischer Gesichtstypus sind dort noch jetzt nicht selten; speziell für die Oberlausitz und das Erzgebirge sind jene Besiedelungen urkundlich verbürgt. Es ist sehr wahrscheinlich und wird durch innere Gründe noch wahrscheinlicher gemacht, daß der deutsche Reformator, in dem keine Spur von slavischer Geisteseigenthümlichkeit zu finden ist, jenen frühzeitigen Einwanderern durch seine Abstammung angehört. Denn diese letztere, nicht der Wohnsitz oder Geburtsort eines Menschen entscheidet über seine Individualität; Kolonisten sind, bezüglich ihrer geistigen Eigenart, stets dem Mutterlande zuzurechnen; und zwar nicht nur in der ersten, sondern auch in den folgenden Generationen. Der klare und kühle Geist des Friesenstammes hat in Lessing seinen bisher anscheinend größten Vertreter gefunden; er zeigt innerlich wie äußerlich die großen graublauen „Friesenaugen“, von denen Storm öfters redet. Sein lebhafter Unabhängigkeitssinn, seine un- und antilyrische Begabung, seine Spielsucht, sein ganzer Wett- und Wagegeist sprechen für eine solche Blutsverwandtschaft. „Die Friesen sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird“ heißt es in ihrem alten Landrecht; es ist die geistige Devise Lessing's. In echt holländischer d. h. verstandesmäßiger Weise ist er ein Freund der Juden. Für seine Verstandesschärfe und Polyhistorie giebt es, wenn auch nicht mit gleicher Tiefe des Denkens verbunden, zahlreiche analoge Beispiele gerade in dem holländischen Gelehrtenstande des 17. Jahrhunderts. Ihr Blick ist beschränkt, Lessing's Blick ist weit; vielleicht würde dieser Prophet in seinem Vaterlande nicht so groß geworden sein, wie er es jetzt ist; denn oft entwickeln sich geistige Keime zu ihrer höchsten Blüthe erst dann, wenn sie aus dem heimischen in einen fremden Boden verpflanzt werden. Das ist auch ein Segen der inneren Kolonisation. Immerhin zeigt Lessing gerade in der tiefsten Tiefe seines Wesens sich dem erwähnten Gelehrtenthum verwandt. Beide verkörpern in sich jene mehr trockene und nüchterne Seite des holländischen Charakters, welche zu der feurigen Richtung desselben — wie sie durch den batavischen Künstler Rembrandt veranschaulicht wird — einen äußerlich befremdenden und innerlich ergänzenden Gegensatz bildet.

Lessing als Persönlichkeit.

Zweierlei Holländer.

Friesen und Bataver haben sich in Holland zu einem Volke vermischt; und die daraus entspringende geistige Doppelströmung ist durch die ganze holländische Geschichte zu verfolgen. Der niederländische Befreiungskampf gegen die Spanier hatte sein geschichtliches Vorbild bereits in frühgermanischer Zeit: in dem vergeblichen Freiheitskampf des edlen und gluthvoll empfindenden Bataverfürsten Claudius Civilis gegen die Römer; zu Leyden, Lugdunum Batavorum ist Rembrandt geboren. Beide große Niederländer drangen auf Freiheit und Selbstständigkeit; für Freiheit und Selbstständigkeit stritt auch Lessing; aber in seiner besonderen und jenen anderen beiden, durch einen gewissen Mangel von Enthusiasmus entgegengesetzten Art; er erinnert darin, trotz größerer geistiger Beweglichkeit, auffallend an den kühlen und verständigen Geist des zweiten und erfolgreichen niederländischen Befreiungshelden, Wilhelm I von Oranien. Lessing war ein Streiter, aber kein Sänger. Insofern Musik die seelenvollste Kunst und Gesang die seelenvollste Musik ist, erscheint das Frisia non cantat bezeichnend genug für die Geistesrichtung dieses sonst so vortrefflichen Volksschlages; und bezeichnend auch in seinem Gegensatz zu der so überaus musikalisch empfundenen Malerei Rembrandt's. Wie Rembrandt und Beethoven der einen, gehören Franz Hals und Lessing der anderen jener beiden Richtungen an; die Trinklieder des Letzteren und seine Neigung zu munterem Lebensgenuß sympathisiren sehr mit dem Meister von Haarlem; wie Beethoven's Schwermuth und seine düstere Kunststimmung mit der des Meisters von Amsterdam. Kalte und warme Strömungen mischen sich wie im Ozean, so auch im unendlichen Bereich des geistigen Lebens; nur daß dessen Gesetze denen der Physik gerade entgegengesetzt sind; denn hier sind die kalten, dort die warmen Strömungen die tieferen. Rembrandt und Beethoven leiten tiefer, als Lessing und Franz Hals. Wie von der Ostküste Amerika's der wirkliche, geht von der Westküste Europa's ein geistiger Golfstrom aus; es ist eine niederdeutsche Strömung; sie wirkt befruchtend und befreiend, wohin sie kommt. Ihren stärksten Ausdruck findet sie in dem empfindungsvollen Mystiker Rembrandt einerseits, in dem starren Dogmatiker Spinoza andererseits. Das friesische und das batavische Holland verhalten sich zu einander, wie das ostelbische und das westelbische Deutschland. Lessing erkannte in dem durchsichtigen Denker und speziellen Landsmann Rembrandt's, Spinoza, einen ihm stammverwandten Geist; ebenso wie Rembrandt in dem dunklen Denker und speziellen Landsmann Lessing's, Böhme, einen ihm sinnverwandten Geist erkannt haben würde. Die nahe innere Zusammengehörigkeit der ersten beiden Männer bedarf keiner Begründung; diejenige der letzten beiden erstreckt sich sogar auf Aeußerlichkeiten: der Lichtreflex beherrscht die gesammte Kunst Rembrandt's und aus einem Lichtreflex — dem Schein der Sonne auf eine Zinnschüssel — wollte Böhme das eigentliche Wesen Gottes und der Welt erkannt haben. Er war darin Künstler, wie Rembrandt. Das Dunkle sucht, im Gebiet der

inneren wie äußeren Anschauung, immer nach dem Hellen als seinem ausgleichenden Gegensatz; und diese Klaviatur des Geistes gilt für den Einzelnen wie für ganze Völker; sie erklingt bald in Uebereinstimmungen bald in Gegensätzen, immer aber harmonisch. Spinoza und Rembrandt, Lessing und Böhme, Kant und Hamann — jedes dieser Heroenpaare kann man als einen Planeten ansehen, dessen eine Seite dem Zentrallicht der Welt zu- die andere aber ihm abgekehrt ist. Und das Gleiche gilt von den zwei Seiten des holländischen Charakters. Es ist sogar möglich, daß der helldunkle Charakter des Niederdeutschen sich geradezu als ein friesisch-sächsischer Charakter desselben definiren läßt; denn der Friese ist mehr hell und der Sachse mehr dunkel in seinem ganzen Wesen, seinen geistigen Bestrebungen, ja seiner äußern Erscheinung; es würde wahrscheinlich sehr ergiebig sein, diesen großen nationalen Doppelakkord bis in seine Einzelheiten zu verfolgen.

Lessing und Rembrandt.

Er überträgt sich sogar auf das rein thatsächliche Verhältniß des größten deutschen Kritikers zum größten deutschen Maler; Lessing hat in seinen kunstkritischen Schriften auf Rembrandt, der ihn freilich in erheblichen Punkten widerlegt haben würde, keine Rücksicht genommen. Ebenso existiren weder Dürer noch Peter Vischer, weder Bach noch Schlüter für ihn; er ist hierin ganz Gelehrter und ganz Kind seiner Zeit; die deutsche bildende Kunst überhaupt scheint ihn kalt gelassen zu haben. Auch Luther kümmerte sich nicht um Kunst; aber weil er unter, nicht über ihr stand; weil er selbst dem Volksboden angehörte, dem sie entsprang. Trotzdem oder eben darum findet sich z. B. in seiner treuherzigen Bibelübersetzung Vieles, was an die Schlichtheit und kindliche Tiefe der religiösen Bilder Rembrandt's erinnert; beide setzten sich durch diese einfache Auffassung hoher Dinge einer falschen Beurtheilung aus; und Luther als die politischere Natur berücksichtigte die letztere sogar. „Gott grüße Dich, Du liebe Maria — also hätte ich den Gruß verdeutschen müssen, hätte ich das beste Deutsch hie sollen nehmen" sagt er selbst in seinem Sendbrieff vom Dolmetschen über den sogenannten englischen Gruß; übersetzt ihn aber doch thatsächlich und, wie er ausdrücklich angiebt, aus Rücksicht auf die Menge etwas anders. Eine deutsche Bibelübersetzung in jener von Luther selbst für die bessere erklärten Sprache, in einer wahren Volks- und Herzenssprache, wäre wohl zu denken und — zu wünschen; sie würde das gerade Gegentheil einer Professorenbibelübersetzung sein; sie würde eine echt evangelische sein und sich zu Luther's jetziger Bibelübersetzung etwa verhalten wie ein Bild Rembrandt's zu einem solchen Dürer's. Vielleicht ließe sich eine solche Bibelübersetzung nur im plattdeutschen oder einem andern deutschen Dialekte denken; denn hier spricht die Volksseele am schlichtesten; aber freilich würde jene einen dialektischen Luther erfordern. Luther und Rembrandt sprechen aus dem Volk und zu dem Volk; Lessing spricht aus den Gelehrten und zu den Gelehrten; wenn auch häufig gegen die Gelehrten.

Man möchte sagen, er suchte das Volk, aber er fand es nicht. Und manches Traurige in seiner Lebensgeschichte, vorzüglich jene geistig desperate und desolate Stimmung, welche ihm so oft eigen ist, mag theilweise diesem Mangel entspringen; wer sich mit seinem Volk oder seiner Mutter überwirft, Der wird nie seines Leben recht froh werden; auch Schopenhauer erging es ähnlich. Lessing büßte die Sünden seines Standes wie Rousseau die seines Jahrhunderts; beiden fehlt die innere Heiterkeit, welche Söhne des Volks wie Shakespeare und Luther beseelt. Diese haben nicht an der Last einer reichen Tradition zu tragen; sie vereinigen in geistigen Dingen die Sorglosigkeit des Bettlers mit der Majestät des Königs; auch sie sind rois des gueux. Der thüringische Bergmannssohn ist thatsächlich der einzige deutsche Geistesheld, welcher in der großen Masse des Volkes noch heute fortlebt; selbst in katholische Gegenden und in katholische Gemüther ragt seine Gestalt, wie ein gewaltiger Schatten hinein. Der Instinkt des Volkes, welcher ihn über Lessing setzt, trifft in diesem Fall das Richtige; „was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr" sagt Schiller. In der Art, wie beide Reformatoren ihr Verhältniß zu Deutschland auffaßten, zeigt sich dies besonders deutlich: „Vaterlandsliebe halte ich aufs höchste für eine heroische Schwachheit" meint Lessing; „für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen" erklärt Luther. Es ist keine Frage, daß auch hier der Letztere den höheren Standpunkt einnimmt; und daß er ihn einnimmt, weil er sich vom Gefühl nicht vom Verstande leiten ließ. In Luther kommt mehr, als in Lessing, der ganze Mensch zur Geltung; und dieser Punkt bleibt immer der wesentliche, der entscheidende; von ihm muß wie früher, so auch jetzt jede Besserung ausgehen. Neues Feuer zündet sich an altem an. Die Entwickelung des deutschen Volkes und besonders seine geistige wie künstlerische Entwickelung kann nur aus der Tiefe jener deutschen zarten Empfindung herauswachsen, welche Luther eigen war; den deutschen klaren Verstand, welchen Lessing vertritt, braucht man darum nicht aufzugeben; aber man darf nicht vergessen, daß gerade in dieser Rücksicht Lessing zweiten, Luther ersten Ranges ist. Und Das was innerlich ersten Ranges ist, hat auch äußerlich den Ton anzugeben: das deutsche Herz! Nur eine Bildung und eine Kunst, welche das deutsche Herz als höchste Autorität anerkennt, kann dem inneren Leben der Deutschen eine glückliche Zukunft verbürgen. Auf diesen Punkt gilt es den Kurs des Schiffes zu lenken; dann wird es an allen Klippen vorbeikommen; auch an der Klippe jenes kühlen Geistes eines Friedrich II und Lessing, welcher wohl in der Politik, aber nicht im Geistesleben dauernd herrschen soll.

Lessing und die Gegenwart.

Ohne die Ausschreitungen des Pastor Götze in Hamburg zu billigen, muß man doch sagen, daß sein Streit mit dem großen Kamenzer in gewissem Sinne ein Kampf des Volks mit den Gebildeten war; und er entspann sich bezeichnender Weise an einer plattdeutschen Bibel; die ebenfalls

plattdeutschen Spottlieder, welche die Braunschweiger Jugend nach Lessing's Tode auf diesen sang, zeigen daß und wie das Volk selbst an dem bedeutsamen Streit Antheil nahm. Eine solche, allerdings negative Ehre ist keinem der anderen klassischen deutschen Literaturheroen zu Theil geworden; man ehrte den „Fürsten der Kritik" negativ, weil seine Thätigkeit eine negative reinigende zerstörende war; sehr positiv singt das Volk dagegen noch heute Luther's „Ein' feste Burg ist unser Gott". Von Beiden hat das Volk Notiz genommen. Es huldigte Lessing, wie die Besiegten dem Besieger huldigen; aber es ist möglich, daß eben dies Volk einmal wieder auf sein angeborenes und uraltes und unanfechtbares geistiges Souveränetätsrecht zurückgreift; daß es dann seinerseits einmal wieder über Lessing siegt. Selbst der Standpunkt eines Lessing ist kein solcher, über den hinaus sich kein Fortschritt denken ließe. Der Weltgeist geht Schritt vor Schritt; er athmet aus und athmet ein; und ebenso der Nationalgeist.

Wie Deutschland durch Preußen, so ist die deutsche Bildung durch Lessing groß geworden; aber bei Lessing stehen zu bleiben, ist nicht im Sinne Lessing's; gerade nach dem von Letzterem proklamirten Grundsatz „daß für die verschiedenen Lebensalter eines Volkes oder der Menschheit auch verschiedene Erzieher und verschiedene Erziehungsmethoden nöthig seien" haben diese beiden Faktoren heute gegen andere für das innere deutsche Volksleben bedeutsamere zurückzutreten. Die verhältnißmäßig engen preußischen Verhältnisse, in welchen Lessing während der Zeit seiner Entwickelung lebte, reagirten in ihm politisch wie geistig nach der Seite eines etwas übertriebenen weltbürgerlichen Weitblicks; der heutige deutsche Geist hat sich von beiden Extremen fernzuhalten. Man hat gesagt „Deutschlands Herzen sind da, wo Preußens Fahnen wehen"; man kann auch sagen „die preußischen Fahnen sollen da wehen, wo das deutsche Herz schlägt". Der eine Reformator, dessen geistige Heimath rechts von der Elbe liegt, muß dem andern Reformator wieder Platz machen, der den ungeschwächten deutschen Geist von links der Elbe vertritt. Lessing selbst sagt gelegentlich von sich, er habe zu viel Bücher gelesen, um das Ziel reiner Menschlichkeit zu erreichen; wir werden also nur ihn und uns ehren, wenn wir über seine Leistungen hinausgreifen bis zu seinen Forderungen; und sogar über diese noch hinaus bis zu den Forderungen der deutschen Gegenwart. „Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten" sagt er mit Recht; aber er hat damit nur die Hälfte Dessen ausgesprochen, worauf es in diesem Fall ankommt. Das wahre Genie muß sich ebenso schnell und ebenso leicht zu vielen einzelnen Fällen herunterlassen wie zu jenen allgemeinen Gesichtspunkten aufsteigen können. Die Fähigkeit, zu abstrahiren, ist wichtig; aber die Fähigkeit, zu exemplifiziren, ist es ebenso sehr; von dieser doppelten Art ist das Genie jener dem Volke entstammen-

den Männer: Luther Shakespeare Rembrandt. Sie wissen sich jederzeit zu Allgemeinwahrheiten, seien sie nun religiöser oder poetischer Natur, zu erheben; aber sie wissen auch jederzeit zu einer Fülle von illustrativen Einzelwahrheiten niederzusteigen; wo Lessing Citate, Beobachtungen und kühle Vergleiche, geben sie Gefühle, Leidenschaften und lebendige Menschengestalten. Nicht also in dem bloßen „Hinauf", wie es Lessing fordert, sondern in dem „Auf und ab", wie es sich bei jenen Drei stets und bei ihm nur stellenweise findet, liegt die eigentlich schöpferische Kraft beschlossen Hier ist der Puls des geistigen Lebens. Es war die von Lessing oft selbst empfundene Lücke in seinem Wesen, welche ihn das Genie einseitig definiren und bethätigen ließ. Allgemeine Wahrheiten wirken auf die innere Anschauung, wie Lichtreflexe auf die körperliche Form, mehr zersetzend als aufbauend; Lessing, der die allgemeinen Wahrheiten für entscheidend im Geistesleben erklärt, gleicht darin der dekorativen Kunst seiner Zeit, des Rokoko, welche gleichfalls auf Lichtreflexe einen hohen und etwas übertriebenen Werth legt ja theilweise auf sie allein gegründet ist; und beide finden ihr gemeinsames Echo in der gleichzeitigen Musik z. B. eines Mozart, der auch persönlich sich Lessing stark verwandt zeigt. Alle Kinder einer Zeit sind sich verschwistert; das scharfe Licht der Lessing'schen Schreibart, der heitere Glanz Mozart'scher wie Haydn'scher Musik und die vergoldeten Ornamente von Sanssouci athmen den gleichen Geist. Dekadenzzuständen gegenüber wirken jene zersetzenden Lichteffekte gewissermaßen reinigend verklärend erhebend; denn dem Schlechten geschieht sein Recht, wenn es verzehrt wird; eben dadurch wird es geheiligt. Was ist Mozart? Eine untergehende Sonne, welche den Sumpf bescheint. Von Lessing Sterne Mirabeau Napoleon I und anderen Geistern des Rokoko gilt dasselbe; sie alle wirken durch Helligkeit; bald im Großen bald im Kleinen, bald im Groben bald im Feinen. Sie sind Abendroth Wetterleuchten Blitz; stets treten sie in einen Gegensatz zu Rembrandt, welcher vorwiegend durch Dunkelheit wirkt; er ist Mitternacht Meereswelle Mond. Aber die Zeit schreitet fort; der Morgen ist der Mitternacht näher als dem Abend; und die deutsche Zukunft ist Rembrandt näher als Lessing!

Die neue Bildungsrichtung.

Die deutsche Bildung, welche so lange zum Abstrakten und Glänzenden hinaufgegangen ist, muß nunmehr wieder zum Schlichten und Konkreten heruntergehen; sonst könnte sie sich, gleich einer zu hoch gespannten Stimme, überschlagen. Es ist möglich und wahrscheinlich und nothwendig, daß der deutsche Volksgeist, wenn er sich wirklich auf geistigem Gebiet lebendig zu regen beginnt, sich nun stark von Lessing ablenkt; gerade damit würde er in tieferem Sinne Lessing gemäß handeln; denn Lessing hat nie die Ueberlegenheit Shakespeare's und Luthers über sich, die der naiven über die abstrakte Denkweise bestritten; er hat sie vielmehr oft anerkannt. Würde es dem deutschen Volke gelingen, von dem überwiegenden Kultus der letzteren

sich wieder zu dem überwiegenden Kultus der ersteren zu wenden, so wäre — unter den heutigen Umständen — der noch lebende Lessing gewiß der Erste, ihm dazu Glück zu wünschen. Sind Staub und Moder beseitigt, so kann der Kehrbesen der Kritik wieder in die Ecke gestellt werden. Die am Boden kriechende Thatsächlichkeit der jetzigen wissenschaftlichen Forschung scheint den Uebergang von jener zu dieser Richtung darzustellen; sie steht ebenso weit unter der Naivität, wie Lessing über ihr steht; es läßt sich eine Zeit denken und sie ist vielleicht nicht fern, in welcher zwischen beiden Bestrebungen eine goldene Mittelstraße eingehalten wird. Wer den Kontakt mit dem Volke hat, wird weiter kommen als Lessing; denn er braucht die Wahrheit nicht zu suchen, er hat sie. Goethe ist theilweise so verfahren. Lessing war der Sturmvogel der kritischen und literarischen Periode, in welcher wir uns noch jetzt befinden; Goethe ist der Sturmvogel der produzirenden und künstlerischen Periode, welcher wir demnächst entgegengehen. Man sollte dies Augurium nicht übersehen.

Das größte Problem der Gegenwart ist: den so gewaltig klaffenden Riß zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken; vermittelst der bisher so beliebten Halbbildung läßt sich dasselbe nicht lösen. Nicht von oben aus rekonstruirt man Häuser und Nationen; nur wenn der Volksboden seine schöpferischen Tiefen aufthut, kann neues geistiges Leben in Deutschland erblühen. Christus Sokrates Luther haben von unten nach oben gebaut; und sie haben mehr erreicht, als irgend einer und sei es der höchststehende ihrer „gebildeten" Vor- und Nachfolger; hier also ist klar die Bahn vorgezeichnet, welche der künftige Deutsche zu wandeln hat. Je niedriger er seinen Standpunkt nimmt, um zu den höchsten Zielen zu gelangen, um so weiter wird er es bringen. Mit der durchmessenen Distanz des inneren Aufschwungs wächst die entsprechende geistige und sittliche Leistungsfähigkeit; nicht umsonst hat Goethe betont, daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, die tiefsten Sachen stets in der einfachsten Form zu sagen; dadurch hat er sich die Herzen der Deutschen gewonnen. Er dichtete dachte redete baute von unten herauf. Diese Art von Entwickelung ist eine ganz besonders deutsche; sogar im reinsten Wortsinn; denn deutsch, thiutisco, heißt ursprünglich „volksthümlich": sein Name schon ruft dem Deutschen zu, volksthümlich zu sein. Diese urdeutsche Volksthümlichkeit entspricht durchaus dem urdeutschen Aristokratismus. Es giebt z. B. Niemanden, der im persönlichen Verkehr einfacher und ungesuchter wäre als Bismarck; wie seine Politik, so geht auch er nicht auf Stelzen; beide wurzeln in der Erde. Und doch ist er durchaus Grandseigneur, im besten Sinne des Worts. Nur Der kann vornehm sein, der natürlich ist, und nur Der darf natürlich sein, der vornehm ist; den geistigen Aristokraten wird es immer zur Ungezwungenheit sowie den unverdorben Empfindenden immer zum geistigen Aristokratismus ziehen; das Volk und seine Helden gehören zusammen. Shakespeare ist der vornehmste aller Dichter,

weil er der natürlichste aller Dichter ist; seine Werke sind weniger Erzeugnisse der Kunst wie der Natur; und darum vornehm, wie diese — wann und wo sie rein auftritt. Luther so gut wie das Christenthum, so demokratisch letzteres auch anscheinend ist, haben beide gleicherweise einen aristokratischen Zug: denn Jener war, geistig und politisch genommen, ein Bauer, der zum Adel hielt; und dieses erklärt ausdrücklich: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt. Das innerlich Vornehme begegnet sich überall. Respekt vor dem Adel und Liebe zum Volk bewährt Luther stets, wenn er mit diesen beiden Faktoren des allgemein deutschen Lebens zu thun hat. „Es ist garnicht zu sagen, was wir diesem Manne Alles verdanken" hat Goethe über ihn geurtheilt und diesen Spruch auch durch sein eigenes Leben gerechtfertigt. Das Verdienst Luther's gleicht sonach dem Verdienst Preußens: beide sind weniger selbst schöpferisch gewesen, als daß sie Licht und Luft geschaffen haben, um ein erneutes Wachsthum des deutschen Geistes zu ermöglichen; aber eben darin bewies sich die urdeutsche und nie genug zu würdigende Thatkraft beider. Sie haben freie Bahn gemacht!

Luther und Goethe.

Vor den Leistungen Luther's müssen selbst diejenigen Goethe's zurücktreten; aber beide, der religiöse wie der künstlerische Held stehen auf einer Seite: auf derjenigen, welche Lessing und der heutigen Bildung entgegengesetzt ist. Die instinktive Abneigung des jugendlichen Goethe gegen Lessing beruhte nicht nur auf äußerlichen Gründen; es war die Scheu eines warm empfindenden Herzens vor dem kalt überlegenden Verstand. Dazu kommt noch ein Anderes. Mirabeau hat es für eine der wenigen auf politischem Gebiet feststehenden Wahrheiten erklärt: daß der Thronfolger immer dem jeweilig gerade herrschenden Regenten sachlich abgeneigt sei; und diese Wahrheit gilt auch auf geistigem Gebiete und für die einzelne Epoche einer geschichtlichen Entwickelung: so ist dem starkgläubigen Luther der freigeistige Lessing und dem kritischen Lessing der künstlerische Goethe, sachlich ja sogar theilweise persönlich, entgegengesetzt. Lessing hat mit Kant und dem preußischen Korporalstock Das gemein, daß alle drei die Voraussetzung, aber nicht das Ziel der deutschen Entwickelung bilden. Lessing's Thätigkeit bezeichnet einen Schritt zu Luther hin: insofern er den Schritt vom Autoritätsglauben zum eigenen Urtheilen, vom Gelehrten zum Menschen that; und Goethe's Thätigkeit bezeichnet einen weiteren Schritt innerhalb derselben Richtung: insofern er den Schritt vom künstlerischen Urtheil zur künstlerischen That, vom Weltmenschen zum Nationalmenschen that; es erübrigt den Deutschen noch, den letzten Schritt zu thun: künstlerisch eine ebenso selbstständige und selbstverantwortliche Gesinnung zu bethätigen, wie sie Luther in religiöser Hinsicht forderte und hatte. Die Deutschen müssen auf der Linie Lessing-Goethe-Luther marschiren; es ist eine Linie, welche immer tiefer in den Individualismus hinein und schließlich wieder zu — Rembrandt führt.

Goethe Rembrandt Luther — eine Bildung, welcher diese heiligen drei Könige ihre Huldigung darbringen, ist der wahre Heiland für die Deutschen; liegt derselbe auch jetzt noch in der Krippe, so wird er doch einmal groß werden. Von Bauern und Königen wurde, nach der christlichen Legende, der neugeborene Heiland der Welt zuerst verehrt; Bauern und Könige, im politischen wie geistigen Sinne, werden auch der wiedergeborenen deutschen Bildung zur Seite stehen müssen, wenn sie gedeihen soll. Man hat gemeint, daß der führende Stern jener drei Heilandsverehrer ursprünglich der Polarstern gewesen sei; auch hier erglänzt dieser wieder in leitender Höhe: es ist Shakespeare. Vielleicht entschließen sich noch die Weisheitssucher von heute, einem solchen Zeichen zu folgen und ihre Knie vor Dem zu beugen, was besser ist als sie: vor dem Heil, das aus der Niedrigkeit kommt. Wissen ist keine Weisheit. Lichtenberg hat es prophetisch ausgesprochen: „jetzt sucht man überall Wissen auszubreiten; wer weiß, ob es nicht in ein paar hundert Jahren Universitäten giebt, um die alte Unwissenheit wiederherzustellen". Rembrandt könnte den Deutschen als eine solche Universität dienen; er kann sie wieder lehren, daß Individualismus und Anschauung mehr gelten als Kritik und Gelehrsamkeit; dies ist das nächste Ziel, welches einer Erziehung der Deutschen vorschweben muß. Nur so werden sie den Weg zu sich selbst und ihrer geistigen Unschuld zurückfinden. Nach den Ergebnissen der neuesten Naturforschung hatte der Mensch zu den zwei Augen, die er gegenwärtig besitzt, früher auch noch ein drittes auf dem Scheitel; dasselbe ist durch die steigende Gehirnentwickelung allmählich verkümmert worden; der Mensch hat mehr gedacht als gesehen! Er sollte jetzt auch hier den Kreislauf der Natur vollziehen, indem er sein Gehirn in geistigem Sinne wieder zum Auge um- und zurückbildet; indem er die Anschauung an die Spitze seines inneren Lebens stellt; indem er mit dem Gehirn sieht und mit dem Auge denkt. Das körperliche Sehen ist passiver Natur; das Denken sollte ein aktives Sehen sein.

Propheten und Professoren.

Wer so denkt, wird der Kunst den ihr gebührenden ersten Platz innerhalb des deutschen Geisteslebens gern zugestehen. Und es liegt auf der Hand, daß diese Evolution, welche sich im innersten Kern des deutschen Geisteslebens vollzieht, auch auf die mehr an der Oberfläche bleibende „allgemeine Bildung" des Volkes den bedeutsamsten Einfluß haben muß; sowohl nach der negativen wie nach der positiven Seite hin. Eine Bildung, die nur Luxus ist, ist eben — Luxus. Man druckt jetzt viel auf holländischem Büttenpapier; man sollte lieber etwas auf holländische Volksmanier denken. Gerade die so hoch gestiegene Verwirrung und Verirrung in den durchgängig gangbaren Bildungsbegriffen der Deutschen spricht dafür, daß in ihnen bald eine radikale Aenderung eintreten wird. „Ist das Chaos da, ist die Schöpfung nah" singt ein neuerer Dichter. Der neubildende Geist kann in diesem Fall nur derjenige sein, welcher in den deutschen Künstlern, dies Wort im weitesten und besten Sinne genommen,

lebt; sie sind die deutschen Propheten; sie sind die Vertreter einer Herzensbildung, während der Gelehrte als solcher grundsätzlich und sogar häufig ausschließlich einer Verstandesbildung huldigt. Professoren blicken in die Vergangenheit; Propheten blicken in die Zukunft; die deutsche Durchschnittsbildung, soweit sie lebendig ist, wird sich also jenen ab und diesen zuwenden müssen. Der Prophet ist dem Künstler von jeher verwandt; der Eine erkennt, der Andere erschafft aus den einzelnen Theilen einer organischen Masse — das Ganze derselben; jener vermag gewissermaßen der Zeit, dieser dem Raume zu gebieten. Prophet bedeutet ursprünglich nicht einen Voraus- sondern einen Heraussager; also einen Wahrheitsverkünder; er sieht nicht anders als andere Leute, sondern nur weiter als sie. Der Prophet zeigt die Wahrheit an, wie der Thermometer die Wärme anzeigt; weil er in innigerer Verbindung mit dem Geiste seines Volkes steht und ihn deutlicher auszusprechen vermag als ein Anderer; hierin treffen die jüdischen Propheten und die griechischen Orakelspender mit den deutschen Geistesheroen zusammen. Und ihnen folgt das Volk, mag es auch zuweilen anders scheinen, lieber als den Professoren. Eine solche Entscheidung hat endlich auch ihre sittliche Seite; eine überwiegend kritische Bildung verliert leicht das Ganze der Menschennatur aus dem Auge; und mit dieser geht der Charakter in die Brüche. Charakter ohne Bildung ist besser, als Bildung ohne Charakter.

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnüffeln, die Farben sind ungesund" hat Rembrandt gewarnt; und Goethe hat diesen Spruch für würdig befunden, ihn unter seine „Sprüche in Prosa" aufzunehmen. Dieser Geist des Schnüffelns ist in der heutigen Wissenschaft bekanntlich stark vertreten; auf geschichts- wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet, und nicht am wenigsten den echten Helden deutscher Bildung selbst gegenüber, zeigt sich sein Walten. Die heutige Waschzettelliteratur über Goethe ist kaum mehr werth als — die Weste Schiller's, welche in Gohlis bei Leipzig unter Glas und Rahmen gezeigt wird; Schiller wäre der Erste gewesen, sich über solche Geschmacklosigkeiten lustig zu machen; und Goethe hat sich selbst schon bei seinen Lebzeiten gegen die alles durchspürende biographische Kleinkrämerei verwahrt. Dem Gelehrten mag Goethe dadurch äußerlich vielleicht bekannter werden; dem deutschen Publikum nicht; es vermag sich unter diesem Wust von Notizen nicht mehr zurechtzufinden. Man soll die Schriften der beiden deutschen Heroen an ihrer Gesinnung, nicht diese an jenen messen. Die Reliquien dürfen nicht mehr gelten als der Heilige; das umgekehrte Verfahren ist sehr undeutsch; und sehr unprotestantisch. Es wäre viel wichtiger, Shakespeare's Mutter zu kennen als den Bildungsgang, den er selbst nahm; denn jene bestimmt ihn innerlich, dieser nur äußerlich. Goethe will im Sinne Goethe's, Shakespeare im Sinne Shakespeare's, Rembrandt im Sinne Rembrandt's verstanden verehrt verarbeitet sein.

Nichts braucht die Wissenschaft nothwendiger, als Begeisterung und selbstständiges Denken; und nichts vermeidet sie heutzutage sorgfältiger als diese zwei Dinge. Manche Gelehrte gehen wohl mit Begeisterung an ihre Arbeit; aber innerhalb ihrer Arbeit halten sie dieselbe für durchaus unzulässig; dieser Zwiespalt zwischen dem Menschen und dem Gelehrten ist die Erbsünde der heutigen Wissenschaft. Sie tritt überaus charakteristisch, und als Deutscher muß man fast sagen beschämend, zu Tage in dem Verhalten zweier größter Spezialisten von heute: Ranke und Helmholtz gegenüber zweien größten menschlichen Erscheinungen von einstmals: dem Christenthum und Goethe. Wie Ranke in seiner Weltgeschichte zur Besprechung des Christenthums kommt, sagt er: er werde von der eigentlich inneren Bedeutung desselben absehen und nur von der „großen Kombination der welthistorischen Momente, in welchen es erschienen ist" reden; also das religiöse Innenleben, einer der wichtigsten und entscheidendsten Faktoren aller Weltgeschichte, gehört nach ihm nicht in den Bereich derselben; er will die Entwickelung des Menschheitslebens schildern, aber deren innersten Kern nur ganz äußerlicherweise berücksichtigen. Um höheren Anforderungen oder etwaigen Konflikten zu entgehen, zieht er sich in den Bereich seines Spezialistenthums zurück. Das ist mehr vorsichtig als tief. Aehnlich Helmholtz; er sagt von Goethe's Farbenlehre: sie sei „physikalisch genommen sinnlos" und meint: Goethe habe „eine ganz andere Betrachtungsweise als die physikalische in der Naturforschung einführen wollen"; ob die erstere berechtigt oder gar nothwendig sein könne, erörtert er nicht. Das ist mehr bequem als gründlich. Helmholtz hat offenbar die Absicht, gegen Goethe gerecht zu sein; aber er urtheilt als Spezialist und ein solcher kann nie gerecht sein. Auf die richtige Beobachtung des universellen Physikers: daß ein getrübtes Licht unter gewissen Verhältnissen den Charakter von „etwas Körperlichem, Schattigem" annehme, fragt der spezielle Physiker naiv genug: „sollen sich etwa körperliche Theile dem Lichte zumischen und mit ihm davonfliegen?" Und doch liegt es auf der Hand, daß Goethe nur meint: die Farben machten in einem solchen Fall den E i n d r u c k von etwas Körperlichem. Die Wissenschaft der Erscheinungen steht hier der Wissenschaft der Eindrücke verständnißlos und wenn man will „sinnlos" gegenüber. Die Streitfrage ist in dem vorliegenden Falle einfach die: ob der ganze Mensch oder allein sein Verstand das berechtigte Forum ist, vor welchem die Natur zu erscheinen hat; wer selbst ein ganzer Mensch ist, wird sich für das erstere Forum entscheiden. Goethe hat es gethan; seine Naturforschung ist zugleich Weltforschung; die heutige Naturforschung ist dies nur theilweise. Gerade auf den Unterschied zwischen Natur und Welt kommt es hier an. „Daß man, ohne" — im kirchlichen Sinne — „fromm zu sein, selig werden könne" hat Goethe als sein Glaubensbekenntniß bezeichnet; daß man ohne — im spezialistischen Sinne — wissenschaftlich zu sein, die Natur erkennen könne, behauptet er in seiner Farbenlehre; in beiden

Wissenschaft und Menschenthum.

Fällen urtheilte er richtig. Noch achtzig Jahre nach Kopernikus bestritt selbst ein Bacon auf's lebhafteste dessen Theorie; man darf sich daher nicht wundern, daß fünfzig Jahre nach Goethe selbst ein Helmholtz noch dessen farbenwissenschaftliche Entdeckungen bestreitet. Jedes Jahrhundert hat seine Fehler; es ist in einigen Punkten farbenblind; das jetzige soll nur ja nicht glauben, eine Ausnahme zu machen.

Einzelwissen ohne Gesammtempfindung ist todt; es wirkt auf den Inhaber, menschlich wie sittlich genommen, nur nachtheilig. So kam man dazu, selbst einem Goethe vorzuwerfen, daß er ganze Abende hindurch „in Gesellschaft der unterrichtetsten Männer" geschwiegen oder nur hm! hm! gesagt habe; als ob das Wissen an sich für den menschlichen Verkehr oder den Werth des Menschen irgend etwas bedeutete; als ob es nicht ganz allein darauf ankäme, welche Persönlichkeit hinter ihm steckt. Aber die Blinden vergessen leicht der Farbe. „Diese Zeiten sind schlechter, als man denkt" hat ebenderselbe Goethe gesagt; und Niemand kann behaupten, daß in Geistes- und Bildungsangelegenheiten, welche hiermit vorzüglich gemeint waren, die Zeiten seitdem besser geworden sind. „Die Charaktere vieler Professoren fingen an sich zu entblättern, gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost" hat ein echter deutscher Mann, in dem Mensch und Gelehrter noch nicht getrennt waren, Jakob Grimm von seinen damaligen Kollegen gesagt; sein kluges und ehrliches Bauerngesicht scheint aus diesen Worten gleichsam hervorzuleuchten; sollten die heutigen Nachfolger jener Kollegen wirklich besser geworden sein? Legt man heutzutage mehr Werth auf Charakterbildung wie damals? Ist man sittlicher geworden? Man möchte diese Frage verneinen. „What are we to expect? Wohin gerathen wir?" lauteten die ruhigen und inhaltsschweren Worte, welche einst ein Cromwell der politischen Mißwirthschaft seines Landes bei seinem ersten öffentlichen Auftreten entgegenschleuderte; gegenüber der geistigen Mißwirthschaft im heutigen Deutschland scheinen sie wieder angebracht. Kann es so weiter gehen, wie bisher? Nein. Woher soll dem Volke Hülfe kommen? Aus sich selbst. Das sind Fragen und Antworten, die sich jetzt unweigerlich aufdrängen. Die Gegenwart hält sich in ihrer Bildung für ungemein fertig; gerade das ist ein Zeichen, daß es mit letzterer bald fertig ist.

Verstandesbildung.

Es scheint in der menschlichen Natur tief begründet, daß sich die Völker zeitweilig von einer rein verstandesmäßigen Bildung beherrschen lassen und daß sie, so lange sie unter dem Einflusse dieser Bildung stehen, nicht bemerken wie hohl und unwahr dieselbe ist; Pharisäer und Sophisten, Scholastiker und Spezialisten haben in den verschiedensten Ländern und Zeiten dies Prinzip vertreten; aber der echte und wahre Geist der Menschheit hat auch schließlich immer gegen dasselbe revoltirt — und über dasselbe gesiegt. Ex cathedra wurde Christus schon bei seinen Lebzeiten nicht verstanden; ex cathedra versteht man ihn auch heute nicht; und entsprechend verhält es sich auf dem Gebiete der Kunst. Sie wird aus den

verschwiegenen Tiefen des Charakters geboren. Große und entscheidende Geistesumwälzungen künden sich keineswegs immer zuerst auf dem literarischen Markte an; das Christenthum wird in der gleichzeitigen und so überaus reichen Literatur des Alterthums kaum erwähnt; und doch hatte es seine Vorläufer gerade wie die deutsche Reformation deren hatte. Die neue künstlerische Bildung Deutschlands dürfte einen solchen Weg nehmen. Zu Christi Zeiten waren die Pharisäer die Inhaber der vorwiegend auf schriftliche Behelfe und verstandesmäßige Geistesthätigkeit gegründeten — also der heute sogenannten wissenschaftlichen Bildung; sieht man Religion als den höchsten Grad der lebendigsten und ernstesten Poesie — also als Kunst im Goethe'schen Sinne an, so war Christus den Pharisäern gegenüber der Vertreter einer künstlerischen Bildung. Er lehrte Poesie, jene Prosa. Pharisäer heißt wörtlich ein Separatist; und bezeichnet also dasjenige im religiösen wie moralischen Sinne, was im wissenschaftlichen wie geistigen Sinne ein Spezialist ist; wo sich die Sachen decken, da decken sich schließlich auch die Worte. Der Standpunkt der biblischen Schriftgelehrten: das Wissen höher zu schätzen als den Charakter, ist häufig auch der der heutigen Weltgelehrten. Bekannt ist es, daß Christus Jedermann seiner Lehre für würdig hielt, nur nicht die Pharisäer; so ist auch zwischen den Vertretern der heutigen wissenschaftlichen und der künftigen künstlerischen deutschen Bildung eine Vermittelung eigentlich nicht möglich; denn jene wollen einen Theil des Menschen, diese den ganzen Menschen bilden. Möglich ist rechtmäßigerweise nur eins: die Unterordnung des niederen Prinzips unter das höhere, des einseitig urtheilenden Verstandes unter den allseitig fühlenden Menschen, des Spezialisten unter Rembrandt. Der Gang der Geschichte bleibt sich stets gleich; alle geistigen Umwandlungen unterliegen verwandten Gesetzen; wer sie kennt, weiß etwas von der Zukunft. Auf das Zeitalter der Sophisten ist das des Perikles, auf das Zeitalter der Pharisäer das Christi, auf das Zeitalter der Scholastiker das Luther's gefolgt; so wird auch auf das Zeitalter der Spezialisten das „Rembrandt's" folgen im heutigen Deutschland. Ein außerordentlicher Wissensdrang geht regelmäßig der Erfüllung durch das Schauen voraus. Oder um zu einem anderen Beispiel zu greifen: wie die Vertreter der Goethe vorhergehenden deutschen Geistesperiode und theilweise selbst ein Lessing für die herannahende klassische Literaturperiode der Deutschen kein Verständniß hatten noch haben konnten, so fehlt auch den heutigen Gelehrten durchweg die Witterung für die bevorstehende und so überaus wichtige Wendung im deutschen Geistesleben. Es geht ihnen wie Lot's Frau; sie sehen rückwärts und werden darüber zur Salzsäule; das heißt: sie studiren ihr Fach und werden darüber zu wandelnden Repertorien. Sie können das Publikum belehren, aber nicht beleben.

Es ist bezeichnend, daß zu allen Zeiten mit der abnehmenden Qualität der geistigen Bestrebungen die Quantität derselben übermäßig zu-

genommen hat. Die Zahl der Pharisäer zu und bald nach Christi Zeiten machte einen unverhältnißmäßig großen Bruchtheil der damaligen Gesammtbevölkerung Judäa's aus; die Sophisten in Athen und anderswo sahen fast die ganze griechische Jugend zu ihren Füßen; kurz vor dem Ende des Scholastizismus war die Universität Paris von 12000 Studenten besucht; gegenwärtig hat Berlin 6000 Studenten und werden in Deutschland jährlich 14000 neue Bücher gedruckt. Wie viele dieser Studenten und Bücher wohl für das nationale Leben von dauerndem Werthe sind? Jedenfalls ein weit geringerer Prozentsatz als früher, da man beide noch in beschränkterer Zahl produzirte. Solche Aenderung bedeutet keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt in der nationalen Bildung; Vernunft ist stets bei Wenigen gewesen; und es wäre zu wünschen, daß die geistig Schwachen sich nicht durch jenen äußeren Schein täuschen ließen. Wenn dieser äußerliche und quantitative Aufschwung irgend einen Werth hat, so ist es ein negativer; er bezeichnet, wie in jenen obigen Fällen, die letzte Station einer untergehenden Bildungsepoche: es ist der dunkle Weg, der ins Freie führt. Mit demselben Eifer, mit welchem man im 19. Jahrhundert die Universitäten dotirt, dotirte man im 15. Jahrhundert die Klöster; und beides ist nur natürlich; der Bovist dehnt sich, ehe er platzt. Zweifellos wird es auch nach dem 19. Jahrhundert noch — im heutigen Sinne — wissenschaftliche Institute geben, wie es nach dem 15. Jahrhundert noch Klöster gab und giebt; aber wie diesen letzteren gegenüber die Minderheit des Protestantismus, wird jenen ersteren gegenüber die Minderheit des Subjektivismus eine freiere lebensvollere und fruchtbarere Geistesrichtung vertreten. Es ist das Gesetz alles Lebens: daß das Kind sich von der Mutter und eine jüngere Kultur sich von der älteren löst. Der alte Lebenskreis kann danach noch lange, neben dem neuen, fortbestehen; aber diesem gehört die Zukunft.

Luther und Erasmus.

Unsere zerstückelte moderne Bildung muß sich wieder zum Ganzen abrunden; Rembrandt ist ein Stein zu solchem Bau; und dieser Bau ist vor Allem „eine feste Burg" gegen sich selbst überhebendes Gelehrtenthum. Der starke Haß, welchen Luther seinerzeit gegen Erasmus hegte, war keineswegs von zufälliger oder persönlicher Art; es war der Haß des Ehrenmannes gegen den zweifelhaften Charakter, des treu und schlicht empfindenden Volksmannes gegen den mit einer falschen Politur versehenen Geist. Echte und unechte Größe vertragen sich nie. „Dieser Erasmus muß doch eine recht giftige Kröte sein" lautet ein Ausspruch der Frau Käthe aus Luther's Tischgesprächen, welcher unzweifelhaft nur die Meinung des Reformators selbst widerspiegelt. Wie fremd jener Gelehrte und mit ihm der ganze Humanismus dem eigentlichen deutschen Volksgeiste gegenüberstand, der doch in Luther seinen Helden fand, ersieht man besonders deutlich, wenn man das negative ja perfide Verhalten des Erasmus gegenüber der Reformation mit der hoffnungsvollen Erwartung vergleicht, welche ein

naiver Deutscher wie Dürer gelegentlich über ihn äußert. „O Erasmus von Rotterdam, wo willst Du bleiben? Höre Du Ritter Christi! reite hervor neben den Herrn Jesus, beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone“ heißt es im Tagebuch des Nürnberger Meisters. So rief der deutsche Volksgeist den Gelehrten und sie antworteten nicht; so ruft der deutsche Volksgeist noch heute den Gelehrten und sie antworten nicht; sie zeigen sich hier im ungünstigen Sinne als Erben des Humanismus vom 16. Jahrhundert. „Der Humanismus würde dem deutschen Geiste die Erlösung nicht gebracht haben; dieser hat sich selbst befreit, aus eigenem Recht und eigener Kraft; und deß mögen wir uns freuen“ sagte im Hinblick auf Luther der Rektor der Universität Berlin, Prof. Kirchhoff, kürzlich in seiner schon erwähnten öffentlichen Rede. Aus eigner Kraft soll sich der deutsche Geist nunmehr zum zweiten Mal befreien; noch weniger als der Humanismus, vermag ihm der Spezialismus Erlösung zu bringen.

Unter den deutschen Gelehrten des 19. Jahrhunderts giebt es Einen, der eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit Erasmus zeigt: Mommsen. Wie jener Luther, steht dieser Bismarck feindselig gegenüber; eine gewisse halbironische Theilnahme an geistigen und sittlichen Bestrebungen, welche dem Kern des deutschen Volksthums fremd gegenüberstehen, charakterisirt beide; aber wie einst so wird auch heute das deutsche Volk, soweit es echt empfindet, sich zu den echten Vertretern seines Wesens halten. Die Worte von Novalis, der ein ebenso frommer wie tiefdenkender Mensch war: „es giebt geistvolle Historiker des Buchstabens, philologische Antiquare“ scheinen wie auf Mommsen gemünzt. Er ist der ausgesprochenste Vertreter jener Geistesrichtung im heutigen Deutschland, welche sich selbst treffend dadurch charakterisirt, daß sie entgegen der geschichtlichen Entwickelung sowohl wie dem Volksbewußtsein, die lateinische Schrift- und Druckweise für den deutschen Sprachgebrauch eingeführt wissen will; sie verräth in einem solchen anscheinenden Nebenumstande, weß Geistes Kind sie ist: nämlich das Kind eines fremden nicht eines deutschen Geistes. Selbst in dieser, wenn man will sehr unpolitischen Frage stehen Bismarck und das deutsche Volk auf der einen, der Mann der „Forschung“ und der „Freiheit“ auf der andern Seite; denn bekanntlich hat sich der erste deutsche Reichskanzler für, die neuere deutsche Wissenschaft gegen den Gebrauch der deutschen Schrift ausgesprochen. Mommsen vertritt nicht nur nach der Richtung seiner Studien, sondern auch seinem ganzen geistigen Wesen nach den Formalismus des Römers; er ist dem Griechenthum innerlich ebenso fremd wie dem Christenthum; da aber die deutsche Bildung, nach ihren bisherigen besten Elementen, zwischen diesen beiden Mächten in der Mitte steht: so ergiebt sich daraus ein undeutscher Zug im Charakter des Genannten. Die ätzende Schärfe seines Stils sowie manches Andere in seiner Persönlichkeit erinnert auffallend an Voltaire; der Verstand Beider ist groß; aber wie dem französischen so fehlt auch dem deutschen Popularhistoriker die — Seele. Dieser

Mommsen.

Mangel reflektirt selbstverständlich bei beiden auf den Menschen. Voltaire's Charakter als Mensch ist bekannt; als Dichter hat er eine der zartesten Gestalten der Geschichte, welche an Größe der Gesinnung wie des Unglücks nur von der Kassandra des Aeschylus erreicht wird, Johanna d'Arc in den Schmutz gezerrt; als Kritiker hat er Shakespeare und damit sich selbst verurtheilt; man sieht, wohin „Geist“ allein führt. Sinkende Zeiten bringen solchen Geist hervor; im Sumpfe wachsen schillernde Blumen.

Wie äußerlich und oberflächlich der modernere dieser beiden „Geschichtschreiber“ sich religiösen Dingen gegenüber verhält, welche doch für jede Periode der Geschichte mit aufs stärkste in Betracht kommen, erhellt aus dem seinerzeit von ihm gemachten Vorschlage eines Massenübertritts der heutigen deutschen Juden zum Christenthum. Er fügt zwar hinzu „soweit sie es können, ohne gegen ihr Gewissen zu handeln“. Aber da ein solcher Massenübertritt unmöglich aus innerer Ueberzeugung geschehen kann; und da ein Religionswechsel nicht nur wenn er gegen, sondern auch wenn er ohne innere Ueberzeugung erfolgt, mindestens eine Lüge ist — so ergeben sich die Folgerungen von selbst. Man weiß, in welch niederträchtiger Weise sich Heine über seine Taufe geäußert hat; er konnte sie mit seinem „Gewissen“ vereinigen; aber eine derartige Seelenverkäuferei sollte doch Niemand empfehlen. Religion ist nicht ein Mantel, der beliebig an- und ausgezogen wird. Und doch ist der Urheber jenes obigen Vorschlags einer von Denjenigen, welche als Hauptsäulen der gegenwärtigen deutschen Bildung gelten und im spezialistischen Sinne auch berechtigterweise gelten; aber im menschlichen Sinne glücklicherweise nicht. Wie Mackenzie von Dubois-Reymond wird von Mommsen das — Berliner Tageblatt protegirt; verwandte Geister finden sich. Mommsen ist hierin ganz Erasmus, welcher den „Zeitverhältnissen“ Rechnung trägt; und auch die Motive mögen hier wie dort die gleichen sein; Beide stammen von der Nordsee und Beiden eignet jene ungünstige Seite des friesisch-holländischen Charakters; das Kalte und Seelenlose und egoistisch Berechnende. Mommsen ist ursprünglich Jurist; was ja oft mit Formalist gleichbedeutend ist; gerade darum nahm der Natur- und Volksmensch Luther an dieser Menschengattung so besonderen Anstoß. Er war dem grünen Tisch nicht grün. Ein anderer Volksheld, Friedrich II theilt eben diese Gesinnung; er hat es in der bekannten Müller Arnold'schen Sache bewiesen; er verfocht, als ein echter Deutscher, die Billigkeit gegenüber dem Recht. Er wollte kein Römerthum! Und das jetzige deutsche Volk artet seinem religiösen wie politischen Führer nach; auch im sozialen Leben rüttelt es an dem Joch, das ihm der Buchstabe auferlegt; es weiß, daß in Regierung und Reichstag, im Eisenbahnwesen und anderswo sich immer noch zu viel Juristen befinden. Ein Schüler Rembrandt's, Owens, hat in einem großen und vortrefflichen Bilde dargestellt wie die Advokaten mit ihren Federkielen die Gerechtigkeit ermorden; und Burns rechnet, in einem seiner schönsten

Gedichte, a lawyer's tongue zu den Ingredienzien eines Hexenkessels; so verschiedenartige Zeugnisse beweisen immerhin Etwas. Das eigentliche Volk steht den Juristen wie einer Art von fremden Dämonen gegenüber, die ihm oft Gutes und oft auch Böses erweisen. Kurz, diese Leute sind seinem Herzen fremd; aber sie brauchten dies nicht zu sein; sie würden es nicht sein, wenn sie deutscher wären. Vollends zu führenden Geistern im Bildungswesen eignen sich dieselben nicht; ein Richter kann nicht Künstler sein; im Recht schlägt sich das Volksleben nieder, in der Kunst steigt es auf.

Mommsen seinerseits hat die ihm eigenthümliche rein verstandesmäßige Richtung mit Einem, der größer ist als er: mit Lessing und mit Einem, der kleiner ist als er: mit Nicolai gemein. Auch Nicolai ist, seinem Namen nach zu schließen, von friesischer Abkunft; denn diese Art von patronymen Namensbildungen ist, soweit das von Deutschen bewohnte Deutschland in Betracht kommt, ganz allein in Friesland üblich und hat sich von daher nicht durch Gewohnheit sondern ausschließlich durch Abstammung anderswohin verbreitet. Nicolai zeigt die friesische Nüchternheit, verbunden mit friesischer Hartnäckigkeit, bis zur Karikatur; ja sie führt bei ihm zur völligen Unbelehrbarkeit, zum passiven Fanatismus, zum geistigen Nihilismus. Er möchte den Künstlern wie Kunstwerken die Seele austreiben; und er erinnert dadurch an jenen Zug im holländischen Charakter, den man Seelenverkäuferei genannt hat; wie denn auch der holländerfreundliche Friedrich Wilhelm I gelegentlich seiner „großen Garde" diese Eigenschaft streift. Es ist also kein Zufall, daß auf geistigem Gebiet sich Lessing Erasmus Mommsen Nicolai treffen; sowie daß Ihering als geborener Friese und Ranke — dessen Name nach Analogie der rein friesischen Namen: Janke Hanke u. a. ebenfalls auf friesische Abstammung deutet — sich ihnen anschließen. Kalter Verstand charakterisirt sie alle, wiewohl ihr moralischer Werth theilweise weit auseinandergeht; aber es ist immerhin bezeichnend, daß sich diese kühlen Geister gerade auf preußischem Boden zusammenfinden. Auch sie statuiren ein „Preußisch-Holland". Preußen ist eine vorwiegend politische Arena; die Politik rechnet; und Seele kennt sie nicht; oder doch nur als einen Faktor in ihren Rechnungen; und damit ist das Wesen der Seele zerstört; denn sie ist selbstherrlich und triumphirt ebendeshalb zuweilen sogar über die Politik. Darum wird diejenige Politik stets die beste sein, welche sich mit der Seele verbündet; wenn die preußische Politik, wie bisher, die Wege der deutschen Volksseele einhält, ist sie unbezwinglich; auch die deutsche Wissenschaft wird sich von diesem grundbestimmenden Faktor nicht zu weit entfernen dürfen. Leute wie Mommsen kann man als eine Art von geistigem Kleinadel, mit den Licht- und Schattenseiten desselben bezeichnen; die ersteren vereinigen sich, wie Das bezüglich des wirklichen preußischen Kleinadels in Bismarck der Fall gewesen ist, auch einmal zu einem Lichtblitz — wie in Lessing; und beide

Preußische Geister.

große Männer gerathen, durch ihren weiten und freien und tiefen Blick, in eine Halbopposition zu ihren ursprünglichen Standesgenossen. Sie sind in den hohen Adel übergetreten; Bismarck ist wirklicher Fürst geworden; Lessing hat man den Fürsten der Kritik genannt. Dennoch ist seine Zeit vorübergegangen; nach dem Scharfrichter kam der Mildrichter; auf Lessing ist Goethe gefolgt.

Volksthümliche Bildung. Bezüglich der heutigen deutschen Bildung, welche sich in erster Linie an den Verstand wendet, darf und muß man sagen: wir haben genug davon! Die Natur reklamirt ihre Rechte, auch wo man glaubt, sie sich unterthänig gemacht zu haben; zumal wann und wo ein neuer Geist den Thron der Geschichte besteigt, pflegt dies vorzukommen: „bete an, was Du verbrannt hast und verbrenne, was Du angebetet hast" sprach der christliche Priester zu Chlodwig dem Großen, als er ihn taufte. Gliederung, nicht Zergliederung muß die Losung der kommenden Zeit sein. Individuell in der Kunst, organisch in der Wissenschaft, rhythmisch in der Politik soll sich das Leben des deutschen Volkes entfalten. Eine derartige einheitliche und zusammenhängende Schwenkung auf den einzelnen Gebieten der deutschen Bildung muß einer gesammten Neugestaltung derselben nothwendig vorausgehen. Nicht mit Unrecht hat man behauptet, der Gang der Weltgeschichte bewege sich in der Spirale; aber eine Spirale wird erst gebildet durch das stetige Fortschreiten eines Punktes auf einem sich stetig bewegenden Radius; jene erwähnte Schwenkung der deutschen Bildung bedeutet ein Fortschreiten dieses Radius. Auch an der Uhr des Geistes bewegt sich der Zeiger ruckweise; wer ihre Chiffern kennt, der weiß, wie viel es geschlagen hat. Und die Besserung muß an einem ganz bestimmten Punkt einsetzen. Das naive deutsche Publikum, welches jetzt auf allen Gebieten am Munde der Spezialisten hängt, sollte wenigstens auf einigen derselben wieder anfangen, selbst zu urtheilen; vor Allem aber innerhalb der Kunst; welche nur durch und für den g a n z e n Menschen besteht. Es giebt auch ein Laienpriesterthum der Kunst, und eine gesunde Entwickelung der letzteren ist ohne diesen Faktor nicht denkbar. Wer auf eigenes Urtheil verzichtet, der giebt seine geistige Freiheit hinweg; die heutigen Deutschen, welche auf die Gutachten von Spezialisten schwören, sind nicht besser daran als jene früheren Deutschen, welche sich Ablaßzettel von Tetzel kauften. Wenn die Leute nicht urtheilen können, so sollten sie wenigstens empfinden; wahres Empfinden reicht oft weiter als gutes und immer weiter als schlechtes Urtheilen. Eigenes Urtheil werden die Deutschen nur wiedergewinnen, wenn sie sich mit der Gesinnung der großen Männer erfüllen, welche in der bisherigen deutschen Geistesgeschichte schöpferisch thätig waren — welche aus dem Ganzen lebten. Sie alle weisen ihn übereinstimmend auf das Ziel hin, welches am deutlichsten durch die Persönlichkeit Rembrandt's markirt, aber keineswegs durch sie erschöpft wird: die höchste Individualität.

Dann werden die Kulturleistungen des Deutschen sich denen früherer Jahrhunderte würdig anreihen; sie werden nicht nur materieller sondern auch idealer Art sein. Die griechische Tempelarchitektur enthält optische Feinheiten — systematische Krümmungen von anscheinend geraden Linien — welche sich mit bloßem Auge garnicht und selbst mit Instrumenten nur schwer nachweisen lassen, die aber trotzdem zur Formenschönheit der Gebäude sehr viel beitragen; die Griechen konnten ihrer feinen künstlerischen Empfindung durch solche mathematisch-architektonische Delikatessen Ausdruck geben, weil sie den Grund- und Aufriß eines Gebäudes nicht blind nach irgend einem vorgezeichneten Plan kopirten, sondern ihn in Wirklichkeit mit dem Auge visirten. Ebenso soll der Deutsche in seinem Kunst- wie Geistesleben verfahren. Er soll den Bau seiner Bildung nicht aus dem oder auf das Papier, sondern aus der inneren Anschauung konstruiren; dann wird sie, gleich dem griechischen Tempelbau, ebenso einfach und groß wie subtil sein. Phidias schuf den olympischen Zeus und eine lebensgroße Fliege; er besaß den „Insekten- und Löwengeist", welchen Rahel vom Künstler fordert; wenn man die Tiefe der Komposition mit der Subtilität der Ausführung in den Bildern Rembrandt's vergleicht, so muß man sagen, daß auch er von jenem doppelten Geisteshauch beseelt war. An der ersten Hälfte desselben mangelt es dem heutigen deutschen Bildungsvertretern nicht, um so mehr aber an der letzteren; und doch lassen sich die einzelsten Detailfragen der Volkserziehung nur im Zusammenhang mit der großen Gesammtaufgabe derselben lösen; freilich würde dazu ein „philologischer Bismarck" gehören, wie ihn Professor von Esmarch gelegentlich einmal verlangt hat. Auch hier bedarf es der, bedarf es einer Persönlichkeit! Der früheste dichterisch besungene deutsche Held, der niederdeutsche Beowulf, stieg in die Tiefen des Meeres hinab um dort mit — einem riesigen uralten Weibe zu kämpfen; jenem philologischen Bismarck, wenn er kommen sollte, steht Aehnliches bevor; durch eine Fluth von guten wie schlechten Verbesserungsvorschlägen watend, wird er mit dem riesigen uralten Wuste deutscher Halbbildung aufzuräumen haben. Hoffentlich siegt er, wie sein Vorgänger; aber jedenfalls würden alle landläufigen Volkserzieher seine geborenen und geschworenen Feinde sein, wie alle landläufigen Politiker seinerzeit die geborenen und geschworenen Feinde Bismarck's waren; nichtsdestoweniger braucht Deutschland einen solchen Mann. Alle Bildung geht darauf aus, der Natur gewachsen zu sein; keine Berechnung, sondern nur Anschauung ist der Natur gewachsen; darum ist eine auf innere wie äußere Anschauung gegründete die beste Volkserziehung. Idee heißt auf holländisch „Denkbild"; die niederdeutsche Sondersprache ist hierin, ihrer äußern Fassung nach, sehr sinnvoll; die hochdeutsche Allgemeinsprache sollte ihr, der inneren Gesinnung nach, folgen. Dann wird auch sie wieder zu Denkbildern gelangen.

Subjektive Bildung.

Der Augiasstall einer falschen Bildung läßt sich nicht stückweise reinigen; er kann nur gereinigt werden, indem man in ihn den Fluß einer neuen

Bildung hineinleitet. „Aus dem Verworrenen gewinnt sich der erfinderische Geist das Neue" sagt einer der erfinderischsten Geister aller Zeiten, Leonardo. Die konkrete und die abstrakte Geistesthätigkeit des Menschen kreuzen sich in einem Punkt: der Kunst. Jene herzerhebende Weisheit, welche verkündet, daß Anschauung höher steht als Erkenntniß und welche, insofern aller Glaube nur innere Anschauung ist auch als eine religiöse Weisheit bezeichnet werden darf, ist vor Allem — eine künstlerische Weisheit. Das Band zwischen Kunst und Religion, von jeher fest gewoben, ist nicht nur ein äußerliches; beide sehen aufs Ganze; und beiden steht daher die Wissenschaft, welche sich mit Einzelheiten befaßt, oft feindlich und stets untergeordnet gegenüber. Das, was man eine „Wissenschaft der Eindrücke" zu nennen hätte, würde gewissermaßen aus dem Bereich des Wissens zu dem des Glaubens hinüberführen. Das Wissen erzeugt Pygmäen, der Glaube erzeugt Heroen. Kunst ist Subjektivität und Subjektivität ist Glaube. Darum ist der deutsche Glaubensheld, Luther, auch abgesehen von seiner religiösen Bedeutung der hervorragendste deutsche Held überhaupt; in ihm erkannte Deutschland zuerst sich selbst. Er hat das deutsche Volk, geistig genommen, auf seine eignen Füße gestellt; und er konnte dies nur darum, weil er so überaus subjektiv war. Der Lauf der Geschichte setzt sich aus Nothwendigkeiten zusammen; und diese entwickeln sich aus dem Kampf der Persönlichkeit mit deren Schranken; siegt die erstere, so siegt das bessere Prinzip. Es ist nicht zufällig, daß dasselbe deutsche Fürstengeschlecht Luther wie Bach wie Goethe beschützte; diese drei Männer sind, jeder in seiner Art, Helden des Glaubens und der Persönlichkeit; darum fanden sie auch Glauben bei Leuten, welche ihrerseits Glauben wie Persönlichkeit hatten: welche Individualität wie geistige Freiheit wie deutschen Charakter zu schätzen wußten. Auf diese Bahn heißt es zurückkehren. Je individueller die Wissenschaft sich gestaltet, desto gläubiger religiöser künstlerischer philosophischer wird sie sein.

Das Gedeihen von Kunst und Wissenschaft hängt nicht zum wenigsten davon ab, daß sich beide an dem richtigen Punkt trennen — und vereinigen. Von dem Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft gilt Dasselbe, was von dem Verhältniß zwischen Kunst und Kritik gilt. Das wirklich Schöpferische schließt die Kritik mit ein; ja man kann nicht besser kritisiren, als wenn man das Richtige neben das Falsche, das Wesentliche neben das Unwesentliche stellt; aber freilich ist diese Art von Kritik nicht leicht zu handhaben. Es ist nicht Tageskritik, sondern dauernde Kritik; jene ist der spezialistischen, diese der philosophischen Wissenschaftlichkeit zu vergleichen. Es giebt Priester und Küster der Wissenschaft; nur die ersteren können dem Volke das Sakrament der Wahrheit spenden; es heißt: Bildung. Kunst und Wissenschaft verhalten sich, in ihrer Einwirkung auf das Volksleben und die Volksbildung, zu einander wie Sonne und Mond; jene leuchtet und wärmt; diese leuchtet wohl, aber sie wärmt nicht. Fixsterne

würden, wenn man ihnen näher rücken könnte, zunächst als Monde und wenn man ihnen noch näher rückte, als Sonnen erscheinen; so ist die deutsche Bildung, als man sie tiefer begründete, zunächst wissenschaftlich geworden; begründet man sie am tiefsten, so wird sie künstlerisch werden. Man spricht neuerdings viel von Kunstwissenschaft; man sollte auch einmal von Wissensch ftskunst reden; hat in jener die Wissenschaft der Kunst ihre Visite gemacht, so ist es nicht mehr als billig, daß in dieser die Kunst ihrerseits die Höflichkeit erwidert. Hoffentlich wird sie nicht unfreundlich empfangen werden. Diese Wissenschaftskunst heißt — Philosophie. Die Wissenschaft hat den Beruf, in der Kunst unterzugehen; aber ein solcher Untergang ist nur ihre Verherrlichung; in diesem besonderen Fall und Fach ergeht es dem Menschen, wie es ihm nach Goethe immer gehen sollte: stirb und werde. Und auch für das Werden selbst hat er den rechten Weg gewiesen in den Worten „was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsere Altvorderen nicht aus den Augen verlieren".

Die moderne Bildung soll sich ihrer Ahnen erinnern; und derjenigen Leonardo. am meisten, welche dem einseitigen heutigen Wissenschaftsthum am direktesten entgegengesetzt sind; also welche die universalsten sind. An sich von Rembrandt sehr verschieden, aber an Vielseitigkeit ihm verwandt ist: Leonardo. Er vereinigt in seiner Persönlichkeit gleichermaßen Kunst und Wissenschaft; gerade wie Homer, der älteste Stammherr antiker Bildung, in seinen Werken die beiden höchsten Seiten des späteren griechischen Geisteslebens, Plastik und Dramatik, vereinigte; und es wäre gut, wenn Leonardo bei den modernen Menschen derselben Achtung genösse, wie Homer bei den antiken. Den Erdgeist in Goethe's Faust möchte man sich etwa in der äußeren Gestalt dieses universalen Menschen denken; und zugleich entspricht dessen Bild dem herkömmlichen künstlerischen Typus des Gottvater; Himmel und Erde scheinen sich in ihm ein Stelldichein zu geben. Seine Geistesrichtung ist eine im höchsten und besten Sinne philosophische; sie steht Dürer eben so nahe wie Kepler; und eben darum ist sie geeignet, die heutige spezialistische Denkweise dauernd zu befruchten. Wenn sich das Engste mit dem Weitesten vermählt, so wird das Große geboren; „im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln", hat der deutsche Nationaldichter und -denker Schiller für die eigentliche Aufgabe des Menschen erklärt. Die heutige Bildung, in ihrer spezialistischen Einseitigkeit und Aeußerlichkeit, ist allmählich auf einen solchen „kleinsten Punkt" zusammengeschrumpft; die „höchste Kraft" wird sie erst wiedererlangen, wenn sie ihren Horizont zur echt volksthümlichen und menschlichen Anschauungsweise erweitert. Und die Wichtigkeit dieses Problems kann garnicht hoch genug angeschlagen werden. Denn im rechten Sinne für das Ganze kann überhaupt nur Der arbeiten, der aus dem Ganzen arbeitet; die Dinge führen dahin, wo sie herkommen. Nur aus dem Volke kann dem Volke Gutes kommen.

Adel und Volk.

Die jetzige deutsche Gelehrtenbildung muß zu einer künftigen deutschen Volksbildung werden; nicht nur Goethe, sondern auch andere Dichter haben Das vorausgesehen und sich im Voraus zu dieser Entwickelung bekannt. „Ich bin kein Gelehrter, ich selber bin Volk“ sagt Heine; und eben diesen Standpunkt vertrat politisch ein Bismark, als er erklärte „die Regierung ist auch Volk“; Luther endlich erfaßte und erfüllte seinen volksthümlichen Beruf darin und dahin, daß er zwischen Regierenden und Regierten, zwischen den äußerlich leitenden und den innerlich bewegenden Mächten des eigenen Volkes in der Mitte stand. Die Begriffe Staat und Volk, Volk und Gebildete sollen nicht zu künstlichen Gegensätzen verschärft, sondern zu natürlicher Harmonie ausgeglichen werden. Darin gipfelt alle Einzel- wie Volkserziehung: nicht zu entzweien, sondern zu versöhnen: das Unten und Oben, das Außen und Innen des Menschenlebens zur Einheit zusammenzufassen! Vor diesem Ziele verschwinden alle Berufs- und Standesunterschiede; nur Menschen begegnen den Menschen; Hoch und Nieder reichen sich die Hände. In vorsündfluthlichen Zeiten stiegen die Söhne des Himmels zu den Töchtern der Erde herab; Bismarck wie Moltke entsprangen der Ehe eines Adeligen mit einer Bürgerlichen; auch die Kunst, welche von höherer und die Wissenschaft, welche von geringerer geistiger Herkunft ist, sollen auf deutschem Boden ein solches Bündniß mit einander schließen: ihm könnte wieder einmal ein „goldenes Zeitalter“ für beide entspringen. Der südeuropäische Geist ist bisher zweimal, in Griechenland und im oberen Italien, zu seiner höchsten Blüthe gelangt; in beiden Fällen folgte auf eine Zeit von überwiegend literarischen Interessen eine solche der grandios schöpferischen Kunstkraft; möge es künftig und diesseits der Alpen ebenso sein. Was Phidias und Leonardo für die Kultur des südlichen, sind Shakespeare und Rembrandt für diejenige des nördlichen Europa; plastisch-malerisch entwickelt sich die eine, dichterisch-malerisch die andere; immer aber ist es die Darstellung des Menschen durch den Menschen, in welcher die künstlerischen Bestrebungen gipfeln. Ihr hat man sich jetzt wieder zuzuwenden und ihr sollen alle geistigen Kräfte dienstbar sein. Jedes Volk schafft sich, in seiner Kultur, ein schöneres Spiegelbild seines Selbst.

Kunst und Mode.

Man hat in dieser Hinsicht neuerdings vielfach die Ziele richtig, aber die Mittel falsch gewählt. Wer ist zur Kunstpflege berufen? Leute von Welt, die sich natürlichen Sinn bewahrt haben. Dem deutschen Durchschnittsprofessor pflegen diese Eigenschaften alle beide und dem deutschen Ausnahmeprofessor wenigstens eine derselben zu fehlen. Selbstverständlich genügt es nicht, gelegentlich einen Frack zu tragen, um ein Mann von Welt zu sein; wie denn auch Burschikosität und Trivialität noch keineswegs Natürlichkeit sind. Weltmann und Künstler gehören wie von jeher geschichtlich, so auch für immer sachlich zusammen; denn wie jener ein Künstler — der Lebenslust, ist dieser ein Weltmann — des Geistes; beide leben in und aus dem Ganzen; beide sind dem heutigen Spezialistenthum schnur-

stracks entgegengesetzt. Die Förderung der Kunst darf demnach weder eine Professorensache noch eine Modeliebhaberei sein. Es ist ein starker Irrthum, zu glauben: Wissenschaft Frömmigkeit Kunst oder irgend etwas Ernstes im Leben ließe sich dadurch fördern, daß man es zur Modesache mache; jede Mode geht vorüber; und so wie sie vorüber ist, wird sie gerade von denen am meisten verachtet, welche sie vorher mitmachten. Wenn Kunsterzeugnisse, wie Briefmarken, nach der „Rarität" bezahlt werden so deutet das unfehlbar auf eine sinkende Bildung; so war es in der römischen Kaiserzeit; und so ist es vielfach im heutigen Frankreich Amerika Deutschland. Einen sogenannten Raerener Krug mit 40000 Mark zu bezahlen, gleicht dem bekannten Haarlemer Tulpenschwindel des vorigen Jahrhunderts. Der Gegenstand wird hier nicht um seiner selbst willen sondern um der günstigen Conjunktur willen, wie ein Börsenpapier, gekauft und verkauft. Das ist geistige Prostitution; weder der Liebhaber noch der Künstler darf der Mode dienen; sonst werden beide charakterlos. Und der konservativsten aller bildenden Künste, der Baukunst, ist eine solche Ansicht am schädlichsten. Die heutige deutsche Architektur lebt nur von kopirtem Stil; sie gleicht dem Thurmbau zu Babel; Gott hat die Sprachen der Bauleute verwirrt; sie sprechen je nachdem gothisch oder japanisch mit einander; aber deutsch sprechen sie nicht; und so verstehen sie einander nicht; und werden noch weniger vom Volk verstanden. Sie können zu keiner einheitlichen Kunstsprache, keinem Stil gelangen. In Großstädten, wie Babel und Berlin, erzeugt sich eine solche Sprachverwirrung am ersten; der rasche Umtrieb, welchen die Volkskräfte dort nehmen, zersplittert ja zerstört ihre aufbauende Fähigkeit; im politischen wie im künstlerischen Leben. Sie sind eine Instanz der Unruhe; von ihnen gilt es wieder an die Instanz der Ruhe, die natürlicher und darum auch stetiger gebliebenen Volkskreise in Stadt wie Land zu appelliren. Diese sollten den Muth ihrer Meinung haben. Auf dem „Kunstmarkt" kann sich nie eine große und selten eine originale Kunstrichtung entwickeln; die deutsche Baugeschichte der letzten fünfzehn Jahre beweist es schlagend; sie ist, den Anforderungen des Marktes gehorchend, allmählich zu einer Art von Jahrmarktsstil gelangt. In den schwulstigen und schnörkelreichen Formen der wiederaufgefrischten sogenannten deutschen Renaissance macht sich jener in aufdringlichster und unerfreulichster Weise geltend; und die jetzt darauf gefolgte rein äußerliche Nachahmung des Rokoko wirkt nicht minder ungünstig. Es ist bezeichnend, daß in die vornehmen und soliden Bauten wie Stadttheile z. B. Berlins diese Architekturmoden keinen oder doch nur wenig Eingang gefunden haben; sie beschränken sich vorzugsweise auf die Geschäftsgegenden und erfüllen hier den geschäftlichen Zweck, Reklame zu machen; welchen man nie mit künstlerischen Zwecken verwechseln darf. Auch dieser Trommelwirbel wird verklingen.

Tagesströmungen der Kunst, und selbst die besseren, bewegen sich stets

an der Oberfläche; Künstler wie Kunstpfleger, die ihnen folgen, erreichen damit nur wenig; es bedarf der großen schöpferischen Strömungen; und je tiefer diese greifen, desto weniger werden sie zunächst beim Publikum Anklang finden; und desto mehr sollten sie von den wenigen Verständigen geschützt wie genützt werden. Innerhalb der Politik und des Handels sind ein Nord- und ein Süddeutscher, Lornsen und List, der Entwickelung ihrer Zeit um ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt; man hat sie damals verkannt; auf dem Kunstgebiet sollte es nicht ebenso gehen. Wie überall, so giebt es auch in Kunstsachen eine scheinbare und eine wirkliche Aktualität; jene konstatirt und summirt die Masse des gerade Vorhandenen; diese erkennt die tieferen Strömungen und produzirt das Große; jene ist häufig, diese selten zu finden. Der Routinier ist dem Genie nie gewachsen. Man muß sich vor künstlerischer Werkheiligkeit hüten; nicht „unserer Väter Werke", sondern „unserer Väter Gesinnung" gilt es nachzuahmen; und aus ihr heraus Selbstständiges zu schaffen. Die wirkliche Renaissance verfuhr so; sie folgte dem Geiste, nicht dem Buchstaben der alten Kunst; und wurde dadurch selbst schöpferisch. Goethe durfte über Palladio schreiben „er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen"; und man kann hinzufügen, daß so manche Schwäche heutiger Kunst wie Künstler sich aus dieser mangelnden Größe von innen heraus erklärt; zumal innerhalb der Baukunst. Gebäude wollen gedichtet sein; meistens werden sie heutzutage nur gereimt; und sehen darum oft so ungereimt aus.

Kunstgewerbe.

Aehnliches gilt von den dekorativen Künsten. Das Publikum sollte hier die Augen offen halten. Geschichtlich betrachtet, gleicht die deutsche kunstgewerbliche Bewegung von heute sehr der deutschen politischen Bewegung von 1848; sie entspringt mehr guten Absichten und unklaren Bedürfnissen, als einer klaren Einsicht und schöpferischen Leistungskraft; beide Bewegungen wurden von Professoren eingeleitet. Professorenpolitik hat viel mit Kapellmeistermusik gemein; und letztere, in ihrer wohlgemeinten Unfruchtbarkeit, erinnert wieder sehr an die heutigen Stilbestrebungen; sie können vielleicht zu einer Professorenkunst, aber nie zu einer Volkskunst führen. Wie 1848 sich nur wenige gesunde und feste Köpfe — Bismarck, Schopenhauer, Rethel, Hebbel, Dahlmann, Robert Mayer — vorzugsweise aus niederdeutschem Stamm von jener allgemeinen politischen Berauschung fern hielten; so ist es auch jetzt bezüglich des Kunstgewerbes. Damals wurde außerordentlich viel geredet und jetzt wird außerordentlich viel ausgestellt; aber einen bleibenden und schöpferischen Werth haben von den damaligen Reden nur diejenigen Bismarck's gehabt; von dem heute Ausgestellten ist der Prozentsatz des wirklich Bleibenden jedenfalls noch geringer. Viel Trivialität und wenig Genialität! Das Publikum wird nicht auf seine geistigen ja nicht einmal auf seine materiellen Kosten kommen, wenn es der ersteren zu sehr traut; aus weiterer Perspektive erscheinen die Dinge oft anders als in der Nähe; manches Große wird klein und manches

Kleine groß. Das deutsche Volk hat seine Anfälle von Doktrinarismus; dieser kann die freie Entwickelung zwar nicht hindern, aber er kann sie sehr aufhalten; wie politisch und künstlerisch so ist dies auch literarisch öfters der Fall gewesen. Die Thätigkeit eines Gottsched ging gerade wie das heutige Kunstgewerbe von guten Absichten aus und war nationalen Zielen zugewandt; aber sie blieb unfruchtbar und unwahr, weil sie dem Volksgeiste fern blieb; anstatt den Hanswurst zu verbrennen, hätte Gottsched ihn veredeln sollen — wenn er es gekonnt hätte. Vielleicht würde es dann heute ein deutsches Lustspiel geben! Goethe verfuhr klüger; er verbrannte den volksthümlichen Faust nicht, sondern bildete ihn um; er schliff diesen rohen Diamanten. Freilich muß man dazu selbst Diamant sein; und Das war Gottsched nicht; so wenig wie seine heutigen Nachfolger auf künstlerischem Gebiete es sind. Ihren Bestrebungen wird es nicht besser ergehen als den seinigen; sie werden gesunderen und tiefergreifenden Richtungen des deutschen Geisteslebens über kurz oder lang Platz machen; dieselben bereiten sich zum Theil schon jetzt vor.

Epigonen und Progonen.

Bisher hat man vielfach in Deutschland die Kunst von oben herab betrieben; versuche man es einmal von unten herauf; die Ergebnisse werden besser sein. Hier wie immer, sollte man nicht das Volk den Gebildeten, sondern vielmehr die Gebildeten dem Volke zu nähern suchen. Das, was die Engländer Komfort nennen, ist der natürlich gegebene Ausgangspunkt für alle gesunden Bestrebungen auf diesem Gebiet; aus ihm hat sich erst der Stil zu entwickeln; und nicht umgekehrt, wie man jetzt verfährt. Wenn höchste Bequemlichkeit und höchste Schönheit in einem Gebrauchsgegenstand zusammenfallen, so ist er kunstgewerblich vollendet. Zwang und Freiheit sind die beiden Eltern der Geschwister: Kunst und Kunstgewerbe; aber dieses muß mehr dem Vater, jene mehr der Mutter ähnlich sehen; hier gilt es: die gegebene Individualität zur Gesetzmäßigkeit auszubilden, dort: das gegebene Gesetz der Individualität gemäß auszugestalten. Die Kunst wächst von innen nach außen, das Kunstgewerbe von außen nach innen. Sowie man den beiderseitigen Standpunkt vertauscht, wird die Kunst, wie in der heutigen Architektur, zur Manier und das Kunstgewerbe, wie in seiner heutigen überwiegenden Anwendung, zum bloßen Luxusgewerbe. „Wenn ein Volk sich einmal aus der edlen Einfalt in das mehr Schimmernde verloren hat, so geht, wie ich glaube, der Weg nach der Einfalt zurück durch das höchst Affektirte, das mit dem Ekel endet" urtheilte Lichtenberg über die Deutschen. Das blos Schimmernde ist auch heute auf künstlerischem Gebiet ungewöhnlich stark vertreten; und jedenfalls stärker als originale Erfindungskraft und echte Größe. Das Wort, welches man Wagner so sehr verübelt hat „wenn Sie selbst wollen, haben wir jetzt eine deutsche Kunst" ist streng genommen richtig; denn als „Kunst" ist schließlich doch nur eine lebendig produktive Kunst zu rechnen, wenn sie zugleich großen monumentalen Stil zeigt; und in dieser Hinsicht hat

Deutschland augenblicklich nur Wagner aufzuweisen. Zur Zeit können dafür überhaupt nur Musik und Malerei in Frage kommen; in jener verleugnet selbst Brahms den Epigonen nicht ganz; in dieser ist eine wirklich monumentale Kunstrichtung überhaupt nicht vorhanden. Man muß unterscheiden zwischen den Stufen der Entwickelung oder des Verfalls und gewissen Höhepunkten einer Kunst; letztere kann man als Progonenthum bezeichnen; und in solchem Sinn ist Wagner ein Progone.

Kunst in Hamburg.

In Deutschland werden die bildende Kunst wie das Kunstgewerbe den ihnen gebührenden festen Halt erst in einem nationalen Baustil finden; dieser kann sich nur aus einer Konsolidation des deutschen Geisteslebens und diese nur aus einer Selbstbefreiung des deutschen Charakters entwickeln. Rembrandt hat die letztere, zu seiner Zeit und in seinem Lande, durchgeführt. Das Kunstgewerbe darf nicht, wie es jetzt ausschließlich der Fall ist, eine Treibhauspflanze sein; es soll im Freien oder noch lieber wild wachsen. Sparsamkeit in der Verwendung schmückender Formen muß seine erste Regel sein; nicht Ueppigkeit, wie sie jetzt vorherrscht; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Einzelne wirklich praktische Anläufe zu einer rein deutschen Kunstübung finden sich hie und da; und bezeichnenderweise hat der gesunde Sinn der Niederdeutschen sich von jenem kunstgewerblichen Fieber verhältnißmäßig am freiesten erhalten; sie sind ihren eigenen Weg gegangen. Die Thätigkeit eines F. A. Meyer in Hamburg braucht nur erwähnt zu werden; er ist von Haus aus Ingenieur, wie Leonardo Svedenborg Semper; und es zeigt sich wieder einmal, daß die technische mehr als die theoretische Seite der Kunst bedeutet. Gesellt sich der ersteren Persönlichkeit hinzu, so ist der Künstler da — mit oder ohne Theorie. Konstruktion ist Kunst. Hamburg und Amsterdam sehen einander wie äußerlich so auch innerlich ähnlich; man sollte daher denken, daß auf dem verwandten Boden, wenn auch nicht gerade ein Rembrandt, so doch ihm verwandte Kunstbestrebungen aufwachsen könnten; die Plattdeutschen sollten sich nur künstlerisch entdecken; wer weiß, was daraus folgte! Der Reichstagsabgeordnete Reinhold hat in einer Reihe von öffentlichen Aufsätzen die künstlerischen Aufgaben und Ziele erörtert, welche sich nunmehr der Stadt Berlin, nachdem sie Reichshauptstadt geworden ist, aufdrängen müssen; und er hat dabei speziell auf Hamburg als ein nachahmenswerthes Beispiel hingewiesen. Geheime Bauräthe giebt es in Hamburg nicht: wohl aber öffentliche Bauwerke — die rein praktisch gemeint und doch schön sind. Der Niederdeutsche bewahrt sich eben, trotz seines Weltblicks, gern den Sinn für das Natürliche; dadurch konnte Hamburg die stehende Schule des guten deutschen Schauspiels werden; es scheint nicht unmöglich, daß es auf dem Gebiet der bildenden Kunst zu einer ähnlichen Rolle berufen oder doch befähigt ist. Jedenfalls hat es den Vortheil, weder Universitäts- noch Fabrikstadt zu sein; also weder dem Doktrinarismus noch dem Materialismus allzuviel Feld zu bieten. Innere

Vornehmheit und Schwung der Gesinnung müssen freilich hinzukommen, wenn Etwas erreicht werden soll; die Natürlichkeit allein thut's nicht; denn „man muß ein ehrlicher Mann sein, aber man ist verdammt wenig, wenn man nichts ist als ein ehrlicher Mann" sagt Lessing. Es wäre nicht das erste Mal, daß Hamburg im deutschen Geistesleben Epoche macht; schon einmal ist letzteres, durch Klopstock und Lessing, von dieser Stadt aus befruchtet worden; schon einmal hat man hier den Rückweg zur Natur und Wahrheit gefunden. Eine Stadt wie ein Staat kann nichts Besseres thun, als seinen ehrenvollsten Traditionen treu bleiben; das ist Konservativismus, wie er sein soll; und Liberalismus, wie er sein soll.

Jenem Sinn des Niederdeutschen für Natürlichkeit entspringt auch sein Sinn für das echt Geschichtliche; die heutige alexandrinische Bildung huldigt in Kunst wie Wissenschaft dem falsch Geschichtlichen; sie nimmt gar zu gern die Schale für den Kern. Nie hat man, wirklich und figürlich genommen, mehr Ausgrabungen veranstaltet als in der Gegenwart; aus dem eintönigen Grau des Werkeltages dürstet man nach Farben; man sucht sie in der Vergangenheit; man schmückt und schminkt sich mit ihnen. Aber Letzteres macht bekanntlich nur noch grauer; ein prophetisches Wort Heine's findet sich wieder bestätigt: „Sonderbar schauerliche Neugier, die oft die Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit oder kurz vor einer Katastrophe". Eine Kultur, die zuviel gräbt, gräbt sich zuletzt — ihr Grab; Leichengeruch steigt aus der Erde auf; und er trifft Die, welche vorlaut in sie hineinspähen. Es ist bezeichnend, daß der Gegenwart die Schädel altgriechischer Freiheitskämpfer und die Leiche eines großen Königs, wie Ramses II, nur Museenstücke sind; eine pietätlose Sammelwuth greift mehr und mehr um sich. Der Standpunkt „jeder Abendmahlskelch wandert doch einmal zum Trödler" mag modern sein, aber menschlich ist er nicht. Wer die Dinge und die Welt in ihrem Zusammenhang betrachtet, wird auch immer darauf halten, daß dieser Zusammenhang möglichst gewahrt werde; wer sich allzuviel mit Mumien und Todtenschädeln beschäftigt, nimmt selbst etwas von deren Charakter an. „Cursed be he, who moves my bones" schrieb Shakespeare auf seinen Grabstein und er wußte wohl warum; an der gegenwärtigen Generation, welche so gern die „Knochen" der Vergangenheit „bewegt", ist sein Fluch theilweise in Erfüllung gegangen. Der Niederdeutsche ist solchen Bestrebungen nicht hold; er ist ein Mann des Wirklichen und Gegebenen, des Echten und Einfachen; gesellschaftliche künstlerische geistige Maskirung liebt er nicht; er hat den Karneval der modernen Bildung nur in beschränktem Maße mitgemacht; gerade er scheint dadurch möglicherweise berufen, der im heutigen Deutschland so überaus verbreiteten Alterthümelei d. h. der falschen Historik entgegenzutreten. Es wäre gut, wenn er im Rathe der deutschen Stämme ein kräftiges Wort ertönen ließe;

Historik.

ein Wort für die Sitte und gegen die Mode in künstlerischen Dingen. „Was die jedesmalige Generation als zweckmäßig erkennt und ausspricht, das ist historisch und kein Sprung, mag es auch noch so sehr von dem bisher Bestandenen abweichen" hat ein niederdeutscher Held und Dulder, Lornsen, verkündet; und ein niederdeutscher Held und Sieger, Bismarck, hat danach gehandelt. An der heutigen Generation ist es mithin, das Urtheil zu sprechen, sich eine Meinung und ein Herz zu fassen; historisch zu sein, nicht historisch zu scheinen. Vorwärts, nicht rückwärts muß die Schraube gedreht werden — wenn sie halten soll. Nach jeder Heldenzeit kommt eine Epigonenzeit; aber nach einer Epigonenzeit kann auch wieder eine Heldenzeit kommen.

Helden. Helden sind immer konstruktiv gesinnt; sie bauen auf, auch wenn und wo sie scheinbar niederreißen: Luther hat es bewiesen; Epigonen sind immer destruktiv gesinnt; sie zerstören und zersetzen, auch wo sie scheinbar aufbauen: der heutige Professor beweist es. Die steigende wie die sinkende Welle der Geschichte bleibt sich getreu. Der Fortschritt der heutigen Wissenschaft erinnert bedenklich an den „Fortschritt" der früher nach ihm benannten deutschen politischen Partei; und vielleicht aus einem entgegengesetzten Grunde: weil jene zu wenig und diese zu viel auf Prinzipien giebt. Die Extreme berühren sich; und in einzelnen Leuten wie z. B. Virchow finden sie sich auch thatsächlich zusammen; seine Wirksamkeit als Politiker deckt sich mit der, die er als Professor entwickelt; in beiden Fällen ist sie wohlgemeint doktrinär atomistisch. Politische wie geistige Tendenzen gehen mit einander stets parallel — in den größten wie in den kleinsten Kreisen, in den ältesten wie in den neuesten Zeiten; das rein Menschliche und Volksthümliche, verkörpert in einer bedeutenden Persönlichkeit, hat überall seitens der Doktrinäre einen fanatischen und oft für die Gesammtheit verhängnißvollen Widerstand gefunden; gar zu gern appelliren diese an die rohe Masse. Die Pharisäer, welche Christus und die Republikaner, welche Cäsar ermorden; der fanatische Fortschrittler, welcher auf Bismarck schießt; sie stehen sämmtlich auf der gleichen Stufe. „Es ist das alte Schauspiel: die Irren, welche ihren Arzt erschlagen" sagt Hebbel über Cäsar's Tod; „jetzt jubeln sie mir zu, früher spuckten sie vor mir aus" hat der deutsche Reichskanzler noch 1888 über sich bemerkt; „morgen wählen sie doch einen Sozialdemokraten" äußerte Kaiser Wilhelm I in seinen letzten Lebenstagen, als das Volk vor seinem Fenster jauchzte. Es scheint, daß die Menschen sich hierin stets gleich bleiben; aber der Vernünftige wird es nicht mit der Masse, sondern mit den Männern halten. Die Masse allein ist nicht das Volk. Den großen konservativen Zug, welcher einem nationalen Geistesleben allein Stetigkeit und in Folge dessen Das verleiht, was es zu seinem gesunden Bestande unumgänglich braucht und was man etwa: Stil des nationalen Daseins nennen kann, findet ein jedes und auch das deutsche Volk nur im Anschluß an die großen und wahrhaft

schöpferischen Geisteskräfte seiner eigenen Vergangenheit: an seine historischen Ideale. Von ihnen ist derselbe beschränkende regelnde normirende Einfluß innerlich zu erwarten, welchen die politische Neugestaltung Deutschlands äußerlich auf dasselbe ausgeübt hat und künftig noch ausüben wird; sie stehen zwischen Kunst und Politik in der Mitte; sie führen aus dieser zu jener hinüber. Den Niederdeutschen ist jene politische Neugestaltung in erster Linie mit zu verdanken; kommt einmal eine Zeit, die auf geistigem Gebiet Helden erfordert, so werden sie es sicherlich auch an solchen nicht fehlen lassen. Unter allen Künstlern die es je gab, ist Rembrandt — der niederdeutsche Künstler, am wenigsten Epigone; gerade darum kann er die Deutschen vom geistigen Epigonenthum befreien; und damit ist Großes gewonnen. „Wie ein drohendes Gespenst überschattet die Unendlichkeit der Welt jedes schüchterne Gefühl des Gelingens, das sich in uns emporwagen möchte" sagte ein hervorragender Gelehrter der Neuzeit; wie ein freundlicher Genius wird sich die Endlichkeit der Welt vor den Augen des wissenschaftsmüden Deutschen aufthun, wenn er seinen Blick der Kunst wieder zuwendet.

Auf die mittelalterliche Hegemonie der Schwaben: der Sueven, der Schweifenden ist die neuzeitliche Hegemonie der Sachsen: der Sassen, der Seßhaften in der deutschen Politik gefolgt; auf eine Zeit der Ausstrahlung des nationalen Lebens wie Volksmaterials folgt eine solche der Einstrahlung desselben; und in dem deutschen Geistesleben vollzieht sich natürlicherweise derselbe Wechsel. Die Masse der Gebildeten hat ihre Ideale und diese ändern sich mit den Zeiten. Hat die tausendjährige Vorherrschaft Oberdeutschlands in der deutschen Kultur in dem erhebenden Bilde des von Goethe verherrlichten Oberdeutschen Faust ihren Abschluß gefunden; so kann die voraussichtlich jetzt beginnende Vorherrschaft Niederdeutschlands in der deutschen Bildung von dem ergreifenden Bilde des von Shakespeare geschilderten Niederdeutschen Hamlet ihren Ausgang nehmen. Auf den forschbegierigen und etwas materiell angehauchten Professor folgt der kunstliebende und etwas philosophisch angehauchte Prinz; Faust hat etwas von geistigem Streberthum, Hamlet etwas von geistigem Adel an sich; jenen zieht es in die Höhen, diesen in die Tiefen der Welt. Der neuerwachte künstlerische Geist Deutschlands vollbrachte in Goethe's Faust seine erste große That, indem er seinen Vorgänger den wissenschaftlichen Geist Deutschlands — der den Dichter Goethe selbst noch um einige Zeit überleben sollte — in der Gestalt dieses Professors darstellte und sich gerade dadurch von demselben befreite. Goethe nimmt Faust den Professorentalar ab; Dubois-Reymond möchte ihm zwar denselben wieder aufhängen; aber das deutsche Volk wird Jenem, nicht Diesem folgen. Es wurde schon gesagt, daß große Geister stets als Janusköpfe erscheinen; sie blicken so gut rückwärts wie vorwärts; sie ziehen das Fazit der Vergangenheit und buchen es auf's Konto der Zukunft. Shakespeare, Goethe gegenüber der größere Genius, umspannt gleichfalls einen zwiefachen aber dementsprechend

Faust und Hamlet.

weiteren Kreis; denn der bedeutendste von ihm geschaffene dichterische Typus umfaßt zugleich die früheste Grund- und Anlage wie die späteste Entwickelung des deutschen Charakters: Hamlet ist ebenso sehr edelmännischen wie künstlerischen Neigungen und Interessen ergeben. Der Deutsche ist vermöge seines Individualismus ein geborener Aristokrat; und vermöge ebendesselben ist er zum Künstler bestimmt; diese beiden Hauptrichtungen seines Innern treffen nicht nur zufällig im Dänenprinzen zusammen. Auch die typische Idealgestalt des deutschen Volksmärchens ist von ausgesprochen aristokratischer Natur; es ist der „Prinz"; Volkspoesie und Kunstpoesie begegnen sich hier in ihren höchsten Anforderungen wie Leistungen. In neuerer Zeit sind es die „Prinzen aus Genieland" gewesen, welche das deutsche Volk zu seinen Helden erkor. Die Gestalt des deutschen Professors, in Poesie oder Leben, kann dagegen nicht aufkommen; der Prinz ist dem Professor überlegen; der Horizont Hamlet's reicht weiter und zugleich tiefer als der des Faust.

Licht-wirkungen.

Wenn die deutsche Bildung sich von dem letzteren Typus zum ersteren wendet, so kann man mit einem solchen Wechsel der volksmäßigen Bestrebungen recht wohl zufrieden sein; es vollzieht sich damit eine Wendung zwar nicht vom Niedrigen, aber doch vom Niedrigeren zum Höheren. Und es ist wiederum ein Zug zum Mystizismus, der sich hier geltend macht; das dunkle Sammtkleid, in welchem der Prinz gewöhnlich auf der Bühne erscheint, steht ihm gut; denn seine Seele ist ebenso dunkel. Mit einem Dukaten kann man Roß und Reiter vergolden; mit einer Dosis Mystik kann man das Leben einer Nation vergolden; in Hamlet ist sie enthalten. Sammt und Gold ist zwar eine kostbare Tracht; aber für den Deutschen nicht zu sehr; es ist eine Tracht, wie sie Rembrandt in seinen Gemälden darzustellen liebt; und sie spiegelt sich wieder in der Charakterfarbe seiner Gemälde selbst: goldiges Licht, das aus sammtener Schwärze hervorbricht, verleiht ihnen ihren besonderen Reiz und Zauber. Trotz aller äußeren Derbheit verräth sich hier wieder einmal die tief innerliche Feinheit einer wirklich volksthümlichen Darstellung. Die dunklen satten Töne der Rembrandt'schen Malerei gleichen dem Sammt; die kalten gebrochenen Töne der Franz Hals'schen Malerei der Seide; diese Kunst geht in Sammt und Seide! Wie den Bildern Rembrandt's, so ist auch allen jenen vornehmen und impulsiven Naturen von der Art Hamlet's ein gewisser unklarer und unpraktischer Zug eigen. Der Dänenprinz, welcher nie Schauspieler war, hält lange Reden über die Pflichten eines solchen; sein geschichtliches Gegenbild, Svedenborg, war nie verheirathet und schrieb ein dickes Buch über die eheliche Liebe; Rousseau, ein dritter Geistesverwandter jener Beiden, schrieb über Kindererziehung und sandte seine eigenen Kinder ins Findelhaus; Rembrandt endlich verfiel in seinem bürgerlichen Dasein dem — Bankerott. Das Träumen und Philosophiren hat seine Schattenseiten; wer das zweite Gesicht hat, Dem fehlt mitunter das erste. Ja dieser Gegen-

satz findet sich sogar innerhalb der praktischen Lebensthätigkeit selbst; Pitt und Beaconsfield waren geniale Finanzpolitiker und konnten ihre persönlichen Finanzen nicht in Ordnung halten; die Sehstärke des inneren Auges variirt je nach der Weite des Gesichtsfeldes, das sie bestreicht; dem Engblickenden erscheint Das dunkel, was dem Weitblickenden hell erscheint; und zuweilen auch umgekehrt. Darum machen gewisse Persönlichkeiten einen so verschiedenartigen und vieldeutigen Eindruck; der Reichthum ihres Gehalts besteht darin, daß sie sehr viele Gesichtswinkel zulassen; jeder Beschauer spiegelt in ihnen seinen Horizont, je nach dem Umfang und der Tiefe desselben wider; sie haben einen außerordentlich wechselnden Lichtkoëffizienten. Hamlet ist so; man möchte ihn einer schwarzen Perle vergleichen. Spinoza's Klarheit und Knipperdolling's Trübheit, Svedenborg's Tiefsinn und Rembrandt's Kunstsinn begegnen sich in ihm. Er ist der tragische Held der deutschen Gewissenhaftigkeit, der deutschen Wahrheitsliebe, der deutschen Ehrlichkeit. Ehrlichkeit aber ist edler als Wißbegierde, Schwermuth edler als Genußsucht; und darum Hamlet edler als Faust.

Gedanke und That.

Trotzdem bezeichnet jener nicht das letzte Ziel der deutschen inneren Entwickelung. Die Deutschen sollten sich dem Shakespeare'schen Prinzen an vornehmer Gesinnung gleich, an Willensstärke jedoch überlegen zeigen; dann wird das verhängnißvolle Schicksal desselben zwar für ihre politisch zerrissene Vergangenheit, nicht aber für ihre künstlerisch geeinigte Zukunft bedeutsam sein. Insofern Shakespeare von Haus aus, und vielleicht mehr als es je ein Mensch war, Optimist ist; und insofern die geistige Tendenz der Tragödie Hamlet, mag man sie sonst auslegen wie man will, unzweifelhaft eine grundpessimistische ist: erscheint sie als ein Umschlag, eine Negation, ja gewissermaßen eine Selbstvernichtung des großen Dichters. Und es giebt auch eine Erklärung für dieselbe; man scheint sie nicht bemerkt oder doch nicht hinreichend gewürdigt zu haben, weil sie zu nahe liegt; Pessimismus ist stets Altersschwäche — bei Racen Völkern Einzelnen. Hamlet steht also dem Faust II sehr nahe; Altersschwäche, cum grano salis zu verstehen, schuf beide Werke; sie äußert sich bei Shakespeare, seiner tieferen Natur gemäß, anders als bei Goethe; bei Jenem berührte sie nur das Wesen, bei Diesem auch die Form des betreffenden Kunstwerks. So schön und so nah sind Wachsthum und Verfall, Leben und Vergänglichkeit auf geistigem Gebiet mit einander verbunden. Aber wie das Kind sich gern dem Greise befreundet, ohne doch darum mit ihm auf der Lebensbahn abwärts zu steigen, nein vielmehr um dessen Dasein zu ergänzen und erhöht fortzusetzen; so wird auch der Deutsche sich von Hamlet und Faust II, diesen Erzeugnissen des feinsten geistigen Hautgouts, diesen schönen Verfallsprodukten, diesen edlen aber marklosen Greisengestalten ab- und einem erneuerten frischen kindlichen Leben zuzuwenden haben. Man muß seine Ahnen ehren, aber über sie hinaus fortschreiten.

Faust sowohl wie Hamlet sind beide keine Helden der That, sondern solche des Gedankens; und in diesem Zweierlei, was sie sind und nicht sind, spiegelt sich der Charakter des deutschen Volkes von früher wider. Faust faßt die beiden höchsten Typen des klassizistischen Deutschlands in sich einheitlich zusammen; während seiner ersten wissensdurstigen Periode ist er Lessing, während seiner späteren Richtung auf frohen Lebensgenuß und praktische Thätigkeit dagegen Goethe ähnlich. Wie die Deutschen es nicht zu einer wirklichen Blüthe des großen geschichtlichen Drama's gebracht haben, so fehlt ihnen auch ein großer dramatischer Held, der sich an Kraft und Streitbarkeit etwa einem Luther an die Seite stellen ließe; Das zeigt eine Lücke in ihrem Wesen an; und sie waren sich derselben theilweise bewußt. Schon in dem ältesten deutschen Faustbuch, der Grundlage der Goethe'schen Tragödie, wird Faust in ausdrücklichen Gegensatz zu Luther gebracht; während der grüblerische selbstpeinigende musikliebende Hamlet Diesem schon näher steht; der Religion steht die Kunst näher als die Wissenschaft. Daß Luther Hamlet Faust unter sich verwandt sind, deutet die Sage immerhin an; sie läßt die beiden Letztern in Wittenberg, der geistigen Residenz des Ersteren studiren; und nicht nur zufällig. Denn alle drei entstammen dem deutschen Protestantismus und sind ohne ihn nicht zu denken. Faust, das Ideal der wissenschaftlichen Deutschen, hat seine Zeit gehabt; Hamlet und Luther aber, das poetische und das geschichtliche Ideal der Deutschen — Gedanke und That — sollen sich in dem Zukunftsdeutschen zu einem höheren Dritten vereinigen; in dem Helden der künstlerischen That, Rembrandt, ist dies schon bis zu gewissem Grade geschehen. Als ein künstlerischer „helt aus Niederlant" erscheint Rembrandt sonach dem ältesten deutschen Heldenideal, dem durch das Epos verherrlichten Siegfried verwandt. Auch dieser ist ein „Prinz" und eine Persönlichkeit von edelstem sittlichen Aristokratismus; wie das früheste so ist er vielleicht auch das schönste und jedenfalls das reinste dichterische Idealbild des deutschen Wesens: er zeigt noch nichts von Gedankenblässe. Faust Hamlet Siegfried Goethe Rembrandt Luther bilden eine Kette von Charaktertypen, welche mehr und mehr vom Gedanken zur That hinüberführt. Es giebt sogar einen Fleck deutscher Erde, wo der mythische und der geschichtliche Held der deutschen That sich begegnen: das ist Worms, die Siegfried- und Lutherstadt; einen Nibelungenschatz, den der erste Held hier verlor hat der zweite Held hier gewonnen: die deutsche Geistesfreiheit. Geht man das Rheinthal noch etwas weiter hinunter, so kommt man zur Bismarck- und Goethestadt: Frankfurt; folgt man ihm noch weiter, so gelangt man zur Arndt- und Beethovenstadt: Bonn; und bleibt man ihm immer noch treu, so findet man sich endlich in der Rembrandt- und Spinozastadt: Amsterdam. Man hat den Rhein wohl die Pfaffengasse genannt; aber er ist auch eine Lichtstraße; die hellen wie die dunklen Mächte des deutschen Lebens treffen sich in ihm. Der Niederrhein beginnt bei Worms; er ist niederdeutsch; und darum nach

seiner ethnographisch-geistigen Bedeutung helldunkel. Vom dunkelsten Katholizismus bis zum klarsten Spinozismus sind an seinen Ufern alle inneren Lichtgrade vertreten. Er hat schon manches Korn jenes köstlichen Goldes, das einst in ihn versenkt wurde, seewärts hin nach den Niederlanden geführt; es blinkt uns, technisch wie künstlerisch genommen, aus den Bildern Rembrandt's entgegen; es läßt sich noch jetzt verwerthen. Rembrandt hat den volksthümlichen selbstbestimmenden tiefgreifenden Geist Luther's und Luther hat den kindlichen freien unerschrockenen Sinn Siegfried's geerbt; alle Drei sind echte Deutsche.

Volksseele.

Die gedachten wie gelebten, die poetischen wie historischen Ideale eines Volkes entwachsen einem gemeinsamen Boden: der Volksseele. „Doktor Faustus ist eines Bawren Sohn gewest" heißt es in dem schon genannten volksthümlichen Faustbuch; auch Luther stammt aus bäuerlichem Geschlecht; Rembrandt ist geistig ein Bauer; eine erhöhte deutsche Bauernnatur, Bismarck hat im Verein mit einem vertieften deutschen Bauerngeist, Moltke, das deutsche Volk geeinigt; Wissenschaft Religion Kunst Politik gehen den gleichen Weg: Bauernthum überall. So lange der eingeborene Erdcharakter des deutschen Volkes gepflegt und erhalten wird, wird auch dieses selbst gedeihen. Uebelstände vermögen ihm wohl zu schaden, aber nicht es zu vernichten. Wie sich in einem gesunden Körper von einem Punkt aus Fäulniß, so kann sich auch in einem kranken Körper von einem Punkt aus Gesundheit verbreiten; es kommt nur darauf an, ob die regenerative und rekreative Kraft dazu noch vorhanden ist; und diese fehlt dem deutschen Volkskörper nicht. Rembrandt ist ein solcher gesundheitverbreitender Punkt; die heilende Kraft der Scholle spricht aus ihm; sie ist selbst einem „Ozean von Erbärmlichkeit" gewachsen. Bauernseele ist Volksseele. Der Mensch, in seiner urthümlichsten Lebensform, ist Bauer; je näher die Kultur des Geistes und des Bodens bei einander bleiben, desto besser ist es für beide; Land und Leute, Leib und Seele gehören zusammen. Die Rückkehr zu dem Individualismus steht dem Deutschen immer frei, mögen die Zeiten sonst sein, wie sie wollen; und den Weg zu ihm wird er finden, wann und wo er sich von der Erde — der ihm angeborenen Eigenart, zum Himmel — dem Reich seiner Ideale emporwendet. Auch der Bauer ist an die Erde gefesselt; aber seine Arbeit ruft ihn unter freien Himmel. Vom Zenith bis zum Nadir reicht die Weltachse; und jede Linie ist, in ihrer Verlängerung genommen, eine solche; der Mensch selbst, als ein aufrechter Bindestrich zwischen Himmel und Erde, ist der Abschnitt einer solchen Weltachse; dadurch wird ihm sein Beruf vorgeschrieben.

Krieg und Kunst.

Individualität will gegen die Welt vertheidigt sein, eben weil sie selbst eine Welt in sich ist; dadurch gesellt sich zu der ursprünglich künstlerischen eine ursprünglich kriegerische Anlage des Deutschen; sie hat sich von der Völkerwanderung bis zur Landsknechtszeit und von dieser bis zur Gegenwart bewährt. „Die Deutschen sind ein freisam rachgierig, in den Kriegen

gleich ein unüberwindlich und sieghaft Volk, das allen Völkern ein Schrecken ist, dem auch kein Abenteuer und Muthwill zuviel ist, das alle Spiele wagt" sagt der erwähnte Sebastian Frank in seiner Weltchronik. Je individueller ein Volksgeist, desto tapferer und ehrliebender ist er; je abstrakter er sich entwickelt, desto weniger ist er geneigt und befähigt, seinen Platz auf dieser Erde zu behaupten oder zu erweitern. Eine falsche Kultur schwächt nicht nur geistig, sondern auch sittlich; Goethe und Bismarck, Dürer und Luther fordern und fördern sich gegenseitig. Die Erziehung des deutschen Volkes durch Rembrandt, welche hauptsächlich eine künstlerische ist, steht demnach keineswegs in Widerspruch mit seiner jetzigen kriegerischen Entwickelungsperiode; vielmehr ergänzen sich beide nothwendig. Nach und neben Griechenland giebt es kein Land der Welt, das auf verhältnißmäßig kleinem Bezirk eine solche Menge von zugleich kriegs- und kunstberühmten Ortsnamen aufzuweisen hätte, wie Holland; der mit Blut gedüngte Boden trug hier wahrhaft goldene Früchte. Zweitausend Bürger Haarlem's wurden einst auf einmal von den Spaniern hingerichtet; aber ein Ruisdael erwuchs dort später; sechstausend Bürger von Leyden kamen bei seiner Belagerung um; aber aus den Uebriggebliebenen entsprang ein Rembrandt. Die harten holländischen Bauernköpfe fielen in Masse vor den Streichen ihrer kriegserfahrenen Gegner; doch blieben deren noch genug übrig, um auch innerhalb des Kunstgebietes ihren eigenen Weg zu gehen und es dort zur höchsten Blüthe zu bringen. Die Deutschen scheinen bestimmt, sich gleichartig zu entwickeln. Das mit Myrthen umwundene Schwert sollte wie einst bei den Athenern, so auch ihnen jetzt das nationale Symbol werden. Harmodios und Aristogeiton, welche jenes Schwert führten, waren innerlich wie äußerlich die Vertreter eines freien und derben Bauernthums; die erhaltene lebensgroße Porträtgruppe, welche ihre dankbaren Landsleute ihnen setzten, zeigt sie noch heute ihrer äußeren Erscheinung nach als solche; die griechische Idealität war nie „ästhetisch" sondern stets von volksthümlicher Art; so sollte auch die deutsche Idealität von heute sich zeigen. Das erwähnte kriegerische Doppelstandbild von Athen ist daher dem bekannten künstlerischen von Weimar nach seiner sittlichen menschlichen geistigen Bedeutung ebenbürtig oder gar vorzuziehen.

Der Deutsche hat sich nunmehr mit dem Schwerte die ihm gebührende Stellung in der äußeren Welt erobert; und diese giebt ihm Das, was für eine freie künstlerische Entwickelung unbedingt erforderlich ist: das Gefühl nationaler und in Folge dessen auch persönlicher Selbstständigkeit. Das berechtigte Selbstgefühl, mit welchem ein preußischer Offizier einhergeht, hat eine entschieden innere Verwandtschaft mit jenem Selbstgefühl, welches z. B. den einzelnen katholischen Priester erfüllt; sie stehen sich nahe; Thron und Altar werden von formverwandten Karyatiden getragen. Beide jene Stände, der Wehr- wie der Lehrstand, sind aristokratischer Natur; und beide ruhen auf dem festen Unterbau des dritten, des Nährstandes —

des seiner innersten Natur nach gleichfalls aristokratischen Bauernstandes. Die deutschen Befreiungskriege zu Anfang dieses Jahrhunderts sind nicht von monarchischer Seite, sondern durch eine kriegerische Aristokratie des Geistes vorbereitet und durchgeführt worden; Scharnhorst Stein Clausewitz York Gneisenau u. s. w. gestalteten Deutschland neu; Friedrich Wilhelm III und Kaiser Franz I von Oesterreich folgten ihrer Bahn nur zögernd, ja zum Theil widerwillig. Politisch genommen bildet der Bauer das bindende Mittelglied zwischen Adel und Bürgerthum; denn er vereinigt das erhöhte Selbstbewußtsein des ersteren mit dem schlichten Thätigkeitssinn des letzteren. Scharnhorst selbst, der Vater des ganzen jetzigen deutschen Heerwesens, war ein Bauernsohn; daß der Bauernstand die besten Soldaten für jeden wirklichen wie geistigen Krieg liefert, ist bekannt; daß er, in weiterem Sinne genommen, auch die besten Künstler liefert, zeigen Shakespeare und Rembrandt; und eben vermöge dieser letzteren Eigenschaft ist er berufen, das bindende Mittelglied abzugeben zwischen dem geistigen Adel und jenem geistigen Bürgerthum — das man Wissenschaft nennt. So konvergiren alle tieferen und ernsteren Bestrebungen des Volkslebens auf einen Punkt hin. Auf Bauernthum d. h. auf Volksthum im besten und einfachsten Sinne wird sich das neue deutsche Kunstleben zu gründen haben.

Preußen, als dem militärisch führenden Staat, fällt hierbei wiederum eine besondere Aufgabe zu. Die normale künstlerische Entwickelung geht vom Rhythmus zur Symmetrie, vom Individualismus zum Stil; die normale politische Entwickelung geht von der Symmetrie zum Rhythmus, von der Einheit zur Freiheit. Eigenart, welche die Welt widerspiegelt, ist Kunst; sie kann die Welt aber nur widerspiegeln, wenn sie sich in straffe Selbstzucht nimmt, wenn sie ihr Wesen gewissermaßen glättet; denn nur glatte Flächen spiegeln. Eine derartige künstlerische Selbstzucht wird sich am besten auf dem Grunde politischer Selbstzucht entwickeln; das ist die Bedeutung Preußens für die deutsche Kunst; es kann also nicht nur gegenständlich, durch seine Thaten, sondern auch geistig, durch seine Gesinnung, auf das deutsche Kunstleben einwirken! Zug um Zug ist eine gute Politik; derjenige Staat, welcher abwechselnd nach außen wie nach innen wächst, wird am weitesten kommen; und diese Politik ist, wie ein Blick auf die Geschichte lehrt, immer eine spezielle Politik Preußens gewesen. Es gilt, sie nunmehr in größerem Maßstabe zu handhaben. Friedrich II hatte eine ausgesprochene persönliche Antipathie gegen die Kunst Chodowiecki's und Friedrich Wilhelm III eine solche gegen diejenige C. M. von Weber's; um von der Gleichgültigkeit des einen Königs gegen Lessing und des andern gegen Goethe zu schweigen; vaterländische Politik und vaterländische Kunst gingen gelegentlich weit aus einander. Sie können jetzt mit einander gehen. Preußen hat zu Anfang dieses Jahrhunderts den Grundsatz angenommen, die erlittenen Niederlagen durch Stärkung der wissenschaftlichen Kraft des Volkes wett zu machen; Deutschland sollte zu Ende des Jahrhunderts den

Kunst und Preußenthum.

Grundsatz annehmen, die erfochtenen Siege durch Stärkung der künstlerischen Kraft des Volkes zu rechtfertigen.

Dies Schuldkonto steht noch aus. Der großen Persönlichkeit Bismarck's fehlt immerhin der Hauch eines feineren Geisteslebens; die rauhe Zeit, in der und für die er geboren ward, hielt solche Einflüsse fern: er trägt nur das Schwert, das Myrthenreis ward ihm versagt. In dem preußisch-deutschen Staat und Volk der Zukunft sollte sich der Geist Bismarck's mit demjenigen Schiller's und Goethe's zur Einheit verschmelzen; jener kann den Hamletgeist der Deutschen kräftigen und diese können den Luthergeist derselben verfeinern. Der preußische Staat ist durchweg ein Soldatenstaat; von diesem bis zum Künstlerstaat ist der Sprung nicht so groß, wie es äußerlich scheint. Was Schiller von dem Soldaten gesagt hat „auf sich selber steht er da ganz allein", das gilt auch vom Künstler; das volle Einsetzen der eigenen Persönlichkeit erfordert in beiden Fällen einen hohen sittlichen Muth; und sittliche Unterordnung muß zu diesem in beiden Fällen hinzukommen: dort unter die Gebote des Kriegsherrn hier unter die der Volksseele. Auch die Griechen waren, gleich den Deutschen, als Krieger und Landsknechte berühmt, ehe sie als Künstler berühmt wurden; auch bei ihnen ging der künstlerischen die politische Befreiungsthat voraus. „Selbst ist der Mann" lautet die Losung des Kriegers wie des Künstlers; jener bethätigt den Spruch nach außen, dieser nach innen, sie gehen im Grunde den gleichen Weg. Die künstlerische Selbstständigkeit der Deutschen ist also, rein logisch genommen, eine nothwendige Forderung und Fortsetzung seiner kriegerischen Selbstständigkeit. Auch hier schließt die spätere Entwickelungsstufe, wie überall die frühere nicht aus, sondern ein; die Myrthe stumpft das Schwert nicht ab, sie schmückt es nur. Deutschland wird den durch die Geschichte und die bestehenden Verhältnisse ihm auferlegten kriegerischen Beruf voll aufrechterhalten, aber es wird seine Geisteskraft gleichzeitig der Kunst zuwenden müssen.

„Daß Jeder nach seiner façon selig werden solle" ist ein echt preußischer Grundsatz; aber derselbe ist zugleich ein echt deutscher Grundsatz; denn er formulirt, kurz und gut, den Grundzug alles deutschen Wesens: den Individualismus. So frei und deutsch war der Beruf Preußens schon von Anfang an. Der französische König hatte das „Huhn im Topfe", der deutsche König aber Wichtigeres für seine Unterthanen im Sinn; der pot au feu ist von dem Seelenheil, der leichtlebige Franzose gegenüber dem gewissenhaften Deutschen sehr verschieden; die Volksideale beleuchten sich gegenseitig. Aber jener Satz enthält noch mehr; er verkündet die Grundwahrheit alles künstlerischen Lebens und das Grundrecht jedes künstlerischen Strebens: daß nämlich der Künstler seinem eigenen Kopf folgen solle. Unter allen Geistesheroen, die wir kennen, hat ihn Rembrandt am entschiedensten durchgeführt; man kann ihn in dieser Hinsicht einen prähistorischen Preußen nennen. Und der Preußengeist greift noch weiter; er ist

sogar dem Menschengeist ein wenig verwandt; ja wenn man will dem Weltgeist. Denn der aufrechte Gang erst macht, wie gesagt, den Menschen; das preußische Exerzierreglement aber hat den Deutschen körperlich wie sittlich gelehrt, wieder aufrecht zu gehen; die preußische Politik hat ihn wieder berechtigt, anderen Nationen gegenüber sein Haupt gerade zu tragen. So menschlich und männlich war der Beruf Preußens schon von Anfang an. Für dieses Land sind schon wiederholt Zeiten gekommen, wo der subalterne Geist seines Exerzierreglements sich in heroische Thaten umgesetzt hat; möchte nun auch wieder einmal für Deutschland eine Zeit kommen, wo die vorwiegend subalternen Bestrebungen seines geistigen Lebens sich in lebendige und schöpferische Thaten umsetzen. Die Franzosen erstaunten 1870, daß das Volk der Denker sich in ein Volk der Krieger verwandelt hatte; mögen sie und hoffentlich recht bald erstaunen, wenn das Volk der Forscher sich in ein Volk der Künstler verwandelt. Und trage jeder Deutsche dazu bei, den Umsetzungsprozeß dieser national-chemischen Kräfte zu beschleunigen; dann wird sich dem festen Zug, welchen deutsche Politik und Kunst aus dem deutschen Bauernthum entnimmt, bald jener freie Zug gesellen, den beide aus dem, am schlagendsten in Rembrandt verkörperten geistigen Holländerthum gewinnen können. Es ist keine Frage, daß in der Ehe zwischen Preußen und Deutschland die Rolle des Mannes Preußen zufällt; aber ebenso sicher ist es, daß geistige Begabung sich fast immer von der Mutter ableitet; und daß also, bezüglich der geistigen Früchte jener Ehe, die deutsche Art entscheidend sein muß. Die blinkende Spitze des preußischen Helmes wird immer innerhalb des deutschen politischen Lebens der leitende Richt- und Augenpunkt bleiben; aber es ist zu wünschen, daß in das deutsche geistige Leben etwas von dem Schimmer jenes nationalen Goldhelms falle, welchen die holländischen Mädchen tragen. Der Krieg ist männlich und die Kunst ist weiblich. Beide haben gleichermaßen der Verherrlichung Deutschlands zu dienen; aber jedem Einzelnen bleibt es überlassen, sich seinen Weg dahin zu suchen. Einheit des Zwecks und Verschiedenheit der Mittel, das ist das rechte Deutschthum.

Eine mehr oder minder feindliche Auseinandersetzung der wirkenden Kräfte muß jeder organischen Gestaltung vorausgehen. Dem Kriege wird ein künstlerischer Charakter nicht fehlen, solange er von Leuten wie Moltke geleitet wird; und der Kunst wird ein kriegerischer Charakter nicht fehlen, solange sie Leute wie — Nicolai und seine Nachfolger zu bekämpfen hat. Wie einst, gilt es jetzt gegen sie unerbittlich zu sein. Eine freie und befreiende Bildung ist jedes Opfers werth; sie soll mit dem Schwert und mit der Feder, in Krieg und Frieden vertheidigt werden; sie ist das Palladium des deutschen Volkes. Es giebt nur einen Gott und jeder Mensch hat nur eine Ehre; so giebt es auch nur einen Weg zur freien selbstständigen menschlichen Entwickelung für ein Volk; es ist derjenige, welcher ihm durch seine eigene Natur vorgeschrieben wird. Friede — ahd. fred — heißt Friede.

eigentlich „Wehr"; dadurch ist die Bestimmung des deutschen Volkes für den wehrhaften Frieden nach außen hin, wie ihn Bismarck proklamirt hat, von vornherein gegeben. „Ich liebe den Krieg, den göttlichen Vater des Friedens" hat schon hundert Jahre vor dem deutschen Reichskanzler ein preußischer Denker, Hamann, gesagt. Ein echter Niederdeutscher und eine Rembrandt innerlich wie äußerlich auffallend ähnliche Erscheinung, der große Vorgänger Bismarck's, Cromwell setzte auf seine Münzen: Pax quaeritur bello. Es giebt Wahrheiten, die sich durch Jahrhunderte hindurchziehen; die einem und demselben Boden entstammen; und immer wieder aus ihm hervorbrechen. Aber dieser wehrhafte Friede gilt auch innerlich geistig künstlerisch; auch hier heißt es, die Hand stets am Schwert haben, um gegenüber fremder Anmaßung die eigene individuelle Entwickelung zu sichern; der deutsche Geist ist streitbarer Natur, Deutschland ist sein Haus; sein Haus ist seine Burg; und wer sie antastet, hat es mit ihm zu thun. Der Streit zwischen gelehrter und volksthümlicher Bildung muß und wird einmal ausgefochten werden; eine volksthümliche Bildung kann aber immer nur eine künstlerische, eine im Sinne Rembrandt's gehaltene sein.

Athene und Brunhild. „Eine Schanze ist nur ein Haufen Dreck; aber der Soldat vertheidigt sie mit seinem Leben, weil seine Fahne darüber weht" sagt Goethe. Ein Name, sei es auch der größte und beste, ist allerdings vergänglich; aber es giebt Namen, an welche sich zu Zeiten die Ehre einer Nation knüpft: Rembrandt ist ein solcher Name. Diejenigen Deutschen befinden sich jetzt noch in der Minderheit, welche seinen Zielen zustreben; aber Mehrheit oder Minderheit entscheidet hier nicht; die größten und rühmlichsten Siege der Welt sind immer von Minderheiten erfochten worden. Die Kämpfe der Niederländer, der Schweizer, der Griechen bezeugen es! Wie den Letzteren in der Schlacht bei Salamis die Stammheroen eben jenes Bodens erschienen, um den und auf dem gekämpft wurde; so werden auch den Deutschen in der Entscheidungsschlacht gegen eine falsche Bildung die großen Helden der deutschen Erde, als gewaltige Mitstreiter, zur Seite stehen. Der gegenwärtig so einflußreiche Professor mag dann von seinem hohen Katheder, wie Xerxes von seinem Thron am Griechenufer aus, diesem Kampfe zusehen; der Sieg wird auch heute nicht da sein, wo die Mehrzahl ist, sondern da wo freier Muth einheimischer Geist und echte Menschlichkeit sich finden; „da ward es aller Welt und vornehmlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären aber wenig Männer" erzählt der ehrliche Herodot; und so werden vielleicht auch künftige Deutsche sagen können. Das Schwert des Geistes wird die Bildungstyrannen zu treffen wissen. Dadurch bethätigt sich die kriegerische Seite einer echten Kunstgesinnung; der Deutsche kann jene nur verleugnen, wenn er zugleich diese verleugnet; „unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister, die diese kleinsüchtigen heimtückischen elenden Schufte von Menschenseelen geißeln" lautet ein holländisch oder deutsch derbes Wort von Beethoven. Brunhild, die kriegerische Maid, ist in der

deutschen Sage halb Walkyre halb Holländerin; sie trägt nicht nur den Goldhelm, sondern auch den Eisenpanzer; ihr Name selbst — ahd. brünne Panzer — spricht es aus. In ihrer äußeren Erscheinung gleicht sie der griechischen Kriegs- und Kunstgöttin Athene; sie erscheint dadurch Rembrandt wie dem Griechengeist gleich sehr verwandt; und man könnte sie wohl als die Göttin der streitbaren deutschen Kunst ansehen. Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele — der Mythologie und zugleich im männlichen Ernste — der Geschichte eines Volkes. Hier wie im Lebenslauf des einzelnen Menschen, macht sich oft eine schöne Wechselseitigkeit der Beziehungen geltend; „das Kind ist der Vater des Mannes"; mit den Thaten seines Alters löst ein rechter Mensch sowie ein rechtes Volk die Träume seiner Jugend ein. Ares und Hephaistos, der Gott des Krieges und der der Kunst, waren bei den Griechen bezeichnenderweise die Söhne des höchsten Götterpaares; und beide jene Geistesrichtungen finden sich, veredelt und gesteigert, in der eingeborenen Lieblingstochter des Zeus, in Athene vereinigt. Nachdem Athen die Freiheit Griechenlands erstritten, gab es ihm die höchste Geistesblüthe; seine zwei hauptsächlichsten Charaktereigenschaften hatte es selbst in und zu der Gestalt seiner genannten Stadtgöttin verdichtet: Tapferkeit und Schöpfungskraft. Athen hält, was Athene verspricht. Möchten auch die Deutschen stets gleichmäßig diese beiden führenden Eigenschaften bewähren; möchten auch sie die Träume ihrer Kindheit durch die Thaten ihres Mannesalters bethätigen; möchten auch sie halten, was Brunhild verspricht!

Insofern Religion der höchste und innerlichste Grad von Kunst d. h. von individueller Weltanschauung ist und insofern Luther der ganz besonders streitbare Vertreter eben dieser Kunst ist, vereinigt er in sich jene beiden großen welt- und geistbestimmenden Faktoren zur geschlossenen Einheit. Er ist Mönch und Junker Georg; er bethätigt diese beiden Seiten seines Wesens in seiner Eigenschaft als Reformator; und hat dieser seiner Natur einen auch im engeren Sinne des Worts künstlerischen Ausdruck verliehen durch das Streitlied „Ein' feste Burg ist unser Gott." Es ist das deutscheste aller Lieder, weil Krieg und Kunst sich in ihm aufs innigste durchdringen. In jedem deutschen Hause, das an Luther theilhat, ist diese Doppelrichtung seines wie des deutschen Geistes noch heute ganz wirklich und handgreiflich anzutreffen: der Kampf mit der Welt und die Erhebung zu Gott, Bibel und Gesangbuch. Aehnlich verhält es sich in der darstellenden Kunst. Die holländische Bezeichnung für Theater — Schauburg — faßt jene beiden Geistesthätigkeiten in zwei Silben und ein Wort zusammen; das Globetheater, in welchem Shakespeare spielte, war in Form einer Festungsbastion erbaut; es weicht ebenso sehr von aller herkömmlichen Architektur, wie Shakespeare von aller herkömmlichen Dichtung ab; es stellt, freilich unbewußterweise, eine ganz augenfällige Verkörperung des „Ein' feste Burg ist unser Gott" dar. Ebenderselbe Eindruck

Streit und Lied.

kehrt zwar nicht in Wirklichkeit, aber doch im Bilde bei Goethe wieder; er spricht gelegentlich davon „in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt dem es nur immer Ernst um sich und die Sachen ist"; und verkündet damit „den Gott in seiner Brust". Die „feste Burg" hat Luther poetisch, Goethe prosaisch und Shakespeare sogar sinnlich formulirt; W. von Eschenbach hat sie schon in seiner „Burg des Graal" geschildert; Wagner, in seinem letzten und abschließenden Kunstwerk, hat diesen Gedanken wieder aufgenommen: Beweis genug, daß hier der eigentliche Kernpunkt des deutschen Wesens liegt. Der Deutsche streitet und singt. Und am schönsten ist es, wenn diese Doppelthätigkeit des deutschen Geistes sich ganz wörtlich offenbart. Nikolaus Manuel, einer der interessantesten und vielseitigsten Künstlertypen des 16. Jahrhunderts, welcher den Pinsel und das Schwert gleich gut zu führen wußte; Ben Jonson, welcher in den niederländischen Befreiungskriegen vor beiderseitig versammeltem Heere einen Spanier zweikämpfend niederstach; Theodor Körner, welcher den Bund von Leier und Schwert mit seinem Blute besiegelte — das sind herzerfreuende Beispiele deutscher Kriegs- und Kunsttüchtigkeit. Es sind wieder einmal historische Ideale von der besten Art; und sie sind das um so mehr, da sie sich nicht durch geistige Größe als solche ausweisen; sondern durch volksthümliche Größe. Von dem Barditus der alten Germanen und den Minneliedern der Ritterzeit bis zu Luther's Hochgesang und der Wacht am Rhein ist die deutsche Volksseele stets auf den gleichen Ton gestimmt gewesen. Es ist derjenige Ton, auf den Goethe wiederum ebenso kurz wie treffend und schön hingewiesen hat:

Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.

Gott der Saiten, der schwingenden wie der schnellenden, ist Apollo; dieser Jünglingsgott gehört also, wie die Jungfraugöttin Athene, gewissermaßen den Deutschen an; die jugendliche Elastizität beider entspricht dem erst noch im Erstarken und Aufblühen begriffenen inneren Wesen des deutschen Volkes. Die Griechen kannten, außer dem ihrigen, auch einen hyperboreischen Apollo; und nordische Lichtgestalten, wie Goethe und Mozart, rechtfertigen diesen Namen; Shakespeare und Rembrandt, der große Hell- und der große Dunkelmaler, gehören auch in seinen Bereich. Ja wenn man die bildende Kunst, mit Lessing, als Malerei und die Malerei, im Wesentlichen, als Schattirung und Rembrandt, nach seiner Begabung, als den ersten aller Schattirer auffaßt; so erscheint er geradezu als das bestätigende Gegenbild des südlichen Lichtgottes Apollo; als ein nordischer Nebel- und Schattengenius; als eine echt und recht hyperboreische Erscheinung. Denn ewige Nacht herrscht bei den Hyperboreern. Dem lichten Tagesgestirn der griechischen steht der dämmernde Nachthimmel der nordischen Kunst gegenüber; und es dürfte schwer sein zu entscheiden, welche der beiden Konstellationen die höhere ist; der Tag hat seine Reize wie

die Nacht. Am wirklichen wie am geistigen Himmel wechseln die Erscheinungen; es ist der Tanz der Horen — der nie vergeht.

Was von der Menschheit, gilt von dem einzelnen Volk; seine Fähigkeiten wie Leistungen wechseln; und sogar dem geographischen Raume nach. Ritterthum und Minnesänger waren in Süddeutschland zu Hause; die Reformation und die deutsche Schriftsprache stammen aus Mitteldeutschland; das Zeitalter der Kunst und vorzüglich der bildenden Kunst wird wahrscheinlich in Norddeutschland erblühen. Der Schwerpunkt des deutschen geistigen Lebens bewegt sich offenbar von Süden nach Norden; Rembrandt, als künstlerisches Vorbild genommen, ist nur eine Etappe auf diesem Wege. Wie jetzt schon die geologische Niveaubestimmung im oberen Deutschland sich nach der Nord- und Ostsee richtet, so wird möglicherweise im Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte auch das geistige Niveau dort nach dieser Norm bestimmt werden. Für die einzelnen Theile eines Volkes wandert die Klimax seiner Bestrebungen, für die Gesammtmasse desselben wandelt sie sich; augenblicklich hat sich dieselbe dem Norden und der Kunst zugewandt. Die Kostümmalerei, die nachgeahmte Renaissance und das Kunstgewerbe von heute sind uns im Wesentlichen aus dem deutschen Kunstsüden, mit seinem Zentralpunkt München, zugekommen; diese mehr Moden als Richtungen des deutschen öffentlichen Lebens stellen ein letztes Auffackern der bisherigen geistigen Hegemonie des Südens gegenüber der künftigen des Nordens dar. In der heutigen deutschen Kunst steht, wie im alten deutschen Bund, eine junge werdende Großmacht einer alten sinkenden Großmacht gegenüber. Der erstarkende Norden fordert sein Recht von dem alt gewordenen Süden, wie einst Preußen von Oesterreich; möge auch hier der Kaiserschnitt nicht fern sein. Hatten die Oberdeutschen tausend Jahre lang, bis zum Jahre 1800, die Herrschaft in Deutschland; so folgt darauf, vielleicht wieder für tausend Jahre, die Herrschaft der Niederdeutschen; diese beginnt mit Friedrich d. Gr. wie jene mit Goethe endet. Die Niederdeutschen haben jetzt das Erbtheil des Arminius angetreten. Wandlungen der Volkskraft.

Die neueste deutsche Freilichtmalerei, welche sich vorzugsweise holländischer Motive in der gegenständlichen wie technischen Behandlung ihrer Bilder bedient, stellt nur einen instinktiven und unwillkürlichen Fühler dar, den die Nation nach einer solchen Richtung aussendet. Rembrandt's Malerei kann man, ohne ungünstigen Nebenbegriff, eine Dunkelmalerei nennen; wenn ihr jetzt, gleichfalls an Holland sich anschließend, eine Hellmalerei gegenübertritt, so zeigt sich nur aufs Neue: daß der helldunkle Charakter der Niederdeutschen, im Laufe der Jahrhunderte, bald die eine bald die andere Seite seines Wesens mehr hervorkehrt. Die Hellmalerei erscheint freilich zunächst nur als eine Reaktion gegen das unwahre künstlerische Archaisiren von heute; es ist ein kühler nüchterner norddeutscher Zug in ihr; und mit ihm sind ihre Fehler wie Vorzüge verschwistert. Wie dem Hellmalerei.

kommenden geistigen Bauernthum die manierirte heutige Bauernmalerei, so geht dem kommenden geistigen Holländerthum die manierirte heutige Holländermalerei der Deutschen voraus. Eine ungesunde Gegenwart paktirt hier mit der gesunden Zukunft; wer gerecht sein will, hat also beide Zeitströmungen auseinanderzuhalten; und dann erst zu urtheilen. Sicher ist es unzulässig, aus der reichen Palette der Natur einen einzelnen Ton auszuwählen und ihn dann zu privilegiren; dies gleicht den Kunststücken eines Paganini auf der G=Saite; es ist Virtuosenthum nicht Kunst. Die Hellmalerei hat Fehler; es ist ihre Schattenseite, daß sie keinen Schatten hat; sie ist eine Schlemihlmalerei. Man findet sie grau und häßlich; grau und häßlich pflegen aber Kinder gerade in der ersten Zeit nach ihrer Geburt zu sein; und das Sprichwort „häßliche Wiegenkinder schöne Gassenkinder" gilt öfters im geistigen Leben. Poetische Hell= und Grellmaler, wie der jugendliche Schiller und der alternde Ibsen, sind schon oft Wegweiser in eine bessere Zukunft gewesen; von dem genialen Trotz eines Caravaggio leitet sich, in direkter künstlerischer Erbfolge, die Malerei eines Rembrandt ab; der Lehrer des letzteren, Pieter Lastman, bildete sich nach und durch Caravaggio. Wenn damals italienische Schroffheit sich zu holländischer Milde verklärte, so könnte jetzt wohl norddeutsche Nüchternheit sich zu deutscher Fülle — der Kunst und des Geistes — abrunden.

Daß man das neue Dogma, wie andere politische und künstlerische in Paris gegenwärtig mißbraucht, ändert daran nichts. Die Hellmalerei ist, wie einst das Evangelium Rousseau's, zwar auf französischem Boden, aber nicht aus französischem Geiste erwachsen; sie ist einseitig wie Jener; und sie wirkt, wie Jener, mehr anregend als schöpferisch; sie weist, wie Jener, auf die Natur; und kann darum auch theilweise wirklich auf sie zurückführen. Damit ist viel gewonnen. Es bestätigt sich immer wieder, daß Holland und die Schweiz die zwei festen Grundpfeiler für die religiöse politische künstlerische Freiheit Europa's bilden. Härten und Lücken in dem Wesen der betreffenden beiden Volksstämme kommen Dem gegenüber nicht in Betracht. Ein Maler, der auf die eigentliche Gluth der Farbe und damit auf das innerste Leben seines Kunstgebietes verzichtet, handelt sehr unpolitisch; aber es ist zuweilen politisch, unpolitisch zu sein; und somit mag auch diese Durchgangsphase der modernen Kunstentwickelung ihre Berechtigung haben. Das Negative, in Literatur wie Kunst, hat zu gewissen Zeiten einen hohen Werth. Die Hellmalerei enthält ein rationalistisches Element; sie gleicht darin der Periode der Aufklärung im vorigen Jahrhundert; sie überträgt diesen Begriff, und sogar ganz wörtlich, ins Künstlerisch=Technische. Die Hellmalerei kann und soll eine reinigende Wirkung haben, aber im höheren Sinne; zwei Wege stehen ihr offen: es wird von ihr abhängen, ob sie Lessing oder Nicolai sein will. Goethe wird sie freilich nie sein. Bis jetzt giebt sie mehr Forderung als Leistung; es fehlt ihr an großem oder auch nur genügendem geistigen Gehalt; derselbe kann

erst gewonnen werden, wenn nicht Technik oder Tendenz sondern Persönlichkeit wieder an die Spitze der Kunst tritt. Einseitig darf nur sein, wer bedeutend ist; und auch nur insofern er bedeutend ist; insofern nämlich seine Einseitigkeit eben auf seiner mächtig ausgeprägten Persönlichkeit beruht. In diesem Sinne war Rembrandt ein Dunkelmaler; ein Hellmaler von der gleichen Art, und im eigentlichen Sinne des Worts, fehlt uns bis jetzt; es sei denn, daß man Rubens als solchen gelten lasse. Die heutige Hellmalerei, als eine vorübergehende Zeit- und Kunstrichtung betrachtet, steht trotzdem Rembrandt sehr nahe; gerade weil sie ihm bezüglich der Technik polar entgegengesetzt ist, vermag sie ihm an innerer Gesinnung um so leichter nahe zu kommen; denn sie ist der Gefahr einer rein äußerlichen Nachahmung dieses Meisters nicht ausgesetzt. Dem Goldton Rembrandt's könnte — und sollte — ein Silberton der heutigen Hellmalerei entsprechen. Auch für sie weist somit die künstlerische Magnetnadel nach Norden.

Die deutsche Kunst der Zukunft und nächsten Gegenwart wird die gleichen zwei Klippen, rechts und links, zu vermeiden haben, welche die religiöse literarische politische Bewegung Deutschlands jeweilig früher zu vermeiden hatte: die Nüchternen und die Schwärmgeister. Wie Luther zwischen Zwingli und den Wiedertäufern, steht Goethe zwischen Nicolai und den Romantikern, Bismarck zwischen Stahl und den Fortschrittlern; und ebenso wird die deutsche bildende Kunst, wenn sie eine herrschende Stellung im künftigen deutschen Geistesleben einnehmen und behaupten will, ihren Weg zwischen Böcklin und den Hellmalern hindurch finden müssen; sie wird, trotz mancher gemeinsamen Anschauungen, schließlich beide ablehnen müssen, um — sie selbst zu sein. Eine gesunde Entwickelung, die sich von Extremen fernhält, wirkt immer aufbauend. Der oberdeutsche Maler Fellmann und der niederdeutsche Maler Leibl, beide nicht ohne einen monumentalen Zug in ihren Leistungen, weisen auf jene künstlerische Zukunftsrichtung schon jetzt hin. Doch wird hier zu dem national-individuellen noch ein mathematisch-architektonischer Kunstgehalt hinzukommen müssen. Wer die Bedeutung einer inneren geistigen Architektonik kennt und wer weiß, wie sehr dieselbe im Denken und sogar in der Stilistik z. B. eines Luther ausgebildet ist, Der wird auch wissen, daß dieses der einzige Weg ist, auf welchem das deutsche Volk sowie die deutsche Kunst wieder zu einem großen geschlossenen einheitlichen Charakter gelangen können. Jede Kultur ist ein individuell gearteter Bau; die Architektur, im engeren Sinne, stellt nur ein äußerliches und sinnlich greifbares Spiegelbild eben dieses Baues dar; die sonstigen bildenden Künste ordnen sich demselben ein und unter; werden die Deutschen also wieder selbstständig bauen lernen, so werden sie auch wieder einen Stil haben. Wer bauen will, muß zu fügen d. h. organisirte Massen unter sich organisch zu verbinden wissen; die Fuge ist eine speziell deutsche Musikform; sie hat in

Bau und Musik.

Bach ihren höchsten und echt architektonischen Ausdruck gefunden; sie ist zugleich der reinste Ausdruck echter Frömmigkeit: und führt so vom deutschen Geist zum Weltgeist, zu Gott, hinüber. In ihm begegnen sich die natürliche und die künstlerische Architektonik; innere und äußere, geistige wie sinnliche Bauformen klingen hier zusammen; und zu letzteren gehört, allgemein gefaßt, auch die Malerei. Gedeihliches erreichen können nur solche Kunstbestrebungen, welche sich der Vergänglichkeit ihrer Mittel wie der Ewigkeit ihrer Ziele gleichermaßen bewußt sind; welche das Vorübergehende und das Bleibende in ihrer eigenen Natur zu scheiden wissen; und welche Dieses über Jenes zu setzen wissen. Hält sich die Malerei hieran, so kann sie das Höchste leisten; so ist auch eine Durchgangsphase, wie die Hellmalerei, für sie nur eine Stufe zu jenem höchsten Ziel; eine Variation, und vielleicht nicht die schlechteste, in der großen Doppelfuge der Kunst und des modernen Volksleben.

Die entscheidende Wendung.

Die Elemente des inneren deutschen Volksthums haben sich anders gemischt, anders getheilt und anders gruppirt als früher. Einst ging der Dichter mit dem Denker Hand in Hand; jetzt steht dem Krieger der Künstler gegenüber, wiewohl nicht entgegen. Scheinbar feindselige Pole durchdringen sich hier, wie sonst, zu gegenseitiger Stärkung. Man kann den jetzigen Deutschen mit dem tempelbauenden Juden vergleichen, der in der einen Hand die Kelle, in der andern die Lanze zu führen genöthigt war. Was der Künstler schafft, ist wohl werth, daß es der Krieger vertheidige; und was der Krieger vollführt, ist wohl werth, daß es der Künstler darstelle. Die auf Krieg und Kunst gerichteten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters, welche nunmehr an die Spitze treten, haben zwar in der Vergangenheit nicht geruht; aber sie verzehrten sich, bei zerstreuter und zerstörter Thätigkeit, wenigstens theilweise in sich selbst. Jetzt vollzieht sich eine Wandlung; dem Gedanken folgt das Bild, der Forschung die Anschauung, dem rezipirenden Gelehrten der produzirende Künstler in der das Geistesleben beherrschenden Stellung. Die form- und farbenreiche Macht der Kunst nimmt den idealen Posten für sich in Anspruch, den eine un- und übersinnliche Philosophie solange innegehabt; die Dichtung des Worts macht der Dichtung der Thatsachen Platz, welche oft ergreifender und erfinderischer ist als jene. Griechische Jugendträume stehen dem Deutschen jetzt, als direkte Vorbilder seiner Kunst, nicht mehr an. Bismarck oder ein schneidiger Husarenoffizier sind dem deutschen Künstler Das, was ein Zeus oder ein wilder Centaur dem griechischen; geistige wie körperliche Männlichkeit soll dargestellt werden; die griechische Phantasie sah und suchte den Menschen in der Natur, die deutsche Phantasie sucht und findet ihn in der Geschichte. Das Volk der Dichter und Denker hat sich in ein Volk der Krieger und Künstler verwandelt. Die Geschichte bewegt sich niemals in Sprüngen, sondern stets in Uebergängen; und so hat sie auch diese Wendung längst vorbereitet; in der Reformationszeit tritt der betreffende

Doppelzug des deutschen Nationalcharakters in Luther einerseits in Dürer andererseits hervor; und er ist auch für die letzte große Geistesperiode des deutschen Lebens gültig: Lessing vertritt den Krieg wie Goethe die Kunst des Lebens. Jetzt gilt es, den genannten Doppelzug in sich noch fester zusammenzuschweißen. Der eiförmige Schädel Shakespeare's gebar einst eine Welt; das Adlerprofil Moltke's muß darauf gerichtet sein, sie zu schützen.

„Krieg und Kunst" ist eine griechische eine deutsche eine arische Losung; Arierthum.
sie findet ihre schönste Verkörperung in dem Epos, der spezifisch arischen Dichtweise; und Homer's Ilias ist ihr frühester Ausdruck. Auch in späteren Zeiten taucht sie gerade an entscheidenden Punkten wieder auf. In dem Namen des angelsächsischen Dichterheroen selbst feiert die Vereinigung von Krieg und Kunst ihren höchsten Triumph; Shakespeare heißt „Speerschüttler" und Namen haben immer einen Grund: einer der Vorfahren des Dichters muß demnach als Krieger sich hervorgethan haben. Das war in den kriegerischen Zeiten Altenglands; in friedlicheren Zeiten verwandelte sich die Handkraft in Seelenkraft, die Kriegskraft in Kunstkraft. Shakespeare stellt den germanischen Geist in seiner ganzen Vielgestaltigkeit — Individualität — dar; er hat alle deutschen Götter in seinen Werken versammelt; er verkörpert in sich den höchsten germanischen und arischen Geist. Das schöne Schiller'sche Wort „Speere werfen und die Götter ehren" lebt in ihm, in den Deutschen, in den Ariern; und es führt geradezu auf den Gipfel der Welt: „aus Shakespeare spricht der Weltgeist, ja er ist der Weltgeist" hat Goethe kühn und wahr erklärt. Homer und Shakespeare, Goethe und Schiller predigen dieselbe Weisheit; es ist eine Weisheit des Leibes wie der Seele; und unser innerstes Fühlen, wenn es echt ist, folgt ihr noch heute. Greift man die Bestimmung der heutigen Deutschen am tiefsten, so geräth man auch hier auf die alte Forderung; sie sollen Das sein, was sie von Uraltersher waren; wozu sie die Natur selbst gemacht hat. Sie sind waren und werden sein Arier. Für diesen ihren angebornen Charakter sollen sie leben und streiten und sterben, wenn es sein muß! Denn im Grunde ist nur das Blut werth — das ureigene Blut — daß um seinetwillen ein Blut vergossen wird. Das Leben ist eine Nothwehr; das eigene Blut will sich durchsetzen gegen das fremde; so will und wird auch das arische Blut sich durchsetzen gegen jedes andere. In seinen „Göttern" ehrt es nur sich und mit seinen „Speeren" zielt und trifft es auf fremdes Blut; es hat für sich seine „Kunst" und seinen „Krieg" gegen Andere; an diese beiden Faktoren ist sein Leben und Streben und Strömen gebunden. In diesem Zeichen wird es siegen. Vor den Göttern schaudert man; und das Schaudern — to shake — ist der Menschheit bestes Theil; wenn dies Schaudern sich zur Vertheidigung seiner selbst in ein Schütteln — des Speeres — umsetzt; dann einen sich Seelenkraft und Leibeskraft zur höchsten Volkskraft; sie

ist in den Ariern in den Deutschen in Shakespeare gegeben! Speer und Heer reimen sich; ja der alte arische Speer ist neuerdings — als Reiterlanze — im deutschen Heere wieder zu Ehren gekommen; er wird und soll dienen, die heimischen Güter wie Götter zu vertheidigen. Der Arier führt den Speer; und dieser stellt, als eine gerade Linie, die nächste Verbindung her von dem eigenen Herzen zu dem des Feindes; das ist kriegerische und künstlerische, das ist arische, das ist göttliche Mathematik!

Der deutsche Mensch wird, wenn er sich so auf einen neuen und doch ihm eingeborenen Standpunkt gestellt sieht, mit den verschiedensten Bildungsfaktoren sich neu abzufinden und auseinanderzusetzen haben. Thut ein Volk in seiner Entwickelung einen entscheidenden Schritt vorwärts, so ist damit — nach physischen wie geistigen Gesetzen — die Nothwendigkeit gegeben, daß dasselbe alle diejenigen Dinge, die es innerlich angehen, unter einem ganz veränderten Gesichtswinkel sieht; und je klarer es sich dieses Vorganges bewußt ist, desto besser steht es um seine gesammte Existenz. Wer vorwärts geht, ohne rundzublicken, thäte besser stehen zu bleiben. Demgemäß ergiebt sich für den Deutschen von heute zunächst die dringende Pflicht, seine Bildung und sein Menschenthum nach allen Seiten hin abzugrenzen, fest zu legen, zu vertiefen. Er wird abmessen müssen, wie weit sein Horizont reicht; und er wird bestrebt sein müssen, ihn ganz auszufüllen; er wird sich seinen Geistesverwandten und Geistesfeinden klar gegenüberstellen müssen; er wird die Mittel gründlich zu erwägen und abzuschätzen haben, welche seiner künftigen Selbsterziehung dienen können; er wird sein Kriegerthum und Künstlerthum in Menschenthum auflösen müssen. In trinitate robur.

Uebergangsformen. Die obige entscheidende Wendung im deutschen Geistesleben wird, als sich soeben vollziehend, den heutigen deutschen Menschen ganz besonders beschäftigen müssen. In ihr gipfelt sein Dasein. Erklärlicherweise gelangt sie aber nur allmählich zu ihrer vollständigen und herrschenden Geltung; langsam rückt eine gesunde thatkräftige Prosa an die Stelle einer erdabgewandten und zielunbewußten Weltanschauung; und diese gehört nur noch der Geschichte an. Besonders bemerkenswerth erscheint die Rolle, welche zwei während der letztvergangenen hundert Jahre ausschlaggebende Faktoren des deutschen geistigen Lebens bei jenem Uebergang spielen: Musik und Wissenschaft, die Musenkunst im eigentlichen und übertragenen Sinne. Die Zeit des deutschen Dichtens klingt in der großen Musikperiode des vorigen, die Zeit des deutschen Denkens in der großen wenn auch schließlich einseitig gewordenen Wissenschaftsperiode des gegenwärtigen Jahrhunderts aus. Wie jene, mit ihrer sinnlichen Wirkung, dem Triumph der bildenden Kunst vorarbeitet; so liefert diese, mit ihrer exakten Forschung, das Material für den militärischen politischen und sozialen Kampf. Es braucht nur an die materiellen Erfolge der Naturwissenschaft einerseits, an die Bestrebungen Richard Wagner's andererseits erinnert zu werden; jene leiden an völligem

Mangel, diese an einigem Ueberfluß von idealem Schwung; beide charakterisiren sich dadurch als Zersetzungsprodukte. Aber freilich jene nach der negativen, diese nach der positiven Seite hin; jene wirkt mehr zerstörend, diese mehr aufbauend. So reiht sich ein Glied der Kette an's andere; gerade deshalb ist zu vermuthen und diese Vermuthung wird durch die heutige Sachlage bestätigt: daß jene zwei Bindeglieder an ihrer bisherigen Bedeutung verlieren werden, sowie der neue Geist der Zeit seine Herrschaft angetreten hat. Die Musik, welche dem fühlenden Herzen entspringt, und die Wissenschaft, welche das scharfe Auge der Kritik walten läßt, sind nur Vermittelungsstufen für das Zeitalter der kämpfenden und schaffenden Hand, welches dem Deutschen bevorsteht . . . . nachdem er das Zeitalter des Dichtens und Denkens, welches bisher seinen erfindungsreichen Kopf beschäftigte, glücklich hinter sich gelassen hat.

Es ist wahr, daß ein gewisser moralischer Verfall den Blüthezeiten der Kunst fast immer folgte oder voranging; aber weshalb sollte Deutschland der Welt nicht zum ersten Mal das Schauspiel bieten, daß in der herben Schale einer starken politischen Macht sich die köstliche Frucht geistiger Hochentwickelung berge? Die Geschichte hat in solchen Dingen ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Man wird den Deutschen nur gerecht beurtheilen, wenn man ihn mit seinem eigenen Maße mißt und, falls man ihn dennoch mit Anderen vergleicht, den Unterschied des deutschen gegenüber dem fremden Wesen scharf festhält; am meisten ist dies nothwendig bezüglich der griechischen Kultur, welche dem Deutschen innerlich so verwandt ist, der er so viel verdankt und von der er sich darum — in einigen seiner besten Vertreter: Winkelmann Karstens Goethe Hölderlin — etwas übermäßig hat beeinflussen lassen. In dem deutschen Charakter liegt, wie gesagt, eine gewisse Unruhe; will man ihn dennoch künstlich zur Ruhe zwingen, so ergiebt sich daraus Unwahrheit oder doch Schiefheit; sie haftet den gräcisirenden deutschen Kunstwerken der obigen Männer, so vortrefflich dieselben sonst sein mögen, unbedingt an. Im deutschen Wesen, gerade wo es sich ganz echt zeigt, liegt aber auch eine gewisse Unbarmherzigkeit; der Deutsche ist aufrichtig und grausam wie es etwa Kinder sind: „dies Geschlecht kennt kein Erbarmen". Die Malerei Holbein's z. B. hat oft etwas fast Verletzendes an sich; er giebt die Dinge, wie er sie sieht; vor dem mitleidslosen Hauch einer solchen und ihr verwandten Kunst zerstieben die herkömmlichen Formen griechischer oder gräcisirender Kunstweise. Aber ein gemeinsamer Zug verbindet dennoch den echt deutschen mit dem echt griechischen Künstler; beide haben sich das unschätzbare Gut der Unbefangenheit bewahrt; kindlich milde äußert sie sich dort und männlich hart hier. Der griechische Charakter verhält sich zum deutschen, wie der Meißel zur schwingenden Saite; wie das gerade feingeschnittene griechische zu dem geschwungenen scharfknochigen deutschen Profil; wie der nackte Athlet zum geharnischten Ritter. Mit der Zeit prägen sich die Züge des Men-

Deutsches und Griechisches.

schen, und so auch der Menschheit, allmählich schärfer aus. Die zarte Unruhe führt zum künstlerischen Empfinden und die harte Unbarmherzigkeit zur kriegerischen That der Deutschen; Schwert und Fidelbogen gehören schon in ihren alten Heldensagen zusammen. Selbst das Christenthum hat den Deutschen diesen ihren angeborenen Charakter nicht nehmen können; ihr Schutzpatron ist noch heute der heilige Erzengel Michael mit dem feurigen Schwerte, der Wächter am Throne Gottes; also eine Erscheinung, welche Streitbarkeit und Idealität ja wenn man will Krieg und Kunst in sich vereinigt.

Die Griechen hatten eine Kultur von Marmor, die Deutschen sollten eine solche von Granit haben. Der Granit ist ein nordischer und germanischer Stein; in dem ur- und reindeutschen Nordlande, Skandinavien, steht er in großen Felsmassen an; und über die ganze niederdeutsche Tiefebene ist er in erratischen Blöcken verbreitet. Er ist ein sehr gewöhnlicher Stein; aber seine Widerstandskraft übertrifft die der meisten andern; er eignet sich gerade so gut zum Straßenpflaster wie zu unvergänglichen Bauten und Denkmälern: er ist ein volksthümlicher und zugleich, in geschliffenem Zustande, ein sehr aristokratischer Stein. Die ungezählten Massen der deutschen Heersoldaten kann man wohl dem granitnen Pflaster der deutschen Großstädte vergleichen; jeder ist fest zum andern gefügt und alle insgesammt sind undurchdringlich; die Erzstandbilder, welche sich zwischen ihnen auf granitgeschliffenem Sockel erheben, gleichen der echten deutschen Kunst, welche sich auf volksthümlichen Elementen aufbaut — nachdem sie durch Bildung geschliffen und so zu aristokratischer Würde erhoben sind. Auch die Steine haben ihre Sprache; und auch sie predigen die Lehre, daß alle Bildung der Natur parallel gehen müsse. Stein und Scharnhorst, Bismarck und Moltke sind die gewaltigen erratischen Blöcke, welche dem jetzigen deutschen Reiche zum politischen Fundamente dienen; auf ihm soll sich nunmehr der volksthümlich-künstlerische Unterbau von geschliffenem Granit erheben; einer späteren Glanzzeit deutscher Bildung mag es dann vorbehalten sein, denselben mit neuen schönen ehernen Idealen zu bekrönen.

Klassisches. Das Gebäude der Kriegsakademie zu Berlin ist von der eben erwähnten Art; es erhebt sich als ein anmuthiger Backsteinbau auf durchweg granitnem Sockel; und es ist zugleich der künstlerisch vollendetste Bau, welcher dort seit 1870 ausgeführt wurde; in ihm begegnen sich Krieg und Kunst. Der höchsten Thatleistung eines Volkes entspricht gleichzeitig seine höchste Bildleistung, immer in relativer und zuweilen auch in absoluter Weise. Möge jenes Gebäude, zumal gegenüber anderweitigen mißglückten architektonischen Leistungen der deutschen Reichshauptstadt aus neuerer wie älterer Zeit, für das Leben des deutschen Volkes von sinnbildlicher Vorbedeutung sein; möge dies Volk aus und nach blutigem Streite die Blume der höchsten Schönheit pflücken. Dann wird seine Bildung ebenso sehr

eine kriegerische wie künstlerische und eben dadurch — eine klassische sein. Der Ausdruck „klassisch“ ist von fremdländischer Art und bezeichnet ursprünglich einerseits den Normalbürger, civis classicus; andererseits den Normal- oder Liniensoldaten, miles classicus; wenn dieser Begriff auf die höchsten Kunsterzeugnisse angewendet zu werden pflegt, so liegt darin wiederum ein Fingerzeig für die oft bewährte innere Zusammengehörigkeit von Krieg und Kunst. Das Klassische ist sogar dem Preußischen und, in gewissem Sinne, dem Parademäßigen verwandt. Die Parade zeigt den Truppenkörper in seiner rein symmetrischen Form und völlig frei von der rhythmischen Einwirkung des Gefechts; ebenso ist ein Kunstwerk vollendet, wenn es sein individuelles und darum rhythmisches Leben den allgemeingültigen und darum symmetrischen Lebensbedingungen der Gattung, aus welcher es entspringt, angepaßt hat. Es hat den Kreislauf von der Natur durch die Unnatur zur Natur zurück durchmessen; es hat Stil gewonnen; es ist klassisch. Der Liniensoldat hat seinen Namen von den großen und einheitlichen Linien, in welche sich die Truppen unter normalen Verhältnissen formiren; das klassische Kunstwerk führt seinen Namen mit Recht, wenn es seinen individuellen Charakter zur großen und einheitlichen Linienführung, in materieller wie geistiger Hinsicht erweitert; aber beide Arten von Linien erhalten erst einen wirklichen Werth, wenn sie in und für eine jeweilige spezielle Situation angewandt werden. Der Oberst, welcher die „Richtung“ seines Regiments, der Bauer, welcher die zu pflügende Furche, der Kapitän, welcher den Kurs seines Schiffes und der Architekt, welcher die Flucht eines Gebäudes visirt — sie alle wissen wohl, daß und inwiefern „Linien“ etwas bedeuten; aber sie wissen auch, daß dieselben immer nur Mittel zum Zweck sind; daß sie den regelnden, nicht den entscheidenden Faktor im praktischen Leben bilden. Die deutsche sogenannte klassische Literaturperiode hat jene großen Linien des geistigen Lebens aufzuweisen; aber sie verlor sich theilweise in leeren Spekulationen und fremdländischen Liebhabereien. Die gegenwärtige deutsche Bildungsepoche strebt, in allen ihren einzelnen Aufgaben, durchaus nach spezieller Bethätigung und Anwendung der ihr eigenen Ergebnisse; aber sie verliert darüber den großen einheitlichen Aufbau, zu dem das geistige Leben sich gliedern sollte, ganz aus den Augen. Hier ist ein Ausgleich nöthig. Der feste und der freie Zug sollen sich im Kunstwerk, im Soldaten, im Politiker, im Menschen stets die Wage halten; diese zwei Erd- und Urkräfte müssen sich überkreuzen und gegenseitig steigern; dann erst entsteht das wahrhaft Große. Eine solche Art von Klassizität ist der deutschen Bildung zu wünschen; die letztere mußte das Stadium einer deutschen Paradebildung durchmachen, wie die preußische Armee es durchmachen mußte und muß; aber sie darf nicht bei dem metaphysischen Parademarsch und den spezialistischen Gewehrgriffen stehen bleiben; sie soll weiter schreiten. Sie soll eine Kriegs- und Kunstbildung werden; dann wird sie echten Stil haben; dann wird sich

das innere Leben des deutschen Volks in den ihm selbst von Haus aus eigenthümlichen geistigen Linien bewegen. Es sind, physisch wie geistig genommen, die festen und groß gezogenen Linien des deutschen Bauernkopfes.

Aber classis heißt auch die Flotte; was von Soldatenreihen gilt auch von Schiffsreihen; und vielleicht von diesen noch mehr als von jenen. Eine klassische Bildung ist ohne den freien Hauch der See nicht zu denken; und wenn Deutschland sich jetzt anschickt, diesen in kriegerischen Dingen mehr als bisher walten zu lassen, so erwirbt sich damit der Deutsche zu dem ihm voraussichtlich zu Theil werdenden geistigen und politischen noch ein kriegerisches Holländerthum. Der alte Flottengeist der meergewohnten Niederländer, in seiner Selbstständigkeit und Freiheitsliebe, gleicht der so überaus freien und selbstständigen Malerei Rembrandt's; in seinen kühn und bewegt gezeichneten, dunkel und purpurn gefärbten Bildern scheint jener Geist noch einmal kräftig aufzuleuchten; auch hier gatten sich Krieg und Kunst. Den behelmten Krieger und den Bauern in der Pelzmütze, die Vornehmen und das Volk, das Deutsche wie das Fremde hat der große niederdeutsche Meister gleich vortrefflich mit dem Pinsel dargestellt; er giebt in allen diesen Typen, gewissermaßen symbolisch, den Inhalt der deutschen Bildung wie sie sich natürlich und geschichtlich aus vielen einzelnen Elementen zusammengesetzt hat; und wie sie sich, geistig und künstlerisch, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen sollte. Er konnte Das, weil er dabei immer er selbst, weil er Holländer und Deutscher blieb. Er verlor sich nicht in den Dingen und diese verloren sich nicht in ihm; sondern beide zeugten mit einander eine neue, in ihrer Art klassische Welt. Die Kunst als etwas dem wirklichen Leben Fremdes anzusehen, ist stets ein Zeichen künstlerischer Schwäche; die Kunst soll das tägliche Leben vertiefen, sich nicht von ihm abwenden; jenes Bestreben ist klassisch, dieses ist romantisch. „Das Klassische ist das Gesunde, das Romantische ist das Kranke“ sagt Goethe; und in diesem Sinne ist Rembrandt's Kunstanschauung eine ausgewählt klassische; sie ist zweifellos bedeutend klassischer als diejenige Winkelmann's. Die schöne Zeit der „schönen Linien“ ist vorbei; sie haben im Krieg wie in der Kunst ihre Rolle ausgespielt. In seiner eigenen Art und auf seine eigene Art klassisch zu sein, Das ist das Beste und Höchste, was das deutsche Volk von seinem künstlerisch-politischen Erzieher Rembrandt lernen kann. Das Klassische ist das rein Volksthümliche.

Wahrheit. Falscher Klassizismus, wie man ihn während der letzten hundert Jahre vielfach in Deutschland gepflegt hat, ist unwahr; echter Klassizismus ist, seinem ganzen Wesen nach, wahr. Wahrheit ist im sittlichen wie im geistigen Leben die erste aller Pflichten; Rembrandt ist der Maler der Wahrheit und Natürlichkeit; und darauf ist seine ganze Meisterschaft gegründet. Was ist Wahrheit? hat man oft genug auch in der Kunst gefragt und oft genug auch hier den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Wahr

ist, wer wahrt. Der Künstler hat seine Persönlichkeit zu wahren; durch sie wird er schöpferisch; und desto mehr, je mehr er sie wahrt — gegenüber allen äußeren Ansprüchen von Tradition Markt Mode Theorie, eigener Schwäche und fremder Anmaßung. Wahr ist, was währt. Das Bleibende in Natur und Menschheit, die großen einheitlichen Züge in ihr, die feste Volksphysiognomie, welche weder in einzelpersönliche Willkür noch in leere Abstraktionen überschlägt, sie allein währen — wie anderswo so auch in der Kunst. Das Wort „Wahrheit" erklärt also sich selbst; sie ist ein, ja sie ist das konservative Prinzip, wenn es richtig verstanden wird. Mode ist demokratisch, Stil ist aristokratisch. Was der deutschen Kunst von heute fehlt, ist ein konservativer Charakter; sie tastet bald so bald so; sie ist, innerlich und sogar ganz äußerlich, nirgends zu Hause. Bilder und Statuen müssen für ein bestimmtes Licht, für einen bestimmten Platz, für ein bestimmtes Gebäude, nicht für Markt oder Laden gearbeitet sein. Die antike Kunst gruppirte sich um den Tempel; die moderne Kunst gruppirt sich um die Bude; ein solches Zentrum bietet zu wenig Halt. Die echte Kunst ist nicht nur ihrem Ursprunge, sondern auch ihren Zielen nach immer lokal; sie bedarf, wie das einzelne Bild, eines festen Rahmens; nur die konservativ-aristokratische Richtung des geistigen wie sozialen Lebens einer Nation kann ihr denselben bieten. An dieser eingebornen deutschen Geistesrichtung gilt es festzuhalten; sie gilt es zu vertiefen; denn der Deutsche ist nur wahr, wenn er deutsch ist und er ist nur deutsch, wenn er wahr ist. Kein bildender Künstler ist mehr wie Rembrandt in diesem Sinne wahr gewesen; keiner hat mehr wie er von äußerlicher Tradition und äußerlicher Klassizität abgesehen; er hat sich selbst dadurch zu einem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" gemacht. Er währt, weil er wahrt.

Eine solche „wahre" Erscheinung kann zum Maßstab für das geistige Leben von heute dienen. Weder die künstlerischen Naturalisten noch die wissenschaftlichen Spezialisten der deutschen Gegenwart „wahren" ihre eigene Persönlichkeit oder die großen bleibenden Züge in Natur wie Menschheit; was beide interessirt und was beide darstellen, ist das unpersönliche Kleinigkeitswesen in Natur wie Menschheit; sie verleugnen sich selbst und den Weltgeist d. h. Gott; sie sind durch und durch unwahr. Und ebendarum sind sie vulgär.

Im geistigen Leben ist das Genie der speziell aristokratische Faktor; Genie.
man hat ihn als solchen oft mißverstanden; ja gelegentlich sogar in sein Gegentheil verkehrt. Wahrheit und Vornehmheit sind einander verwandt. Es ist eine Unwahrheit, wenn der geistig Geringere sich dem geistig Vornehmeren als gleichberechtigt gegenüberstehen will, wie etwa ein Eugen Richter einem Bismarck oder ein Nicolai einem Goethe; „wer Einen tadelt, der stellt sich ihm gleich" hat Letzterer richtig bemerkt. Und der geistig Vornehmere würde sich seinerseits einer Unwahrheit schuldig machen, wozu er nicht fähig ist, wenn er sich dem geistig Geringeren gleichstellen

oder gar unterordnen wollte; Christus konnte seinen Beruf vor dem Hohenpriester nicht verleugnen; daher die steten Kämpfe, denen das politische künstlerische religiöse Genie ausgesetzt ist. Nicht nur in der Brust des einzelnen Menschen, sondern auch im Leben der gesammten Menschheit streitet die gemeine mit der höheren Natur. Das Genie vertritt die letztere; es ist vornehm, insofern es natürlicher und demnach wahrer ist als andere Leute. Das Genie weiß die Welt im Grashalm, aber auch den Grashalm in der Welt d. h. den Bau des Grashalms im Bau der gesammten Welt wiederzuerkennen; es steht zwischen dem Größten und dem Kleinsten; es spezialisirt und generalisirt zu gleicher Zeit. Es ist konservativ, weil es wahrt; und es ist liberal, weil es sich d. h. seine eigene Individualität wahrt. Genie ist etwas sehr Einfaches und eben darum Seltenes. „Diejenigen Menschen, welche natürlich bleiben, nennt man Genie's" lautet ein sinn- und trostvoller Ausspruch Rahel's. Genial ist derjenige, welcher seinem Genius folgt; jeder Mensch erfreut sich eines solchen; mag derselbe nun leise oder gewaltig seine Schwingen regen. Seinem Genius folgen, heißt den gegebenen und angeborenen Bedingungen seines inneren Daseins folgen; Genie Genius Generation entspringen einer und derselben Wortwurzel, welche den Vorgang der Zeugung und Abstammung bezeichnet. Wer seine eigene Natur verleugnet, kann nie schöpferisch sein; der Ueberfluß von Unnatur und der Mangel an Genie im gegenwärtigen Zeitalter sind nothwendig mit einander verbunden. Nur wer natürlich ist, ist ehrlich; und nur wer ehrlich ist, kann die Wahrheit erkennen; in diesem Sinne sagt die Bibel „die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang". Alles Große entspringt aus der einen und einzigen Wurzel: dem Sittlichen. Natürlichkeit ist das Majestätsrecht der Menschheit; möchten es sich die Deutschen nicht nehmen lassen. Rembrandt ist, wie der wahrste so auch der genialste aller deutschen Maler, weil er der natürlichste aller deutschen Maler ist. Wahrheit Natürlichkeit Volksthum Genialität Bildung — sind Kreise, von denen der größere immer den kleineren und Begriffe, von denen der vorgenannte immer den nachfolgenden einschließt. Der echte Mensch ist „der echte Prinz", welcher die Welt erlöst.

„Das Genie ist der Sinn für das Wesentliche" hat man gesagt; man könnte hinzufügen „Talent ist der Sinn für Nebensachen"; und es giebt offenbar sehr viele Talente im heutigen Deutschland. Sie stellen sich dem Genie gern mit Mißtrauen oder doch mit Ironie gegenüber; und bringen es so in Verruf. „Wer mich ein Genie nennt, den schlage ich hinter die Ohren" sagt Lessing; Bismarck hat sich ähnlich geäußert; und beide sind — Genie's. Gerade sie zeigen aufs Deutlichste, was Genie ist und was es nicht ist. Paolo Mantegazza, ein italienischer Physiologe und Phraseologe von neuestem Datum, schildert beispielsweise in seinen Estasi umane, wie Bismarck bei der Erinnerung an seine Erfolge und Moltke bei derjenigen an seine Siege in „Ekstase" gerathe; sicher ein Gedanke, der

an unfreiwilliger Komik nichts zu wünschen übrig läßt; man denke sich einen verzückten Bismarck oder Moltke! Eben der Mangel und die Unmöglichkeit jeder irgendwie zu denkenden Ekstase bezeichnet das innerste Wesen jener Männer. Die landläufig-triviale Anschauung von Dem, was Genie ist, ist wohl nie schlagender ad absurdum geführt worden, als durch jene wohlgemeinte Betrachtung des transalpinen Professors; südliche Phantasie und nordischer Wirklichkeitssinn beleuchten sich in diesem Fall gegenseitig; aber nicht zum Vortheil der ersteren. Der Romane versteht den Germanen nur selten; jener fühlt romanisch und romantisch; dieser denkt deutsch und deutlich. Wer das Genie für einen unerklärlichen und den Lauf der Welt unterbrechenden Faktor hält, gleicht dem Wilden, welcher den Weißen für einen Zauberer hält — weil dieser ein Schießgewehr handhabt. Auch zwischen dem Genie und dem Durchschnittsmenschen existirt nur eine Grad-, keine Grundverschiedenheit. Es giebt allerdings Ausnahmemenschen, aber nur der Quantität, nicht der Qualität ihrer Gaben nach. Die Menschheit stuft sich allmählich ab — vom Genie bis zum Kotzebue. Jene frühere falsche Auffassung vom Genie erinnert sehr an diejenige altchristliche Anschauung, welche in dem griechischen Olymp nur ein Pandämonium sah; und doch ist nichts einem Pandämonium entgegengesetzter als der griechische Olymp; denn jenes ist auf Dunkelheit und Unruhe, dieser auf Klarheit und Ruhe begründet. So giebt es auch nichts, was dem Wesen des echten Genie's mehr entgegengesetzt wäre, als eine unklare Schwärmerei. Es ist Zeit, sich von diesem Irrthum gründlich zu befreien. Das Gefühl, und selbst das schöpferische Gefühl, bringt so wenig ein Kunstwerk hervor wie der Farbenfabrikant ein Bild hervorbringt; beide liefern nur das Material, mit dem der Künstler arbeitet. Seine Thätigkeit, wenn sie echt ist, wird immer aus warmer Empfindung und kalter Ueberlegung gemischt sein.

Besonnenheit ist weit mehr ein Zeichen echten Genie's, als Phantastik. Die Besonnenheit ist es, die den Gebildeten vom Barbaren unterscheidet; sie giebt das Maß ja ist das Maß aller Dinge; der Mensch selbst ist letzteres nur, weil und insofern er „das besonnene Thier" ist. Man spricht von dunkler Barbarei; und deutet schon dadurch an, daß Bildung eigentlich in Klarheit bestehe; in Klarheit über sich selbst wie über die Dinge wie über das Verhältniß beider zu einander. Der Mensch ist desto mehr Genie, je mehr er sich dem reinen Typus seiner Gattung: dem homo sapiens nähert; das horazische sapere aude — sei besonnen! — gilt noch heute; kurz ein Genie ist Derjenige, welcher stets und ganz intensiv besonnen ist. Besonnenheit, auf eine bestimmte Aufgabe gerichtet, bedeutet Konzentration; und Konzentration, aufs Höchste gesteigert, bedeutet Schöpfung; darum ist das Genie schöpferisch. Diese Definition umfaßt gleichermaßen das militärische politische künstlerische wie sittliche Genie; ihnen allen gemeinsam ist die hohe innere Sammlung; und weil diese in der

Besonnenheit.

unruhigen und zerstreuten heutigen Generation so selten geworden ist, ist in ihr auch das Genie so selten geworden. Zum Genie gehört zweierlei: etwas göttlicher Leichtsinn und viel menschlicher Scharfsinn. Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann; und auch kein rechter Künstler; aber im Rausch vollbringt man weder Mannes- noch Künstlerthaten. Goethe bestätigt es. Der Haupteindruck der besten Jugendporträts dieses „Genie's" ist derjenige eines auffallend verständigen Menschen! Die eigene Individualität freizulegen, sie von äußeren Schlacken und Zufälligkeiten zu reinigen, also Unnatur von sich fern zu halten; das ist die eigentliche Thätigkeit des Genie's. „Wer so fleißig ist wie ich, wird solche Sachen machen wie ich" hat Bach geäußert; und dieses verständige Urtheil eines tiefdenkenden Künstlers erscheint eher geeignet, über das innerste Wesen des Genie's aufzuklären, als die oft gehörten Meinungen weltunerfahrener junger Leute oder kunstunerfahrener Aesthetiker. Jener Ausspruch ist keine Bescheidenheitsphrase; er ist überhaupt nicht persönlich gemeint. Der große Mann, welcher aus dem Volke entsprungen ist, stellt damit sich selbst wieder mitten ins Volk hinein. Was ein Genie über sich selbst aussagt, ist glaubhafter, als was alle Talente oder Nichttalente über dasselbe vermuthen. „Das Genie ist der Fleiß" hat man auch gemeint; aber im Grunde ist der Fleiß nur ein Theil und eine Seite der Besonnenheit; er ist aktive Besonnenheit.

Die wahre Bedeutung des Begriffs Genie wird sich am ehesten auf Gebieten zeigen, welche von der herkömmlichen falschen Anwendung desselben weit abliegen; genial ist z. B. die Bemerkung Bismarck's: daß der Kleinkaufmann sich seinen Käufern gegenüber stets im Vortheil befinde, weil er den reellen Werth seiner Waaren besser kenne, als sie. Es ist eine Bemerkung, aus der sich sehr weittragende praktische wie sittliche Folgerungen ergeben; die fast jeder Mensch jeden Tag einigemal machen könnte; und die doch nicht so leicht Jemand macht. Sie ist genial, weil sie das Wesentliche der Sache trifft! Und sie ist wichtig, insofern sie auch auf geistige Dinge übergreift. „Es ist schlecht ein Handel mit ihm zu machen, weil er seinen Werth ganz kennt" schrieb Schiller über Goethe an Cotta — in Verlagsgeschäften; den Handel darauf zu gründen, daß der eine Theil den Werth der betreffenden Waare nicht oder nur theilweise kennt, wird sich sittlich kaum rechtfertigen lassen. Genial war es ferner von Bismarck, daß er unter den größten Schwierigkeiten 1866 die Einverleibung Sachsens in Preußen verhinderte; denn es war eine That der höchsten Besonnenheit; „ich sehe, daß auch Sie ein deutsches Herz in der Brust tragen" sagte auf die Mittheilung davon später v. d. Pfordten zu ihm; aber ein so deutsches Herz Bismarck auch besitzen mag, in diesem Fall war es mehr seine Vernunft als sein Herz, welches entschied. Der Süddeutsche nimmt das Genie gern von der Gefühlsseite; der Norddeutsche wendet sich eher der Vernunftseite zu; aber freilich ist diese nicht nur die Verstandes-

seite; denn die Vernunft umfaßt auch das Gefühl, der Verstand nicht. Genialität ist die Mischung höchster Besonnenheit mit höchster Leidenschaft; aber so daß die Besonnenheit stets als die führende, die Leidenschaft als die geführte Kraft erscheint. Verstand, mit Leidenschaft durchsättigt, wird Vernunft. Das Agens einer verhaltenen Leidenschaft unterscheidet die Besonnenheit von ihrer Karikatur, der Nüchternheit. Das Genie verbindet, in der bildenden Kunst wie anderswo, den kecken Wurf des Ganzen mit der sorgfältigen Durchführung des Einzelnen. Lessing's Bienenfleiß ist ebenso bekannt wie seine im besten Sinne „kecke" Polemik. Lessing's und Goethe's Keckheit, Klotzen's und Nicolai's Geckheit gehören zusammen; es sind Komplementärfarben. Auch dem größten jetzt lebenden Staatsmann hat bekanntlich viel politische Geckheit gegenübergestanden. Fleiß und Keckheit sind zwei polare Strömungen, die einander aufheben; und darum zusammengehören. Bismarck's Politik war stellenweise sehr kühn; anderseits bemißt sich die Zahl von Schriftstücken, welche jährlich das deutsche auswärtige Amt passiren, nach Zehntausenden. Fleiß ist die Fähigkeit, seine ganze Persönlichkeit auf große und kleine Dinge innerlich zu konzentriren; diese Konzentrationsfähigkeit hat nicht Jeder; der gute Wille allein genügt dazu nicht. Er kann zwar blinden, aber nie sehenden Fleiß erzeugen; dieser ist eine Gabe von oben her. Bismarck ist nicht nur der klügste sondern wahrscheinlich auch der fleißigste Mann Deutschlands; und vielleicht nur jenes, weil er dieses ist; er besitzt die Gabe des Fleißes in einem so hohen Grade, daß sie ihm angeboren sein muß; es ist seine zweite aber auch seine — erste Natur; es ist sein Genie. Der Geschäftsmann ist dem Feldherrn, dieser dem Politiker und dieser wieder dem speziell sogenannten Künstler verwandt; denn alle — disponiren. Disponiren heißt, Kleines und Großes zu einander in Verhältniß setzen. Das Große besteht nur durch das Kleine; und dieses durch jenes; aber beides muß, um lebendig zu wirken, in einer Hand vereinigt sein. Es ist die Hand des echten Künstlers; wenn sie das Herz des Menschen berührt, so macht sie es schlagen! Die Persönlichkeit Bismarck's ist demnach wie politisch so auch sonst vielfach eine belehrende; nur muß man ihn nicht als Spezialisten, sondern als Menschen betrachten. An Gleichgültigkeit gegen die Tradition, an „Keckheit des Wurfs" gleicht seine Politik einem Bilde Rembrandt's; aber auch an „sorgfältiger Durchführung", an selbstloser Berücksichtigung alles Thatsächlichen; sie ist rücksichtslos bis zur Gewalt und dennoch pietätvoll bis zur Delikatesse.

Die Griechen, das genialste unter allen Völkern, waren zugleich das besonnenste unter allen Völkern. Besonnenheit ist diejenige Eigenschaft, welche auch den größten schöpferischen Geistern der nachgriechischen Zeit, mögen sie sonst unter sich noch so verschieden sein, gleichmäßig eignet; Shakespeare und Bismarck, Leonardo und Mozart, Bach und Rembrandt besitzen sie; und der Letztere in den so tief durchdachten Licht- und Schatten- Kalkül.

wirkungen seiner Bilder nicht am wenigsten. Sein Kunstgefühl ist groß aber sein Kunstverstand noch größer; ja man kann ihn fast als den hervorragendsten Vertreter einer rein überlegenden Kunst ansehen, den es je gegeben; denn kein Künstler hat jemals ein an sich so einfaches und einseitiges malerisches Rezept so unendlich zu variiren und so geschickt zu verwerthen gewußt, wie er. Er ist in dieser Hinsicht ganz Kalkül und eben darum ganz — Genie. Die künstlerische Seele bedarf des Rechnens, wie das Ei der Schale; je unfruchtbarer die letztere an sich ist, desto besser dient sie dazu, das werdende Leben zu schützen. Rembrandt konnte jenes „Rezept" anwenden, weil er damit den innersten Charakterkern seines eigenen Volksstammes traf; ohne diesen würde ihm dasselbe zum Schaden gereicht, ihn der Schablone überliefert haben; mit ihm gelangte er zur Kunst des — Helldunkels. Rembrandt geht hier von einem Punkt, fast von einem Nichts aus; denn wenn irgendwo, so sind in der Kunst die Rezepte vollkommen nichtig; aber es ist ein archimedischer Punkt, von dem er ausgeht. Dem unerschöpflichen Reichthum, der ganzen weiten Welt von Erfindungen und Empfindungen in den Werken Rembrandt's steht die Einseitigkeit und rein prinzipiell genommen sogar Dürftigkeit in der Technik derselben äußerlich zwar befremdend, innerlich aber ergänzend gegenüber. Ein Diamant, von reinstem Wasser, ist auch an sich eintönig; aber geschliffen erglänzt er wunderbar; es ist der Kalkül, welcher den Diamanten des Kunstgefühls schleift. Daß dieser Kalkül oft sehr rasch und, bei gehöriger Uebung, fast unbewußterweise vor sich geht, ändert an der Thatsache selbst nichts. Uebung macht den Meister; und besonders, wenn sie nicht mehr als solche empfunden wird. Der Kalkül erst gestaltet die künstlerische Individualität zu einem fertigen und in sich geschlossenen Ganzen; aber freilich der selbstgefundene und nicht irgend ein theoretisch angeeigneter Kalkül; der Diamant kann nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden. Die ältesten angelsächsischen Dichter wie die ältesten niederländischen Musiker, also die frühesten künstlerischen Vorfahren Shakespeare's wie Beethoven's, sind beide durch eine fast unglaubliche Formenkombinationsgabe ausgezeichnet. Alle künstlerische Weisheit ist nur bewußt gewordene und bewußt gehandhabte künstlerische Individualität. Das Kunstgefühl wagt und der Kalkül wägt; der Kriegsspruch „erst wägen dann wagen" gilt also innerhalb der Kunst umgekehrt: sie schreitet von der Freiheit zur Gebundenheit fort. Sie wird; aber sie wird gesetzmäßig; und man nennt dies leben.

Rafael's Art, zu kalkuliren, weicht von derjenigen Rembrandt's gerade so sehr ab, wie seine Naturanlage von derjenigen Rembrandt's abweicht; beide brauchen ihren Verstand wie beide den Pinsel brauchen; aber zu ganz verschiedenen Zwecken. Sie konstruiren. Bei Rafael ist dies schon dem oberflächlichen, bei Rembrandt erst dem tieferen Beobachter klar. Nichts erscheint auf den ersten Blick todter und unorganischer als ein

Schneefeld; aber man braucht nur eine Fingerspitze voll davon aufzuheben, um zu sehen, daß es durch und durch organisch kristallinisch mathematisch geordnet ist; dieser Tod ist voll von Leben. Ebenso trägt jedes wahre Kunstwerk, mag es noch so form- und regellos aussehen, seine mathematischen Konstruktionsgesetze in sich. Der nordische Künstler hat seine Bilder dem Nebel abzuringen, welcher seine Heimath umschattet; daher das Dunkelgrollende in der Musik eines Beethoven wie in der Malerei eines Rembrandt. Man hat bezüglich Beethoven'scher Musik von „Unspielbarkeit“ und bezüglich Rembrandt'scher Malerei von „Ungenießbarkeit“ gesprochen; man hält für verworren, was mystisch ist; und irrt sich darin sehr. Je tiefer eine Individualität angelegt ist, desto tiefer sieht sie in die Welt. Freilich ist es nicht Jedermann gegeben, in ihr Gesetzmäßigkeit zu erkennen; wohl aber dem Genius. Die anscheinend form- und regellosen Bilder Rembrandt's bestätigen dies; sie haben ihre eigene Mathematik für sich; es ist eine Mathematik der Schatten; sie operirt nicht mit Zahlen-, sondern mit Helligkeitsgrößen. Diese werden, ganz wie jene, nach ihren eigenen Gesetzen kombinirt. In der Kunst, gerade wie in der Natur, fühlt man die Gesetze eher als man sie erkennt; die Gesetzmäßigkeit sowie der Kalkül, aus welchem diese letztere entspringt, ist auch in Rembrandt'schen Gemälden leichter zu fühlen als zu erkennen. Nur verhält es sich hier umgekehrt wie in dem obigen Fall; je weniger Schnee man neben einander sieht, desto organischer erscheint er; je mehr Rembrandt'sche Bilder man neben einander sieht, desto organischer erscheinen sie. Sie gleichen in ihrer Gesammtheit einem vielflächigen Brillanten; die Lichtarchitektonik desselben ist ebenso einfach nach ihrem Prinzip wie reich in der Anwendung; sie zeigt jene „Einheit in der Mannigfaltigkeit“, welches alles organische Leben erfüllt. Auf dem Kalkül beruht die Höhe der Kunst wie des Krieges; in ihm begegnen sich Gedanke und Gefühl; er reklamirt und proklamirt die Einheit der Menschennatur, welche sonst so leicht und so oft verloren geht. Die Planeten — wörtlich: Irrsterne — haben ihren Namen daher, weil es den Alten schien, als ob deren Bewegungen willkürlich und mit denen des übrigen Sternenhimmels nicht in Uebereinstimmung stattfänden; und doch sind gerade sie diejenigen Weltkörper, deren gesetzmäßiges Dasein dem der Erde am verwandtesten ist; so ist auch der scheinbar stil- und maßlose Rembrandt gerade derjenige Künstler, dessen innere Gesetzmäßigkeit der Natur der Deutschen am nächsten steht. Individualität scheint gesetzloser und ist gesetzmäßiger als Schablone. Außer Pindars Oden dürfte es auf künstlerischem Gebiet kaum Etwas geben, was so intensiv durchkomponirt wäre, wie gewisse Bilder Rembrandt's; allerdings komponiren diese beiden Meister anders als Homer und Rafael; und dies ist es, was so häufig übersehen wird. Die Empfänglichkeit des Publikums hat sich hier der Leistung des Künstlers, bis jetzt wenigstens, nicht gewachsen gezeigt.

Spinoza beweist sittliche Wahrheiten auf geometrischem Wege; bei

Rembrandt kann man von einer Geometrie der Farbe reden; beides erscheint gleich unglaublich und ist gleich wahr. „Alles muß zu Mathematik werden" sagt Novalis. Dante's Poesie entspricht völlig solchem Grundsatz; sie bewegt sich in rein zahlenmäßigem Aufbau; und dieser dient ihrer grandiosen Phantastik zum festen Gerippe. Auch Shakespeare's Werke sind von geheimer Mathematik belebt; sie äußert sich bei ihm, in seinen Jugendarbeiten offener und in den späteren versteckter, als eine ganz verstandesmäßig berechnete, man möchte sagen an den Fingern abgezählte Parallelität einerseits und Kontrastirung andererseits der einzelnen Scenen Charaktere Wendungen ja Worte. Es behagt der Kraft, sich selbst zu bändigen. H. v. Kleist und Grabbe sind trotz ihrer Fehler als Menschen, gerade als Künstler und in ihren ausgereiften Werken, überaus=verständig. Als Schumann einmal einen gemeinsamen Toast auf seine beiden speziellen Helden, Jean Paul und Bach ausbrachte, entsetzte man sich darüber; man wußte nicht, daß Ungebundenheit und Gebundenheit in der Künstlerseele sich oft seltsam mischen; ja daß sie sich gegenseitig fordern, wie die Positive und Negative des elektrischen Stromes. Diese Pole stehen sich bald näher bald ferner; bei Wagner z. B. fallen sie oft weit aus einander; finden sich dann aber auch wieder innigst bei ihm zusammen. Jeder Kristall hat seine besonderen Neigungswinkel; aber schön sind sie alle: von Dante bis Wagner. Kunstanlage beruht auf Individualismus, auf „Löwengeist"; Kunstbildung beruht auf Kalkül, auf „Insektengeist"; das Genie geht den Weg vom einen zum andern; und sein Volk folgt ihm darin. Es wird erzogen.

Individualismus. Deutschland hat diesen Weg erst theilweise zurückgelegt; es hat mehr und anders kalkulirt, als seine Individualität erfordert; und das hat zersetzend auf seine Bildung gewirkt. Der deutschen Wissenschaft fehlt es an Kunst und der deutschen Kunst an — Mathematik. Kepler erweiterte die mathematische Weltanschauung dadurch, daß er künstlerische Prinzipien auf sie anwandte; ein heutiger künstlerischer Kepler hätte umgekehrt zu verfahren. Die Kunst ist einer derartigen Befruchtung erst dann zugänglich, wenn sie reif d. h. völlig individuell geworden ist. Denn das letzte Ziel nationaler Kunst wie Bildung bleibt zwar stets: Monumentalität Stil Gebundenheit; aber zunächst muß das deutsche Leben sich *lösen*, ehe es sich *binden* kann; die Schleife muß gelockert werden, ehe sie sich wieder schürzen läßt. Drei Aufgaben sind es, welche jetzt der Deutschen harren; nämlich ihren Geist erstens: zu individualisiren und zweitens: zu konsolidiren und drittens: zu monumentalisiren. Jede folgende Stufe der Entwickelung ist ohne die vorhergehende undenkbar. Darum müssen die Deutschen erst individualisiren lernen, ehe sie kalkuliren lernen können — in künstlerischen Dingen. Nur ein einziges Mittel giebt es, um unfehlbar zu sein: sich ganz an die Natur zu halten, sich ganz mit der Natur zu identifiziren, allein die Natur reden zu lassen; Wer und Was je groß geworden ist, ist durch dies Mittel groß geworden. Individualismus heißt

das Zauberwort, das alle Riegel sprengt. Hier ist der Generalbaß aller Bildung gegeben. Es ist das Wesen des Stoffes, daß er sich ins Unendliche theilen läßt; es ist das Wesen des Geistes, daß er sich ins Unendliche vervielfältigen läßt. Wie die Kunst an die Spitze der Kultur, gehört die Persönlichkeit an die Spitze der Kunst. Nur die erstere kann, wenn sie stark entwickelt wird, der letzteren Das geben, was ihr heutzutage so sehr fehlt: Naivität. Dieser verlorene Ring muß wiedergefunden werden. Natur Nation Naivität entspringen einem gemeinsamen Wortstamme, der das Geborenwerden bezeichnet; also sich wiederum auf die gegebenen Eigenschaften des Menschen bezieht. Genie und Natur, Zeugung und Geburt gehören auch im geistigen Leben zusammen; der Mensch soll Vater und Mutter ehren; daß heißt: er soll Genie und Natur ehren. „Sei, was du bist" lautet die höchste Weisheit, welche ihm je zu Theil werden kann.

Es ist ein großer Unterschied, ob eine Mutter ihr Kind schreien hört oder ob Jemand anders es schreien hört; so ist es auch ein großer Unterschied, ob ein Volk die Muster seiner Kunstübung von sich selbst oder aus der Fremde übernimmt; der Zusammenhang des Blutes entscheidet dort wie hier. Der Künstler soll in seiner Art bleiben und in seiner Art sich bilden; thut er es nicht, so verfällt er der — Entartung; auch Worte sind weise. Der jetzige Deutsche hat zwischen Art und Entartung zu wählen. Natürliche und künstliche Weine lassen sich chemisch garnicht unterscheiden; was beide dennoch scharf von einander trennt, ist der Mangel oder das Vorhandensein des Aroma's, der Blume; dieser Begriff ist für die bisherige Wissenschaft nicht faßbar; und doch ist er es allein, auf den es in solchem Fall ankommt. Individualismus ist die „Blume" des Lebens. Eine Bildung kann objektiv d. h. im wissenschaftlichen Sinne vortrefflich sein, wie die jetzige deutsche; und doch subjektiv d. h. im künstlerischen Sinne nichts taugen, wie die jetzige deutsche; weil ihr eben das Aroma des Individualismus fehlt. Dieser, je nach dem fehlende oder vorhandene Hauch kann überhaupt nur von individuell Empfindenden bemerkt werden; individuelle Bildungsempfindung aber ist im heutigen Deutschland äußerst selten; gerade so selten, wie spezialistischer Bildungsdünkel häufig ist. Blinder Eifer schadet nur. Man prüft heutzutage, und zwar höchst sorgfältig, die Bildung nach ihren chemischen Bestandtheilen; aber leider nicht nach ihrem Aroma; und so versäumt man das Einzige, worauf es ankommt. Die Folgen sind allgemein bekannt. Der Spezialismus hat, allerdings im üblen Sinne, mit dem Individualismus etwas gemein; eine Grimasse ähnelt dem inneren geistigen Ausdruck des Gesichts; aber trotzdem ist sie von ihm weiter entfernt, als die völlige Leblosigkeit es sein würde.

Der Spezialismus ist die Grimasse des Individualismus. Dieser nimmt, je nach größerer oder geringerer Leistungsfähigkeit, einen größeren oder kleineren Kreis des Weltlebens für sich in Anspruch; jener greift einen Persönlichkeit.

beliebigen Ausschnitt, einen schmalen Kreissektor sozusagen aus dem Weltleben heraus und belegt ihn ausschließlich für sich; der eine geht demnach als Kreis einem Kreise, dem allgemeinen Weltleben parallel; der andere macht einen Riß in dasselbe — und damit zugleich in den Menschen, der sich ihm überliefert. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust" klagt der moderne Gelehrte mit Goethe's Faust; und „immer strebe zum Ganzen" antwortet es ihm aus Schiller's Spruchweisheit. Zwei Seelen — in einer Brust — sind keine Seele; es ist das eigentlichste Wesen der Seele, daß sie nur eine ist; daher denn auch die Seelenlosigkeit der modernen Bildung. Jener Schritt von Zwei zu Eins ist es, welcher der Mittelmäßigkeit so schwer und dem Genie so leicht wird. Hier liegt wieder einmal ein Exempel aus der „höchsten Mathematik" vor; es läßt, gleich gewissen algebraischen Aufgaben, eine zwiefache Lösung zu; in diesem Fall ist $1 + 1 = 0$; wie in dem andern oben erwähnten Fall, wo es sich um geistige Schöpfung und Zeugung handelt, $1 + 1 = 3$ war; Organisation vermehrt, Desorganisation verzehrt. Es wäre daher zu wünschen, daß die Herrschaft der Mittelmäßigkeiten in Deutschland aufhöre; daß dieselben sich dem wahrhaft Großen wieder unterordnen mögen, daß sie bescheiden werden; daß sie sich erziehen lassen. Der erste Schritt hierzu ist Selbsterkenntniß; wer wenig Persönlichkeit besitzt, ist nur der Bruchtheil eines Menschen, nicht ein Mensch; wer keine Persönlichkeit besitzt oder bewährt, ist eine Null! Und „alle Nullen der Welt sind, was ihren Gehalt und Werth anlangt, gleich einer einzigen Null" hat Leonardo erklärt; dies gilt selbstverständlich auch von den vielen Nullen im heutigen Deutschland. Würde ihnen der große Einer des Individualismus vorgesetzt, so würde sich das geistige Nationalvermögen der Deutschen ganz überraschend vermehren. Er kann ihnen nur vorgesetzt werden dadurch, daß einzelne geistige Individualitäten — sei es aus der Vergangenheit oder Gegenwart, sei es Rembrandt oder ein Anderer — wieder führend an die Spitze derselben treten. Genie darf nicht geniren! Insofern alle Individualität von irdischer, alle Abstraktion von luftiger und alle Idealität von himmlischer Art ist, darf man sagen: der Weg zum Himmel geht nicht durch die Luft sondern durch die Erde. Ikarus schlug den einen, Dädalus den andern ein; und es ist nicht fraglich, welcher von beiden der echtere Künstler ist. Daedalus hyperboreus hieß die erste, mathematischen und physikalischen Versuchen gewidmete Schrift Svedenborg's; auch Rembrandt ist ein hyperboreischer Dädalus; und wie sie, sollte es der deutsche Künstler sein. Sein Standpunkt liegt zwischen Mathematik und Persönlichkeit, zwischen Kalkül und Mystik, zwischen dem Berechenbaren und dem Unberechenbaren!

Die heutige Bildung hat ihm zu folgen, weil und insofern sie sich vorwiegend der speziell sogenannten Kunst zuwendet. Schlägt sie ernstlich diese Richtung ein, so wird sie sich bald mit dem Volksgeist, der stets dem Erdgeist verwandt erscheint, wieder in Uebereinstimmung befinden; sie wird

zu alten und fälschlicherweise verachteten Vorstellungen zurückkehren; sie wird finden, daß dieselben nicht verachtet sondern geschätzt werden müssen. Man hat oft genug geleugnet, daß es einen persönlichen Teufel und einen persönlichen Gott gebe; aber wenn das Persönliche, das Individuelle in allem Welt- und Geistesleben die höchste Kraft ist — wie sie es thatsächlich ist — so müssen auch umgekehrt die höchsten Leistungen innerhalb dieses Gebietes selbst sich dem klaren und wahrheitliebenden und schöpferischen Blick zu bestimmten Persönlichkeiten verdichten. Die Proteste der Halbbildung hiegegen besagen nichts; „den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte". Lebendige Gestalten wiegen schwerer als todte Begriffe. Gott und Teufel sind Reflexe, welche die menschliche Seele ins Weltall wirft; wer eine Seele hat, sieht sie; wer keine hat, sieht sie nicht. Auch hier schließt sich der Kreis der geistigen Entwickelung; jene Vorstellungen sind künstlerische poetische religiöse im besten Sinne: sie sind ein Triumph der Persönlichkeit! Die jetzige deutsche Bildung bedarf einer Wiedergeburt; Wiedergeburt kann nur stattfinden nach den Prinzipien der Geburt; und diese kann nur stattfinden nach den Prinzipien der Persönlichkeit. Auf sie weist, auf sie drängt, auf sie entwickelt sich Alles hin.

Persönlichkeit ist Blut. Man könnte sagen, daß der Mensch ein Blutstropfen sei, der Form und Wachsthum angenommen habe; je mehr er diesem seinem Ursprung treu bleibt, desto weiter wird er es bringen. Aus dem Blut kommt die Blüthe; und beide Worte sind, ihrer sprachlichen Ableitung nach, ursprünglich identisch. Alle guten Geister loben den Herrn; alle großen Künstler loben den Individualismus — durch ihre Werke; Rafael und Rembrandt, Dante und Shakespeare, Spinoza und Bismarck verkünden diese Wahrheit unisono. Jeder von ihnen ist nur groß, weil und insofern er an dem Platze stand, wo er stand wo er hingehörte wo er geboren war. Ihre geistige Vornehmheit beruht allein hierauf; sie waren „Geborene"; und solcher bedarf es auch ferner. Wie die deutsche Politik eines Tropfens demokratischen Oeles, so bedarf die deutsche Kunst eines Tropfens aristokratischen Blutes; er fließt in den Adern des deutschen Bauern, des deutschen Bürgers, des deutschen Edelmanns, des deutschen Fürsten, des deutschen Menschen; er fließt in — Rembrandt. Es kann am Ende doch noch sein, daß der Bauer den Professor todt schlägt; daß das Urwüchsige in der Natur des Deutschen das Gekünstelte derselben überwiegt und überwindet. Das deutsche Volk braucht lange, bis es reif wird; aber wie das vorzüglichste aller Thiere, der Mensch, körperlich am langsamsten reif wird: so darf man aus dem langsamen Wachsthum des deutschen Geistes vielleicht auf einen hohen Grad von Vollendung schließen, der ihm noch bestimmt ist. „An's Vaterland, an's theure schließ dich an"; dieser Spruch ist ein deutscher; und er enthält das ganze Wesen des Individualismus. Er scheint einseitig und ist vielseitig. Wie der Inhalt der Welt unendlich ist, so ist auch die Zahl der

Blut.

Ansichten unendlich, unter welche er sich bringen läßt; als die künstlerisch und, wenn man will, mathematisch bindende Weltformel ergiebt sich demnach: Unendlich mal Unendlich. Damit ist das logische Gleichgewicht zwischen Kunst und Leben hergestellt und dem Künstler die höchste Freiheit der Entwickelung gewährleistet. Jene Formel kennzeichnet den Individualismus als das herrschende Prinzip der Welt; wenigstens soweit diese von menschlichem Standpunkt aus beurtheilt werden kann; zugleich aber ist er, wie gesagt, das herrschende Prinzip des Deutschthums überhaupt. Durch einen derartigen direkten Bezug zum innersten Kern des Weltlebens wird Deutschland, wie es dies geographisch schon ist, so auch geistig und künstlerisch zu einem Reich der Mitte gestempelt; aber zu einem solchen, welches dem asiatischen Reich der Mitte gerade entgegengesetzt ist: denn nicht Zopf und Buchstabe, sondern Gesetz und Geist sollen in ihm regieren. Nur so kann seine sinkende Bildung wieder zu einer steigenden werden; und sich auch anderen Völkern gegenüber als eine solche bewähren.

Japanisches. Freilich birgt eine derartige Wendung, welche sich schon jetzt vorbereitet, ihre Gefahren in sich. Zum ersten Mal im Laufe der Geschichte sieht man jetzt, daß die Deutschen nicht nachahmen, sondern nachgeahmt werden — nämlich von ihren geographischen und geistigen Antipoden, den Japanern. Dem rein und fein empfindenden Deutschen kann dies keinen günstigen Eindruck machen; er wünscht ebenso wenig, daß irgend eine fremde wie seine eigene Kultur gefälscht werde; in Deutschland römisches Recht und in Japan deutschen Baustil oder Etwas, das man so nennt, einzuführen ist verfehlt. Bildende Kunst entwickelt sich und verfällt stets im Anschluß an die Architektur; sowie die Japaner ihre aus den Landesverhältnissen erwachsene Architektur aufgeben, werden sie ihre bisherige Kunst verlieren. Dieselbe hat eine innere Verwandtschaft mit der leichten und lichten Bauart ihrer nationalen Häuser; gerade wie die helldunkle Malerei Rembrandt's den helldunklen Wohnräumen der Holländer nachartet. Holland ist das einzige europäische Land, das noch heute eine Art von nationalem Baustil hat; und ihn hat als Privatarchitektur. Das ist kein Zufall. Jener nothwendige Anschluß der Malerei an die Architektur kann ein äußerlicher und mehr linearer wie bei den Griechen, oder ein innerlicher und mehr farbiger wie bei den Holländern und den Japanern sein. Die griechische Malerei war rein monumental; die japanische ist rein dekorativ; die niederländische und deutsche hält die Mitte zwischen beiden. Diese Standpunkte dürfen nicht vermischt oder verwischt werden. Auf den traurigen Ruhm, fremden Geschmack zu verderben, sollten die Deutschen verzichten; man hat lange genug gegen französische Moden geeifert; es ziemt sich nicht, jetzt deutsche Moden an ihre Stelle zu setzen — außerhalb Deutschlands. Das wäre unvernünftig und ungerecht und undeutsch.

Es liegt hier ein Fall vor, in welchem Künstlergeist und Geschäfts-

geist mit einander kollidiren; und in welchem der erstere berechtigt ist, über den letzteren zu triumphiren; der echte Künstler kann weder gegen seinen eigenen noch gegen den Charakter eines Andern handeln. Eine wirkliche innere Aneignung deutscher Bildung durch die Japaner ist durch die unvereinbare Natur beider Völker völlig ausgeschlossen; der Deutsche ist dem Japaner geistig gerade so entgegengesetzt, wie er es körperlich ist. Blutstropfen, die einander allzu fremd sind, mischen sich nur mit ungünstigem Erfolge; Mulatten sind verrufen. Mulattenkunst ist nicht gut. Die Japaner selbst thun wenig klug daran, sich diejenige Bildung anzueignen, welche die Deutschen gerade im Begriffe sind, aufzugeben; denn diese wenden sich nunmehr von einer spezialistischen und todten zu einer individuellen und lebendigen Bildung. Wer wird gern abgelegte Kleider tragen? In der Wissenschaft, welche international und unpersönlich ist, können Deutsche und Japaner harmoniren; in der Kunst, welche aus der Volksindividualität oder garnicht geboren wird, werden sie nie harmoniren. Jene Salonliebhaberei für japanische Erzeugnisse, welche im gegenwärtigen Deutschland und England grassirt, ändert daran Nichts; nicht die Nachahmungen chinesischen Porzellans, welche die Holländer produzirten, sondern Rembrandt hat deren Kunst bestimmt; vom Nipptisch aus läßt sich die Kunst nicht reformiren. Japaner haben für europäische Kunst nur wenig Verständniß; es ist bezeichnend, daß kürzlich Einer derselben in einem von ihm veröffentlichten Werke die gegenwärtigen Japaner für das einzige Volk erklärte, „von dem die Kunst künftig noch Großes zu erwarten habe". Die Erfüllung oder Nichterfüllung dieser Prophezeiung werden die Deutschen ruhig abwarten können; sie kontrastirt seltsam mit der jetzigen japanischen Nachgiebigkeit gegen fremde Einflüsse; und ist vielleicht nur bestimmt, diesen Rückzug zu decken oder gegen ihn zu protestiren. Sehen wir eine Gräsergruppe, naturgroß von Dürer gezeichnet, so glauben wir in die Hallen eines gothischen Domes zu blicken; eine japanische Haupt- und Staatsaktion, selbst von einem bedeutenden dortigen Maler dargestellt, erinnert stets an eine Heuschreckenversammlung. Kleine und große Dinge giebt es, künstlerisch genommen, nicht; es giebt nur eine kleine und große Kunst. Der „Insektengeist" eines Hokusai kann sich mit dem „Insekten- und Löwengeist" eines Rembrandt nicht messen; ein Chrysanthemumfeld ist hübsch, der Eichwald ist grandios; und eben dies Große entscheidet in der Kunst. Auch ist es widerstandsfähiger, als das Kleine. Dasjenige Volk, welches seine besondere Eigenart am besten wahrt, wird es innerhalb der Kunst am weitesten bringen; die Japaner wenden sich von der ersteren ab; die Deutschen wenden sich ihr zu. Aus der Wappenblume Japan's, dem Chrysanthemum, fertigt man Insektenpulver; das Wappenthier Holland's, der Löwe, verkörpert den dort heimischen Heroengeist: diese Art von unbewußter und geistiger Heraldik ist sehr bezeichnend. Sie läßt die beiderseitige Volksseele gewissermaßen nackt sehen.

Die deutsche Welt-herrschaft.

Ein Volk, das sich auf sich selbst konzentrirt, wird dadurch unwillkürlich auch mächtig über andere; Griechenland hat es bewiesen; Deutschland wird es hoffentlich beweisen. Schon allein durch seine Lage ist es bestimmt, im europäischen Staatsleben entweder zu dominiren oder dominirt zu werden; ein Drittes giebt es nicht; und solange es einig ist, dominirt es. Eben darum muß und wird es auch im europäischen Geistesleben die Führung übernehmen — wenn es wieder den Muth zu einer besonderen und nur ihm eigenthümlichen Bildung findet. Konzentration ist Attraktion. Gründet sich die Herrschaft eines Volkes gegenüber einem anderen auf die innere Ueberlegenheit des ersteren, so ist sie durchaus berechtigt und ist dem letzteren nur nützlich; wie innerhalb eines jeden einzelnen Volkes, so bedarf es auch innerhalb der Menschheit einer Ueber- und Unterordnung der einzelnen Theile; die Kunst, dieselbe ehrlich und sachgemäß durchzuführen, könnte man Menschheitspolitik oder in Bezug darauf, daß sie alle Bewohner unseres Planeten umfaßt, planetarische Politik nennen. Die von Bismarck inaugurirte Politik der Aufrichtigkeit und Wahrheit, also eine geniale Politik, ist für sie eine gute Vorbereitung; sie womöglich in einem noch größeren Maßstabe zu handhaben als bisher, wird der Zukunft vorbehalten sein. Das jetzt beginnende Zeitalter einer interkontinentalen Politik leitet allmählich zu ihr hinüber. Was der deutsche Kaiser unter den deutschen Fürsten ist, das geborene Haupt, sollte Deutschland unter den übrigen Ländern der Erde sein. Theilweise ist es dies bereits. Die deutschen Fürsten sind, objektiv genommen, der kostbarste Besitz der deutschen Nation; daß sie es, subjektiv genommen, nicht immer sind, beweist durchaus nichts dagegen. Sämmtliche europäische Monarchen sind, mit sehr geringer Ausnahme, direkt oder indirekt von deutscher Abstammung; auch der ganze höhere Adel Europa's ist von vorwiegend germanischem Ursprung. Es giebt gemeinsame politische wie geistige Interessen für den Gesammtadel Europa's; sie beruhen im letzten Grunde auf der Kontinuität des Blutes und sollten an sie wieder anknüpfen. Wie der echte Deutsche durchweg als ein Aristokrat, wird der echte Aristokrat durchweg als ein Deutscher geboren; kurzlebige Schlagwörter des Tages können jene und jahrhundertelanger Aufenthalt in der Fremde diese Eigenschaft nicht aufheben. Die edle deutsche Volkskraft — sei sie von geistiger sittlicher oder körperlicher Art — verleugnet sich nie. Bei den alten Deutschen gab es Kämpfer, welche mit einem Schwertschlag ihrem Freunde die Augenbrauen kürzen konnten; die Geschicklichkeit der heutigen nordamerikanischen Schützen ist nicht geringer; solche sichere Hände können das Szepter der Welt wohl führen.

Der Deutsche beherrscht also, als Aristokrat, bereits Europa; und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern bis er, als Mensch, die Welt beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle würdig zeigen. Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt,

wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegentheil beruhte die römische Weltherrschaft; darum ist jene besser als diese. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein; wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich bethätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen. Die Geige ist das spezifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, kultivirt und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltkonzert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische „Friedensinstrumente“ zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique. Die Geige ist ein aristokratisches Instrument; sie wirkt nicht durch lärmende, sondern durch gehaltene Töne; ihr Wesen ist feinste Nüancirung, edelste Abstufung. Wie für die innere soll sie auch für die äußere Politik des deutschen Reiches vorbildlich sein; Macht und Recht hat diese letztere, von oben nach unten, in sanften Uebergängen und gerecht zu vertheilen. Decrescendo.

Die Deutschen haben schon jetzt die politische mastership of the world; ihre sonstigen Anlagen befähigen sie, sich dieselbe auch geistig zu erringen; jene werden sie sich durch starke Kriegsbereitschaft erhalten und diese durch echte Kunstgesinnung erwerben. Um diesen hohen Zweck zu erreichen, bedarf es eines vermittelnden Organs, eines Bindeglieds, einer Brücke — zwischen Deutschland und der übrigen Welt. Sie ist in der See gegeben. Und als ein Brückenkopf dient ihr jener Kranz von dominirenden germanischen Staaten, welcher das heutige deutsche Reich nach Nordwesten hin halbkreisförmig umschließt. Die jetzige deutsche Politik ist eine Politik der Blutsverwandtschaft; sie erstreckt sich vorwiegend auf die inneren Stämme Deutschlands; sie sollte sich aber auch, zunächst geistig und später vielleicht wirklich, auf die äußeren Stämme desselben erstrecken. Hier liegt die Reserve seiner Kraft! Der amphibische Theil Deutschlands, die Seestämme, müssen möglichst in seine künstlerische Interessensphäre mit einbezogen werden. Richtet sich künftighin die Achse der deutschen Bildung auf die Nordsee, so wird dieser geistige gerade wie der physische Nordpol einen Strahlenkranz magnetischer Strömungen wie Gegenströmungen um sich herum fordern und erzeugen. Holland, auf das schon hingewiesen worden ist, umfaßt einen Theil derselben. In diesem Lande begegnen sich

Nordwestliches.

indirekt Frankreich England Deutschland; es wendet seine drei Seiten gleichmäßig diesen drei besonders so zu nennenden modernen Staaten zu; es ist eine Art von Triangulationsdreieck für die europäische Kultur. Dadurch war es stets starken äußeren Einflüssen ausgesetzt; aber es wußte ihnen gegenüber seine besondere Eigenart zu wahren; und das ist ihm nützlich geworden. Holland selbst ist wie eine fette Scholle, die am Meere liegt; von ihm aus kann sich der weltumfassende Geist des Individualismus über Deutschland, und von Deutschland aus über die bewohnte Erde in befruchtender Strömung ergießen. Holland endlich ist während der sogenannten Aufklärungsperiode die hohe Schule für die deutschen wie nordischen Fürsten gewesen; Wilhelm III von Oranien und der große Kurfürst, Peter der Große und Friedrich II von Preußen haben sich durch einen längeren oder kürzeren dortigen Aufenthalt für ihre spätere große geschichtliche Rolle vorbereitet; sie haben dort, zunächst für sich und dann für ihre Völker, Freiheit und Selbstständigkeit gelernt; es ist zu wünschen, daß sich für das künftige geistige Leben Deutschlands ein ähnlicher Einfluß wieder geltend mache. Ein Volk bedarf einer größeren Arena um zu lernen, als ein Fürst; da das deutsche Volk nun mündig geworden ist, wird es seine Kräfte auch geistig auf einem weiten Schauplatz üben und anstrengen müssen. Jene nordwestgermanischen Stämme und Staaten, die wie ein Groß-Holland zwischen Ozean und Festland liegen, sind dazu geeignet bestimmt unerläßlich. Sie können geistige Befreier ihres Mutterlandes werden; ihre verwandte und doch fremde Bildung ist ein passendes Gegengewicht gegen jene drückende Last antiker Geistestradition, unter welcher die jetzigen Deutschen seufzen. Der Nordwesten kann den Südosten wohl aufwiegen. Die deutsche Geisteskraft muß sich, soweit sie von außen empfangen und nach außen hin geben will, dieser Himmelsrichtung zuwenden; hier findet sie ihre nordwestliche Durchfahrt! Germania hat alle ihre Kinder um sich zu sammeln; das ist die beste Staats- und Geistespolitik; es ist eine Familienpolitik.

Nord- und Ostsee sind die beiden mächtigen Ausfallsthore, welche das deutsche Land und der deutsche Geist sich vorbehalten hat. In den gebildeten Klassen der Ostseeprovinzen ist noch Individualität, in den ungebildeten Klassen Norwegens noch Natur vorhanden; in Dänemark ist der Sinn für feineres geselliges und soziales Leben zu Hause. In Kopenhagen lebt ein Bierbrauer, der mehr für dänische Kunst gethan hat als irgend ein deutscher Edelmann für die deutsche; er heißt Jacobsen. Die Dänen wollen nicht gern Deutsche sein; dennoch aber sind sie, im weitern Sinne, Niederdeutsche; Dänemark heißt sogar wörtlich „die niedere Mark". Vielleicht wird es den Dänen einmal leichter werden sich an Niederdeutschland als an Deutschland anzuschließen; ihr berühmtester König, Christian IV, war Kreishauptmann des niedersächsischen Kreises; das „Kong Christiern stod ved høie Mast" hat eine viel schönere Melodie als der „tappre Land-

soldat". Dänemarks eigentlicher Beruf, Dänemarks Blüthe und Ruhm wird immer „am hohen Mast", nicht unter den „Landsoldaten" zu suchen sein. Es könnte in dem künftigen Großdeutschland, natürlich zunächst nur dem geistigen, recht gut ein Seitenstück zu Holland darstellen; neben den Generalstaaten der Admiralstaat; der erlösende Hauch der See wird alsdann von beiden ausgehen: wie von Holland Freiheit, könnte von Dänemark Feinheit nach Deutschland importirt werden. Schottland und England waren sich fünfhundert Jahre lang feind, ehe sie sich für immer vereinigten; Deutschland und Dänemark sind sich jetzt fünfzig Jahre feind; weshalb sollten nicht auch sie sich für immer einigen können? Zwischen Holland und Dänemark endlich liegt, geistig wie geographisch, England. „Jeder Engländer ist eine Insel" hat Novalis gesagt und damit die individuelle Abgeschlossenheit des englischen Charakters treffend gekennzeichnet; in diesem Sinne soll auch Deutschland sich geistig insuliren und isoliren; es wird dadurch einerseits seine angeborene Eigenart vertiefen, also das Ziel der echten Bildung erreichen und andererseits sein früheres Schweifen in die Fremde aufgeben, also die Fehler seiner Vergangenheit gut machen. Die Engländer gelten sich und Anderen heutzutage für das vornehmste aller Völker; sie sind es, weil sie das individuellste aller Völker sind: unter den verschiedenen niederdeutschen Sonderstämmen stehen sie hierin am weitesten nach vorn. Sie zeigen den Deutschen insgesammt den Weg zur Vornehmheit; und dieser ist der Weg zum Ideal; der Weg zu einer bessern Zukunft. Amsterdam London Hamburg Kopenhagen Stockholm sind die gewaltigen Elemente einer elektrischen Batterie, deren Strom sich auch hier durch den Kontakt von Feuchtem und Trockenem, von Land und See erzeugt und durch welchen der deutsche Geist, wenn er ernstlich will, die Welt in Bewegung setzen kann.

Es kommt nun darauf an, daß diese große Aufgabe in wie außerhalb Deutschlands richtig verstanden wird. „Ich gebe Ihnen nur eine einzige Instruktion mit, ein gutes Einvernehmen mit England" sagte Fürst Bismarck zu dem Hauptmann Wissmann, als dieser nach Ostafrika abreiste; sie gilt auch im weiteren Sinne und für gewisse weitere Aufgaben des Deutschen; es giebt für ihn, wenn er eine geistige und künstlerische Weltpolitik betreiben will, nur eine einzige Instruktion: ein gutes Einvernehmen mit seinen Verwandten an der See. Andererseits bedürfen mindestens die kleineren unter jenen Staaten, wie Dänemark und das heutige Holland, des inneren Anschlusses an ein großes nationales Ganze, wenn sie nicht in der Enge ihres eigenen Horizontes verdumpfen sollen. Wie die Einheit Deutschlands seinerzeit durch gemeinsame Handelsinteressen, wird die Einheit Germaniens jetzt durch gemeinsame Geistesinteressen gefordert und gefördert. Diese liegen sogar noch tiefer und führen daher, in gewisser Hinsicht, weiter als jene. Theilweise scheint man sich dieser Thatsache, diesseits wie jenseits der See schon bewußt zu sein. In England fängt nunmehr deutsche

Sprache Kunst und Literatur an, Mode zu werden; Carlyle hat sie dort früher schon ernstlich empfohlen; Holbein Händel Beethoven sind zuerst jenseits, Shakespeare ist zuerst diesseits der Nordsee voll gewürdigt worden. Die betreffende Wechselwirkung zeigt sich in großen wie kleinen Dingen. Der Schotte Burns und der Schwede Bellman haben ganz im Geiste Rembrandt's gedichtet; das Volksthümliche Humoristische Seelenvolle und dabei zuweilen Visionäre ist ihnen allen Dreien in auffallender Weise gemeinsam. Die Anglomanie, welche in gewissen politischen wie sozialen Kreisen des heutigen Deutschlands herrscht sowie die neueste Schwärmerei der Deutschen für norwegische Literatur erscheinen gleichfalls als unbestimmte, wiewohl etwas ungesunde Fühler nach der obgenannten Richtung hin. Diese flüchtigen Kräuselungen an der Oberfläche des Meeres deuten auf bleibende Strömungen in seiner Tiefe. Wie die Schwärmereien und Eitelkeiten des Jünglings dem Ernst des Mannes, so gehen die hier genannten Neigungen einem sicher zu erwartenden späteren innerlichen Anschluß der Deutschen an ihre auswärtigen Vettern voraus. Sie wohnen von Riga bis Amsterdam; und wo das Auge eines einheimischen Deutschen dem eines ausheimischen Deutschen begegnet, da erkennen sie sich; da verstehen sie sich. Wie dem Deutschen in Shakespeare und Rembrandt, so schlägt ihm auch in Cromwell und Pitt verwandtes Blut entgegen; sicher wird noch einmal die Zeit kommen, wo die Holländer Engländer Dänen Schweden nicht nur in Luther, sondern auch in Bismarck ihren Geistesverwandten begrüßen. Kant's intimster Freund, Green, war ein Engländer, Bismarck's intimster Freund, Motley, ein Amerikaner; so knüpft auch geistig das eine Ende des großen niederdeutschen Halbkreises an das andere an. Stimme des Bluts!

Schleswig-holstein.

Jene Seestämme sind, allgemein gefaßt, sämmtlich Niederdeutsche; und das Zentrum des geographischen Halbkreises, den sie darstellen, bildet ein verhältnißmäßig kleines Gebiet, welches aber in die europäische Geschichte schon oft bestimmenderweise eingriff. Schleswigholstein ist das einzige deutsche Land, welches von zwei Seiten durch die See bespült wird; schon dadurch erscheint es zu einer gewissen Vermittlerrolle zwischen den Nordwestgermanen und den Reichsdeutschen berufen; Schleswig wie Holstein ist in seiner östlichen Hälfte von Sachsen, in seiner westlichen von Friesen bewohnt; friesische Festigkeit und sächsische Zähigkeit begegnen sich hier; und indem sich diese Gebiete außerdem noch in südnördlicher Richtung zusammenschlossen, formirten sie an dem politischen wie geistigen Himmel Deutschlands eine Art von nördlichem Kreuz, das dem „südlichen Kreuz" des wirklichen Himmels an Schönheit wie Bedeutsamkeit kaum nachsteht. Mannigfache Einflüsse und Strömungen des deutschen Volkslebens trafen von jeher in diesem Erdenwinkel zusammen; große Entscheidungen gingen von ihm aus. Das früheste Auftreten der Deutschen in der Geschichte, der Zug der Cimbern und Teutonen, nahm von hier seinen Ausgang geradeso wie die heute noch bestehende Weltseeherrschaft der Angelsachsen;

hier wohnten die Vorfahren Shakespeare's, welcher auf dem brittanischen Boden nur ein — Kolonist ist; hier legten Lornsen und Dahlmann den frühesten Grund zum gegenwärtigen Reich; hier suchte und fand der deutsche Volksgeist von 1848 seine erste und einzig gesunde Bethätigung nach außen hin; hier waren Moltke's Eltern zu Hause und verlebte er selbst seine Jugend; hier befand sich wie Lord Palmerston einst richtig urtheilte „das Zündholz, welches Europa in Brand stecken sollte.“ Das „up ewig ungedeelt“ prophezeite die künftige Einigung Deutschlands. Schleswigholstein, obwohl als solches jetzt vergessen, war einmal das Schoßkind der Deutschen; es galt als sehr wichtig; Volksinstinkt wie diplomatische Weisheit kamen darin überein. Seine Bedeutung entsprang seiner bevorzugten und in gewissem Sinne ganz einzigen geographischen Lage; die „Geographie ist das Schicksal“; und da diese Lage bleibt so dürfte auch jene Bedeutung, neueren Geschichtsverhältnissen entsprechend, sich künftighin wieder geltend machen.

Es wäre nicht das erste Mal, daß in der Geschichte der genius loci an gewisse Stätten sein erbliches Recht geltend machte. Niebuhr hat es auf wissenschaftlichem und staatsmännischem, Moltke auf militärischem Gebiet, beide aber — im Staate Preußen glänzend bewährt. Eine geschichtliche Fügung hat sogar den Wohnsitz des Schöpfers der deutschen Einheit zwar nicht in, aber doch bis dicht an die Grenzen Schleswigholsteins gerückt: Bismarck wohnt in Friedrichsruhe. Das frühere erbliche Fürstenhaus des Landes selbst stammt ebendaher, wo die „Getreuen von Jever“ wohnen; also aus der Gegend, wo die Hauptmasse des sächsischen mit derjenigen des friesischen Stammes sich trifft; also wo abermals niederdeutsche Entschiedenheit und Elastizität koinzidiren. Dieses ursprünglich oldenburgische Herrschergeschlecht sitzt in seinen theils männlichen theils weiblichen Sprossen auf den Thronen der halben Welt; das russische und griechische Fürstenpaar gehört ihm von beiden, das dänische und oldenburgische von männlicher, das künftige englische sowie das gegenwärtige deutsche und sächsische württembergische braunschweigische von weiblicher Seite an. Es steckt aber auch etwas von Hamletnatur in diesem Geschlecht; Gustav III und Gustav IV von Schweden, Peter III und Paul I von Rußland haben ein Ende genommen, wie es vielleicht auch Hamlet als regierendem König beschieden gewesen wäre; Idealität ist für Throninhaber gefährlich. Schloß Gottorp bei Schleswig, dem alle diese Fürsten entstammen, ist nicht nur das geographische sondern auch fast das mathematische Zentrum aller jener Länder, welche den von ihm besetzten Thronen unterworfen sind. Es bildet darin einen bemerkenswerthen Gegensatz zu — Rom, das gleichfalls fast im mathematischen Mittelpunkt des Bezirkes seiner Weltherrschaft gelegen war. Es giebt auch geschichtliche Mathematik; und sie ist vielleicht bisher zu wenig beachtet worden. Freilich ist der Unterschied zwischen der südlichen Weltstadt und dem nordischen Herrensitz

groß; aber nicht größer als der zwischen der äußerlichen römischen und der innerlichen deutschen Weltherrschaft; dort Republikaner, welche auf die Unterdrückung und hier Monarchen, welche auf die Pflege fremden Volksthums ausgehen. Dort Zentralisation hier Individualisirung. Das besondere Schicksal gerade dieses Volksstammes erinnert an das so manches seiner Angehörigen, der vom Strohdach auszieht und jenseits des Ozeans eine Million findet. Es ist deutscher Märchenglaube, ins praktische Leben übersetzt; Hans im Glücke; der verliert und gewinnt.

Wo die politischen, da liegen auch die geistigen Keime eines Volkslebens. Der Niederdeutsche neigt zur Synthese, zum Zusammenschluß; politisch hat er Das in den verschiedensten Theilen seines Gebietes und mit dem glänzendsten Erfolge bethätigt: die „vereinigten" Niederlande, das „vereinigte" Königreich von Großbrittanien, die „vereinigten" Staaten von Nordamerika, die „vereinigten" Königreiche Schweden und Norwegen, das „ungetheilte" Schleswigholstein, der seinerzeitige deutsche National„verein", und das wesentlich auf niederdeutschem Boden emporgewachsene und von niederdeutschen Männern formulirte „verbündete" deutsche Reich von heute beweisen es. Jenen Beruf zur Synthese kann und wird der Niederdeutsche auch auf geistigem Gebiete bethätigen; er scheint daher besonders geeignet, den bisher vorherrschenden Zersetzungstendenzen innerhalb der deutschen Bildung ein Halt zuzurufen; Zusammenschluß, auf geistigem Gebiet, ist Aufbau. Ein Stamm, der die Devise „up ewig ungedeelt" hat und ausführt, ist hierfür ein bemerkenswerther Faktor; vielleicht daß ihm, der einst in die Fremde verkauft war, unter seinen Brüdern noch einmal die Rolle des Joseph in Egypten zufällt; und gerade in künstlerischen Dingen. Es läßt sich letzteres theilweise schon aus seiner Vergangenheit schließen; Schleswigholstein ist der einzige Theil Deutschlands, welcher zu Rembrandt in einer direkten künstlerischen Beziehung gestanden hat; welcher ihm Schüler sandte und seine Schüler beschäftigte; es braucht nur an Fabritius Owens u. A. erinnert zu werden. Wie immer hat hier die See nicht getrennt, sondern verbunden. Der größte holländische Gelehrte und der größte holländische Künstler: Gerrits und Harmensz — sonst Erasmus und Rembrandt genannt — tragen beide die in Schleswigholstein sehr gewöhnlichen und dort nur ein wenig anders lautenden Namen: Gehrts und Harms. In späterer Zeit sind Schlüter Karstens Semper, deren bahnbrechende Wirksamkeit bis in die Gegenwart reicht, von hier ausgegangen. Einem Herzoge von Holstein-Augustenburg verdankte Schiller, theils direkt theils indirekt, die Muße der letzten zehn Jahre seines Lebens und die Möglichkeit, seine reifsten Werke hervorzubringen. Das war eine volkserzieherische That.

Schleswigholstein ist, politisch wie geistig, von jeher ein Land des Vorstoßes gewesen; es lagert sich geographisch wie innerlich als ein Sturmbock vor die gewaltige Heeressäule Deutschland man darf daher vermuthen, daß dies auch ferner so bleiben wird — im Rahmen der neueren deutschen

Entwickelung. Ein solcher Vorstoß bedeutet, der Gesammtheit des deutschen Volkes gegenüber, einen erzieherischen Akt; in einzelnen Fällen, wie z. B. bei Lornsen, bedeutet er eine Winkelriedsthat; aber er braucht nicht immer eine solche zu sein. Auch hierin hat sich die Zeit gewandelt; sie ist synthetischer geworden; Klaus Groth wird von den Vlamen geschätzt; im heutigen Dänemark giebt es eine deutschfreundliche Partei; friesische Seeleute werden jetzt von den Engländern den eigenen vorgezogen. Das nordalbingische Gebiet deployirt nach allen Seiten hin. Es ist mit Deutschland durch politische Ein- und Unterordnung, mit Holland durch gemeinsame friesische Stammeszugehörigkeit, mit England als einer uralten Tochterkolonie, mit Dänemark durch gewisse Theile seiner Bevölkerung, mit Schweden durch wichtige geschichtliche Erinnerungen und mit den Ostseeprovinzen durch deren gegenwärtiges Herrschergeschlecht verbunden. Schleswigholstein ist das Hinterland Hamburgs; und diese Stadt ist das bedeutendste Mittelglied zwischen Deutschland und der See; ihre zuverlässigsten Schiffsführer bezieht sie aus jenem Hinterlande. Kiel, die Hauptstadt desselben, ist jetzt die deutsche Marinehauptstadt und damit zugleich der Sitz einer hohenzollernschen Seitenlinie geworden; es ist der foot-step der Hohenzollern in die See. Ein kräftiger Schlag von Leuten wohnt in diesem Lande; sie besitzen physische wie moralische Gesundheit; vier Herzöge von Holstein sind auf den Schlachtfeldern Preußens gefallen; und „die Schleswigholsteiner haben sich geschlagen wie die Löwen" sagte Bismarck 1870. Trotzdem oder ebendarum sind die „framen Holsten" von altersher berühmt; sie gelten als gottesfürchtig; sie neigen mehr zu Luther als zu Lessing. Sie sind ein echt und rein deutscher Stamm und bleiben es hoffentlich; ihr Wohnort, ihr konservativer Charakter und die ihnen eigenthümliche Begabung sprechen dafür; man wird abzuwarten haben, ob und wie diese tapferen Grenzbewohner, die Ahnen Shakespeare's und die Vettern Moltke's, ihre Vergangenheit durch ihre Zukunft rechtfertigen. Im vorigen Jahrhundert gab es ein preußisches Infanterieregiment „Jung-Holstein"; im jetzigen gab oder giebt es eine Berliner Literaturschule „Jung-Deutschland"; wie sonst so dürfte auch in diesem Fall der individuelle Faktor dem allgemeinen, die provinzielle Gesundheit der hauptstädtischen Ungesundheit, das klare Preußenthum dem unklaren Deutschthum vorzuziehen sein. Was Holland in der Vergangenheit und als selbstständiger Staat, das wird möglicherweise Schleswigholstein für die Zukunft und als eingegliederter Bestandtheil des deutschen Reiches sein: der point de vue für eine freie und weitere Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Geistige Gaben vererben sich, wie bereits erwähnt, meistens von der Mutter her; daß eine Schleswigholsteinerin jetzt auf dem deutschen Kaiserthrone sitzt, ist für die kommende deutsche Generation von guter Vorbedeutung: zwischen Volk und Stamm schlägt die Brücke — das Fürstenthum.

Deutsch-griechisches.

Jeder der deutschen Stämme hat seine besondere Funktion innerhalb des allgemeinen nationalen Lebens zu erfüllen; nicht an äußerer sondern an innerer Geltung sollen sie mit einander wetteifern; dann wird sich zeigen, wer Sieger bleibt. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß, geschichtlich genommen, Schleswigholstein hier einen bedeutenden Vorsprung hat. Aus der kleinen Halbinsel Angeln, welche in die Ostsee wie aus der kleinen Halbinsel Attika, welche in das Mittelmeer hineinragt, haben sich zwei gleich mächtige segenbringende Kulturströmungen über die Welt ergossen. Fein und plastisch wie das geographische Profil der einen, war auch der Geist, der von ihr ausging; breit und wuchtig wie das geographische Profil der andern, ist auch der Geist, der von ihr ausging. Es ist ein angelsächsischer ein niederdeutscher, ein deutscher Geist; es ist ein Geist blühenden Lebens, gleich demjenigen Shakespeare's und der heutigen deutschen Kaiserin; es ist ein Geist der Gesundheit. Und diesem gehört die Zukunft.

Ex chersoneso cimbrico signirte Karstens die meisten seiner Werke; der deutsche Künstler bediente sich römischer und griechischer Worte; er schilderte dadurch sich und seine Zeit. Auf der cimbrischen Halbinsel entstand das antikisirende Epos Klopstock's; und ebenda die Vossische Homerübersetzung; von hier gingen demnach die ersten positiven Anläufe der klassischen deutschen Literaturperiode des letzten Jahrhunderts aus. Der deutsche Geist unternahm von hier aus einen Vorstoß nach der Antike hin; und er entsprach damit ohne Zweifel einem tiefen Gefühl innerer Verwandtschaft; aber er that es in falscher Weise. Wie oben gesagt, ist objektiv genommen, Rembrandt griechischer als Winkelmann; so ist auch, objektiv genommen, die deutsche Volksnatur griechischer als die deutsche Volksbildung. Dieser Unterschied muß scharf festgehalten werden, gerade weil er so oft verwischt worden ist. Daß Rembrandt ein Grieche war wird Manchem ebenso unwahrscheinlich dünken, wie daß die Griechen einstmals Zöpfe trugen; und doch ist beides einfache historische Wahrheit; in Bezug auf die griechischen Zöpfe sogar ganz wörtliche Wahrheit. Freilich lernt man die Griechen nicht ausschließlich in kopienreichen Alterthumsmuseen oder aus ideenarmen Lehrbüchern der Aesthetik kennen; man kommt heutzutage den griechischen Originalen schon allmählich näher; möchte man nun auch den deutschen Originalen näher kommen. Beide werden sich dadurch zuerst fremder und dann verwandter erscheinen. Es ist wahr, daß der Deutsche sich vom Griechen durch wesentliche Charaktereigenschaften unterscheidet; aber geht man weiter in die Tiefe ihres Wesens, so gelangt man wieder zu einer auffälligen beiderseitigen Uebereinstimmung. Nach einer antiken Ueberlieferung bedeutet ἕλλην ursprünglich „verständig"; die Hellenen sind also die Verständigen; so weise und selbsterkennend war dies Volk in trotz und wegen seiner Kindlichkeit. Es giebt ein Scheingriechenthum und ein Wahrgriechenthum; „Griechheit was war sie? Verstand

und Maß und Klarheit" sagt Schiller; dies ist das echte Griechenthum, welches dem echten Deutschthum — das vorwiegend auf Verständigkeit beruht — außerordentlich nahe kommt. Hieran, nicht an äußere griechische Formenprinzipien soll man sich halten; jene Verständigkeit ist bei den Griechen mehr von sanfter, bei den Deutschen mehr von schneidender Art: Perikles und Bismarck!

Verständigkeit.

In der bekannten französischen clarté begegnen sich einigermaßen beide Völker und beide Eigenschaften; Frankreich hat im Norden viele germanische, im Süden einige griechische Elemente in sich aufgenommen; in der heutigen deutschen Bildungskonfusion könnte gerade ein gelegentlicher Blick über die Vogesen hinüber nicht schaden. Das do, ut des gilt auch auf geistigem Gebiet und zwischen den Nationen. Vielleicht ist jener Punkt, wo sich deutsche Verständigkeit und französischer Klarsinn treffen, der einzige, von welchem aus eine Besserung der heutigen Beziehungen beider Völker sich erwarten ließe. Wie ein echtes und falsches Deutschthum, so giebt es auch ein echtes und falsches Franzosenthum; und es liegt in der Natur der Sache begründet, daß letzteres in politischen wie geistigen Dingen bald seine günstige bald seine ungünstige Seite, zuweilen auch eine Mischung von beiden hervorkehrt. Einen Denker von der tiefen Natürlichkeit Montaigne's oder einen Dichter von der vornehmen Grazie Molière's hat Deutschland bisher nicht hervorgebracht. Die jetzige französische Geistesverwirrung ist nur die Kehrseite der früheren und wahrscheinlich immer noch latent vorhandenen französischen Geistesgesundheit; gallo-romanische streiten sich dort mit griechisch-deutschen Einflüssen; ebenso steht es bei den Deutschen — soweit es sich um rein geistige Interessen handelt. Sie sind jetzt klar in ihrer Politik, unklar in ihrer Bildung. Wie immer gilt es, auf die besten und tiefsten Züge des eigenen Volkscharakters muthig zurückzugreifen; sie sind dem unparteiischen Beobachter nicht verborgen; und kennzeichnen sich sogar äußerlich. In Holstein wie im Schwarzwald kann man zuweilen Bauernmädchen finden, welche in Haltung Bewegung und Charakter an beste griechische Kunstwerke erinnern. Aber freilich steht auch hier das falsche Griechenthum gleich daneben; jedes deutsche Bauernkind lernt wenigstens ein griechisches Wort „Katechismus"; selbst ein Luther hat der fremden Kultur hier falsche Konzessionen gemacht; ein deutsches Wort würde besser klingen und mehr besagen. Fremde Bildung wirkt desto segensreicher, je gründlicher sie der heimischen assimilirt wird; es sollte den Deutschen nicht schwer fallen, sich griechisches „Maß" zu assimiliren; ihr verständiges Wesen bestimmt sie gewissermaßen dazu. In dieser Eigenschaft treffen echtes Griechenthum, echtes Deutschthum und echtes Franzosenthum zusammen.

Verständigkeit ist auch der Grundzug im Charakter der Bewohner der heutigen deutschen Hauptstadt; nämlich der wirklichen und eingeborenen Berliner; und ganz besonders in den niederen, von falscher Bildungstünche

noch weniger angegriffenen Volksschichten. Sie sind schlicht und klar, wie ihr Weißbier; und es ist nicht unmöglich, daß auf und aus diesem gesunden Untergrunde noch einmal echte und höhere Bildungsinteressen emporwachsen; wie aus dem Preußen Friedrich Wilhelm's I später dasjenige Friedrich's II und Wilhelm's I wurde. Geist entwickelt sich überall nur aus Lokalgeist; er ist in jenen niederen Berliner Volksschichten noch zu finden; sie entstammen durchweg dem sandigen Boden der Mark; sie sind von niederdeutscher Art; und können demnach möglicherweise als ein Bindemittel zwischen dem Geist der deutschen Hauptstadt und dem Geist des deutschen Volkes dienen. Denn auf Bildungsfähigkeit kommt es an, nicht auf „Bildung". Der Berliner Maurer, auch der von heute, ist originaler und deshalb bildungsfähiger als der Berliner Geheimrath; Zelter war der einzige persönliche Freund Goethe's. Er war wie Goethe's und aller edlen Bildung unversöhnlicher Feind, Nicolai, ein echter Berliner; aber er entstammte dem unliterarischen und volksthümlichen, nicht dem literarischen und „gebildeten" Berlin; wie so oft, finden auch hier Gift und Gegengift sich nahe beisammen. Das Vornehme und das Volksthümliche sympathisiren stets mit einander; und der Bildungsdünkel hat an keinem von beiden Theil; er ist unfruchtbar. Verständigkeit dagegen, wenn sie sich mit Originalität paart, erzeugt Bildung; die heutigen Deutschen besitzen freilich Verständigkeit sowohl wie Originalität; aber leider haben sie nicht immer beides in und mit einander. Das Volk soll nicht von den Gebildeten lernen, sondern die Gebildeten sollen vom Volke lernen — natürlich zu sein; denn darauf kommt es jetzt an. Also zurück zur heimischen Volksseele, meine Herren, wenn's gefällig ist; und zurück zur Naivität, wenn's möglich ist; zurück zur Wahrheit und Natürlichkeit aber auf alle Fälle!

Kaiserthum und Christenthum.

Der bisher höchste Faktor des äußeren deutschen Lebens, der Kaiser, trägt einen römischen und der bisher höchste Faktor des innern deutschen Lebens, Christus, einen griechischen Namen; wie das Christenthum in mancher Hinsicht von mildem Griechengeiste durchfluthet ist, so ist das Kaiserthum noch in seiner heutigen Gestalt und seiner ganzen Natur nach von starkem Römergeist erfüllt. Kaiserthum und Christenthum sind unter einem Stern und fast zu gleicher Zeit geboren; sie scheinen daher zu einander zu gehören; vorzüglich in Deutschland. Aber sie wollen hier deutsch gehandhabt sein; denn „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen"; auch ursprünglich ganz allgemeine Faktoren lassen sich ganz individuell handhaben. Das Evangelium ward zuerst aramäisch gesprochen und dann griechisch geschrieben; als imperator et rex unterzeichnet sich noch jetzt der deutsche Kaiser; es sind dies kleine aber tiefbedeutsame Züge, in denen sich der zugleich wechselnde und beharrende Geist der Geschichte offenbart. Das Kunstvolk der Griechen und das Kriegsvolk der Römer sind die zwei Pathen des heutigen deutschen Volkes, das gleichermaßen der Kunst wie dem Kriege dient. Beide diese Faktoren herrschen abwechselnd oder gleich-

zeitig über Völker und Jahrhunderte. Das 16. Jahrhundert nach Christo hatte eine überwiegend römische Renaissance; es könnte sein, daß dem 20. Jahrhundert nach Christo eine vorwiegend griechische Renaissance — im innern nicht äußern Sinne des Worts — beschieden ist. Die modernen Naturwissenschaften haben viel zur Brutalisirung der Massen beigetragen; vielleicht würde jene andere Richtung mehr für Humanisirung derselben wirken. Der Deutsche wird dann von der Schale auf den Kern des Griechenthums vorgedrungen sein; und in seiner eigenen Erziehung einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben: nämlich den Schritt vom Schein zur Wahrheit. Anglomanie Gallomanie Gräkomanie — jede Art von Manie hat zu weichen und endgültig der Vernunft dem Maß dem Deutschthum Platz zu machen.

Südnördliches.

Wie der Deutsche im Allgemeinen, ist der Niederdeutsche im Besondern dem Griechen verwandt; eine gewisse innere Ruhe des Charakters ist den beiden letzteren gemeinsam. Der niederdeutsche Stamm ist stark — wie die Wurzel einer Pflanze, welche Felsen sprengt; und er hat sie schon öfters gesprengt; es ist keine lärmende sondern eine stille drängende unwiderstehliche Kraft, die in ihm lebt. Er hat Shakespeare Rembrandt Beethoven hervorgebracht. Die Vorzüge des deutschen Volkes sind über seine verschiedenen Stämme verschieden vertheilt; aber Niemand wird es dem niederdeutschen Stamme abstreiten, daß er unter allen deutschen Stämmen, was natürliche Anlage betrifft, der besonnenste ist. Es ist wahr, der fränkische Stamm z. B. hat einen Dürer Luther Bach Goethe und der bairische Stamm einen Mozart erzeugt; aber beide sind für eine Wirklichkeitskunst — für Das was man echten Realismus nennen kann — nur in beschränktem Maße eingetreten; ihren vollen Sieg feiert jene nur in den Geistesheroen aus niederdeutschem Stamm; Goethe gegen Shakespeare! Dieser reale Idealismus war auch den Griechen eigen. Und mag es ein Beweis uralter Volksverwandtschaft oder nur ein Ergebniß ähnlicher äußerer Lebensbedingungen sein, es darf als ein verheißungsvolles Zeichen gelten: daß man unter allen Menschenracen und -stämmen der heutigen bewohnten Erde allein bei den Niederdeutschen jenen schlichten geradegeschnittenen ruhigblickenden männlichen Typus, mit vollem Bart und wenig hervortretenden Lippen, noch zahlreich und offenbar gattungsmäßig vertreten findet, welcher künstlerisch im Zeus des Phidias vorliegt. Möge die Siegesgöttin, die an die Hand jenes Göttertypus gefesselt war, auch diesen Menschentypus nicht verlassen! Es ist ein Gesichtsschnitt, den man an gebildeten und vornehmen Engländern, aber auch an deutschen und niedersächsischen Bauern häufig findet. In Athen war die *σωφροσύνη* zu Hause; die Athener, in ihrer guten Zeit und als reiner Stammestypus, waren selbst unter den besonnenen Griechen die besonnensten und darum die genialsten. Phidias, dieser besonnenste aller bildenden Künstler, hat jene Geisteskraft in seinem Zeusbild als momentanen, in seinem Athenabild als bleibenden, in beiden aber als do-

minirenden Charakterzug zum Ausdruck gebracht. Hier hat sich die Besonnenheit drei oder vier Mal mit sich selbst multiplizirt; sie ist griechisch attisch bildnerisch mythisch; sie hat sich zur festen sichtbaren künstlerischen Norm und Form kristallisirt. Wer nicht weiß, was Genie ist, kann es hier lernen.

Im Zeus von Olymphia hat der attische Bildhauer den „milden Mann" dargestellt, welchen die altdeutsche Sage so hoch preist, zu dem sich ein Goethe allmählich emporbildete, als der ein Shakespeare wie ein Sophokles von ihren Zeitgenossen gerühmt wurden und den am schönsten der ferne Osten in der einzigartigen Gestalt Christi verkörpert hat. Lachen und Weinen sind, rein anatomisch und als Muskelbewegungen genommen, nicht von einander zu unterscheiden; so deckt sich auch die milde Heiterkeit auf dem Antlitz des Zeus, in gewissem Sinne, mit der milden Trauer auf dem Antlitz Christi; dies höchste Dioskurenpaar, ein sterblicher und ein unsterblicher Gott, liegt nach seiner äußeren Erscheinung in einem und demselben Ei beschlossen: in jenem deutschgriechischen Volkstypus von echt arischer Art. Er umfaßt die leidende wie die thronende Menschennatur. Dieser Volks- und Kunsttypus begreift die räumlich wie zeitlich verschiedensten Ideale der Menschheit in sich; sie alle begegnen sich im Besonnenen Milden Menschlichen. Scheidet man die ganze geistige Thätigkeit des Menschen, nach dem alten volksthümlichen deutschen Ausdruck, in „Singen und Sagen", also in die bildende und die beschauende Geisteskraft: so hat das Singen des Alterthums in Homer, das Sagen desselben in Christus seinen höchsten Ausdruck gefunden. Phidias ist nur ein Echo des Ersteren und Luther nur ein Echo des Letzteren; auch im äußersten germanischen Norden hat sich, wiewohl theilweise unter fremdem Einfluß und in anderer zeitlicher Ordnung, diese Doppelrichtung entwickelt: die Edda und Svedenborg entstammen dem gleichen geschichtlichen Boden. Norden wie Süden gehören einer und derselben Erde an; die Höhen der Menschheit grüßen sich; und der Niederdeutsche ist ihnen nicht fremd.

Die gegenwärtige Zeit hat sich vom „Sagen" und „Schauen" abgewendet; auf wissenschaftlichem Gebiet ist sie entweder abstrakt oder materiell; auf religiösem Gebiet ist sie nicht produktiv, sie hält hier nur an dem Alten fest oder negirt es. Bezüglich des „Singens" und „Bildens" steht es besser mit ihr; Leistungen ersten Ranges fehlen freilich auch hier; aber man fühlt doch das Bedürfniß darnach; ja es scheint, als ob man sich zu ihnen anschickt. Die Malerei beginnt in der allgemeinen deutschen Bildung allmählich den Ehrenposten einzunehmen, von dem die Musik langsam herabsteigt; vielleicht und hoffentlich folgen Plastik wie Architektur nach; am Ende auch gar wieder die Dichtung. In solchen Uebergangszeiten ist Nichts nützlicher und nothwendiger, als ein vergleichender und gewissermaßen sammelnder Ueberblick über den bisherigen Bestand an wirklicher Bildung. Das Ganze sammeln, lautet das Signal! Die

bisherige europäische Bildungsachse reicht von Griechenland bis Niederdeutschland, von Homer bis Shakespeare, von Phidias bis Rembrandt. Von allen Kunstrichtungen und -schulen der Renaissancezeit ist keine dem rein griechischen Geiste näher gekommen als die venetianische; und Das, obwohl oder gerade weil sie die Antike direkt am wenigsten nachgeahmt hat. Beide Umstände zusammengenommen weisen auf eine innere Kunstverwandtschaft der Niederdeutschen mit den alten Griechen hin, welche ihrer äußeren Naturverwandtschaft entspricht; diese Beziehungen weiter zu er- und begründen, muß der Zukunft vorbehalten bleiben; die Thatsache selbst ist unbestreitbar. Um griechische Statuen zu verstehen, muß man die griechische Sprache kennen — behauptet der Gelehrte; um griechische Statuen zu verstehen, muß man griechische Augen haben — erwidert der Künstler; und Rembrandt hatte sie.

Holland und Griechenland.

Es giebt sogar gewisse Punkte, in welchen sich die griechische und die holländische Kunst direkt berühren. Der Kopf des Potter'schen Stiers auf dem berühmten Bilde im Haag ist dem bekannten Phidias'schen Pferdekopf aus dem Parthenongiebel innerlichst verwandt; hier wie dort wird das animalische Leben in seiner ganzen Tiefe erfaßt und dargestellt; innerhalb der speziell italienischen Kunst sucht man vergebens nach einer solchen Leistung. Anklänge daran finden sich nur bei Dürer, wenn er etwa einen Taubenflügel oder dem nach Namen wie Abstammung germanischen Leonardo, wenn er einzelne menschliche Gliedmaßen mit einer fast unheimlichen Genauigkeit ab- und aufzeichnet. „In der Kunst giebt es keine Nebensachen" lautet der Ausspruch eines bedeutenden Künstlers; und er gilt auch vom Kriege; was hier der Gamaschenknopf, bedeutet dort das Naturdetail. Rafael und Michelangelo umfassen nur die hohe, die Deutschen und die Griechen sowohl die hohe wie die niedere Seite der Kunst; jene haben „Löwengeist", aber keinen „Insektengeist"; diese haben beides. Der Bildungsdeutsche, welcher gar zu gern einseitig ist, schwärmte früher für den Löwengeist Rafael's wie er jetzt für den Insektengeist Japans schwärmt; er sollte lieber die richtige Mitte wählen und dem eigenen nationalen Genius dienen. Man pflegt es als komische Anekdote zu berichten, daß mancher Holländer jenen Stier Potter's der sixtinischen Madonna Rafael's vorziehe; aber es ist mit dieser Komik wie mit der der holländischen Sprache; sie existirt nicht oder ist vielmehr nur für Oberflächliche da. Wie in einem Grashalm so lebt der Geist Gottes auch in dem Stier, der ihn frißt; wer ihn anzurufen versteht, den nennt man einen Künstler; Paul Potter hat es verstanden. Die Majestät der Natur ist der des Geistes vollständig gewachsen; es ist Sache des Einzelnen, sich mehr von dieser oder jener angezogen zu fühlen; und keiner sollte über sein Gegenpart spotten. Glaubensfreiheit gilt auch im Reiche der Kunst; und der große Künstler übt sie aus; die Athene Parthenos des Phidias steht der sixtinischen Madonna, wie sein Pferdekopf dem Stierkopf Potter's völlig gleichwerthig gegenüber; aber

ebenso das letztere Paar von Kunstwerken dem ersteren. Der Volksglaube bestätigt es: die Mutter des Jesusknaben und der Ochse, welcher in dessen Wiege blickt, sind ihm beide heilig; das streitbare Roß hat an der Ehre Antheil, welche der Kriegsgöttin Athene zukommt; hier wird verbunden nicht geschieden. In beiden Fällen steht die Jungfrau-Göttin dem Unterworfen-Thierischen nicht feindlich sondern freundlich gegenüber; echte Menschheit versteht und verträgt sich mit echter Thierheit sehr wohl; wirklich wie künstlerisch. Der naive Volksmann wie der bewußte Forscher kann auch hier keinen wesentlichen, sondern nur einen Gradunterschied entdecken; die Weltordnung stuft sich langsam ab vom Gottmenschen zum unvernünftigen Thier; sie ist, wie die Naturordnung, aristokratisch gegliedert. Die sixtinische Madonna und der Potter'sche Stierkopf, biblische Bilder von Rembrandt wie der Phidias'sche Pferdekopf können von jedem Bauern gewürdigt werden; was sich in künstlerischer Mittellage oder künstlerischer Fremde bewegt, nicht. Das Beste ist für das Volk gerade gut genug. Das Niedrige als göttlich anzusehen, ist griechisch und deutsch; Phidias und Rembrandt brauchen nicht exklusiv zu sein, weil sie — vornehm sind. Der „milde Mann" wie die „reine Magd", das Hausthier wie das Kriegsthier sind deutsch und griechisch, niederdeutsch und künstlerisch von höchstem Werth.

Wie nahe überhaupt die Deutschen, die Griechen und Rembrandt einander stehen, ergiebt sich noch aus einer andern bezeichnenden Thatsache, daß nämlich das früheste Werk des einzigen unter den deutschen Malern, der auch äußerlich in wirklich griechischem Geiste schuf: Karstens, eine Darstellung war, welche an krassem Naturalismus dem Aeußersten in dieser Beziehung von Rembrandt Geleisteten nicht nachsteht; welche aller sogenannten „Aesthetik" völlig ins Gesicht schlägt; wie denn auch Karstens an den Werken eines Rembrandtschülers, Jurian Owens, in der Domkirche zu Schleswig seine frühesten künstlerischen Studien machte. So sehr er später auch der damals durch Winkelmann beherrschten Zeitrichtung folgen mochte; in seinem Herzen war und blieb er ein Niederdeutscher, ein spezieller Geistesverwandter und künstlerischer Urenkel Rembrandt's. Noch jetzt predigt man in seiner Heimath hochdeutsch; aber man spricht, denkt und fühlt dort niederdeutsch. Wie sehr sich die Fäden geistiger Einwirkung gelegentlich zu verwirren scheinen, sie laufen doch stets wieder in einem Punkt zusammen: in der angeborenen angestammten unveräußerlichen Individualität. Von diesem Punkte allein aus läßt sich der zentralistische und internationale, verstandesmäßige und gelehrte — und darum antiindividuelle d. h. römische Charakter der heutigen deutschen Bildung mit Erfolg bekämpfen. Hier läßt sich die einstige Niederlage von Vercellä wettmachen und so die früheste deutsche Geschichte mit der spätesten verbinden; haben damals die Römer über Cimbern und Teutonen gesiegt, so dürfte es jetzt umgekehrt sein. Der Führer in solchem Kampfe heißt: Rembrandt und der zu erkämpfende Preis ist: eine künstlerische Volks-

bildung. Eine solche wird stets auch zugleich eine aristokratische Volksbildung sein; denn sie braucht Ideale; sie braucht Helden; sie kann auf das Erbtheil der Poesie nicht verzichten. Mythus ist die früheste Art von Kunst; und wie der Mensch, so ist auch die Kunst nur dann auf dem rechten Wege, falls sie ihren überlieferten poetischen Traditionen getreu bleibt: der Held der Schatz die Königstochter — Rembrandt die Kunst Germania sind die beherrschenden Faktoren des volksthümlichen deutschen Geisteslebens so jetzt wie einst. Mit Heldenthum fängt die deutsche Geschichte an; mit Heldenthum muß sie auch aufhören; oder vielmehr sie muß bei demselben stetig beharren.

Heroenzeit ist Kinderzeit. Wenn wieder eine deutsche Bildungsepoche kommt, welche Heldenthum nicht nur durch Ueberlieferung sondern auch durch die That kennt; wenn die Epigonen von heute sich in Progonen verwandeln wollen; so wird man noch einen weiteren Zug im deutschen Volkscharakter pflegen und hervorkehren müssen, der ihm mit den Griechen gemein ist. Der echte und reine Deutsche hat, mehr als sonst irgend andere Völker, etwas Kindliches in seinem Wesen; er gleicht darin den alten Griechen. Der deutsche „Allvater", der griechische „Vater der Götter und Menschen", der christliche „Vater unser, der du bist im Himmel" sind ihrem Ursprunge nach identisch; nicht nur wie man in den Wald sondern auch wie man in die Welt ruft, hallt es wider; Kindervölker haben Vatergötter. Im Auge liegt die Seele und so auch die Seele des Kindes. „Das schönaugigste aller Völker" werden die Griechen von einem antiken Schriftsteller genannt; und ein schönes blaues deutsches Auge dürfte unter den modernen Völkern den gleichen Vorzug beanspruchen. „Ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder" sagte einst ein egyptischer Priester zu Solon; und zwar sehr richtig; die Griechen erfüllten schon von Natur aus die Forderung Christi „werdet wie die Kindlein". Im Kindlich-Menschlichen also vereinigen sich die beiden Hauptfaktoren der bisherigen deutschen Bildung: Griechenthum und Christenthum. Aber freilich ist es immer wieder der Geist keineswegs der Buchstabe des Griechenthums, um den es sich hier handelt; von dem letzteren bieten die heutigen deutschen Gymnasien genug und zuviel; von dem ersteren in der Regel wenig. In diesem Sinne ist also das „small latin and less greek", welches man Shakespeare zuschrieb, zu interpretiren wie anzuwenden; so modern Shakespeare ist, war er doch mehr Grieche als die Leute, welche ihm seinen Mangel an griechischer Buchstabenbildung vorwarfen; und auch weit mehr als die jetzigen offiziellen Vertreter der letzteren. Kinderthum.

Eine gewisse Kindernatur ist vielfach noch den heutigen Neugriechen eigen; nicht minder ist sie in hervorragenden Männern der germanischen Vergangenheit zu erkennen. Walther von der Vogelweide Dürer Mozart Burns Shelley Hölderlin u. A. sind bestätigende Beispiele dafür; in ihnen begegnen sich, auch ohne daß sie es wußten oder wollten, Griechenthum und

Christenthum; sie weisen daher den Weg, welchen die deutsche Kultur in ihren höchsten Bestrebungen zu gehen hat: nämlich zugleich Kind und Künstler zu sein. Rafael leitet von den Griechen zu ihnen hinüber. Diesen Geistern und ihresgleichen gehört das Beste der Zukunft — weil ihnen das Beste der Vergangenheit gehört; Griechenthum Christenthum Kindlichkeit Menschlichkeit gipfeln in ihnen, blühen in ihnen, tragen in ihnen Frucht; und die Deutschen können stolz darauf sein, daß es im tiefsten Grunde deutsche Geister sind. Auch sie folgen damit nur tiefen dunklen volksthümlichen Instinkten. Was ist Mystizismus? Kindersinn, der sich aufs Weltganze richtet. „Novalis sieht aus wie eine junge Kuh" sagte Jemand von ihm; und möglicherweise hatte Christus in seinem Aeußern etwas Aehnliches; meertiefe Subjektivität, wenn sie einem Menschen gegeben ist, nähert ihn dem thierartigen ja pflanzenartigen Zustande. Anfang und Ende der menschlichen Entwickelung gehen harmonisch in einander über. Durch zwei Punkte wird stets eine Linie mathematisch wie geistig bestimmt; verlängert man diejenige, welche von dem Punkt „Mensch" zum Punkt „Kind" führt, so trifft sie zunächst den Punkt „Thier" und dann den Punkt „Pflanze"; man gelangt also zu der Forderung, daß der Mensch Pflanze werden solle; daß er die Stufen, die er materiell hinauf gestiegen ist, geistig wieder herabzusteigen habe; und daß damit erst das Ziel seiner Entwickelung beschlossen sei. Auch Schiller hat in einem Distichon ausgesprochen, daß der Mensch zur Pflanze werden müsse. Und man kann diesen Ausspruch noch vertiefen. Jede Pflanze ist ein helldunkles Wesen; ihre eine Hälfte sieht das Licht stets und ihre andere nie: ihr Leben besteht nur in der Wechselwirkung zwischen diesen beiden Hälften. So auch bei dem vollendeten Menschen; er kann nicht Pflanze genug sein. Wie jede Pflanze senkrecht zum Erdzentrum steht, sollte sich jeder menschliche Geist senkrecht zum Weltzentrum stellen; freilich ist solche Gabe nur Wenigen gegeben; um so höher sollte man deshalb Die schätzen, welche sie besitzen. Sie hebt den Menschen über Zeit und Raum, ja über Logik und Grammatik hinweg; „ehe denn Abraham war, bin ich" sagt Christus gedanklich sehr richtig und sprachlich sehr unrichtig; das Caesar supra grammaticam gilt wie auf politischem so auch auf geistigem Gebiet.

Goethe und Shakespeare bewähren jene Kindernatur ganz besonders. Goethe wurde noch in seinem späteren Alter von Uebelwollenden gerade Das vorgeworfen, was der egyptische Priester dem Solon vorhielt: daß er ewig ein Kind bleibe; und die großartige Kindernatur des britischen Dichterfürsten möchte man, in ihrem tiefen Ernst und ihrer weltspiegelnden Klarheit, dem ruhigen unergründlichen Blick des jugendlichen Heilandes auf dem Arm der sixtinischen Madonna vergleichen. Aus beiden strahlt uns ein Bild der Welt, deutlich und doch gedämpft, wie aus einem dunklen Spiegel entgegen. Nur solche lebendige schwarze Perlen, wie diese Augen, können solche künstlerische „schwarze Perlen" wie die Bergpredigt oder den

Hamlet hervorbringen. Luther Lessing Bismarck haben gleichfalls etwas von dieser urdeutschen Eigenschaft an sich; und wenn Friedrich II, mitten zwischen zwei entscheidenden Schlachten des 7jährigen Krieges, im Lagerzelte seinem Vorleser de Catt ein ganzes Menuett vortanzt, so zeigt dies daß auch in seiner einsamen und stolzen Seele der gleiche Zug schlummerte; die deutschen Männer des Worts wie der That tragen ihn fast ausnahmslos. Er ist ihre edelste Zier. Und es ist vielleicht die ärgste Schuld der gegenwärtigen Zeit, daß sie unter dem Wuste einer äußerlichen Bildung diesen Zug erstickt oder doch versteckt hat. Der Siegfriedsmuth ist ihr verloren gegangen. Wer seine Männlichkeit mit seiner Kindlichkeit bezahlt, macht ein schlechtes Geschäft; wer jene zu dieser addirt, ein gutes; eine organische Entwickelung kann ohne solches Addiren nicht vor sich gehen. Daß Rembrandt ganz dieser Forderung entspricht, wurde schon oben erwähnt. Vor Gott und dem Kinde ist Alles gleich. Kinder haben einen tiefen Ernst; sie sind nach einer Bemerkung Goethe's „unerbittliche Realisten"; aber es ist echter nicht falscher Realismus, der sie erfüllt; er ruht auf idealem Grunde. Nur die zarten Fibern eines kindlich empfindenden Herzens besitzen jene gleichzeitige Eindrucks- wie Ausdrucksfähigkeit, welche den wahren Künstler macht. Wenn das Kind den Stuhl schlägt, an den es sich gestoßen hat, so ist es Poet; es beseelt das Leblose; es anthropomorphisirt; es schafft. Der Deutsche ist ein grübelndes und zuweilen rauflustiges, aber dabei doch spiel- und sangesfrohes Kind; und ein ebensolcher Mann; der Grieche war ein innerlich wie äußerlich vorzugsweise schönes Kind; und ein ebensolcher Jüngling. Eben diese Eigenschaften mildern sich in den weiblichen Typen beider Völker zu einigermaßen ergänzenden Zügen. Die griechische Anmuth ist heiter, mit einem Anflug von Sieghaftem; die deutsche Anmuth ist demüthig, mit einem Anflug von Schmerzhaftem; eine Athene mit der Siegesgöttin auf der Hand ist dort, eine „schmerzhafte Muttergottes" hier nur ein Spiegelbild der betreffenden Volksnatur. Frauen und Kinder sind sich geistig verwandt.

Kind und Künstler.

Schiller, in welchem sich deutscher kindlicher Idealismus und deutscher männlicher Ernst schön vereinen, hat auf den Kunsttrieb des Kindes, sein „Spielen" und das sich daraus entwickelnde „Spiel der Kräfte" im Menschen hingewiesen. Wäre er selbst, nach seiner angeborenen Charakterart, noch etwas mehr Kind gewesen, so würde er als praktischer Künstler mehr geleistet haben wie jetzt. Sein Idealismus war nicht zu kindlich sondern gegentheils nicht kindlich genug; er trug noch in etwas die Spuren eines rein abstrakten Denkens an sich. Kindernatur ist konkret. Ein Kind sieht ungemein deutlich und oft deutlicher als Erwachsene; doch ist sein Horizont durch mangelnde Erfahrung negativ wie der des Künstlers durch vorhandene Individualität positiv eingeschränkt: beide sehen nicht weit über die Welt weg, wohl aber oft tief in sie hinein. Sie leben in einer Art von geistigem Zwielicht; sie sind helldunkel. Dämmerung ist dem doppelten

Gesicht günstig; und somit auch dem künstlerischen Schauen; der Künstler ist desto mächtiger je beschränkter d. h. individueller er als Mensch ist; und in seiner Thätigkeit ist er desto deutlicher je dunkler d. h. kindlicher er selbst als Mensch ist. „Die Natur ist einfacher als man begreifen und zugleich verschränkter als man sagen kann" erklärt Goethe. Diesen geheimnißvollen Wegen der Natur hat man sorgsam zu folgen.

Wiedergeburt.

Die deutsche Wiedergeburt muß von der deutschen Kindernatur ausgehen; greisenhafte Völker, wie z. B. die heutigen Türken, sind dieses Auskunftsmittels beraubt; jugendlichen Völkern steht es immer zu Gebote. Benutzen sie dasselbe so kehrt auch der Glaube wieder bei ihnen ein; echter Glaube ist immer Kinderglaube; und echte Menschheit immer Kindheit. Es gilt hier, eine Art von optischer Täuschung zu zerstören; in reinen Menschen hat man oft etwas Kindliches gefunden; aber es ist umgekehrt: in den Kindern liegt noch das rein Menschliche. Und dieses, als das Wesentliche, ist das Primäre. Ebenso auf volksthümlichem Gebiet: das Volksthümliche ist keineswegs bäuerlich, aber wohl ist der Bauer volksthümlich; Subjekt und Prädikat dürfen hier nicht verwechselt werden. Durch ihre kindliche Anlage sind also die Deutschen ganz besonders zur — Menschlichkeit befähigt. Auf religiösem Gebiet endlich verhält es sich ebenso: das Menschliche ist nicht gut, weil und insofern es christlich ist; sondern das Christliche ist gut, weil und insofern es menschlich ist. Christus, der sich selbst stets „des Menschen Sohn" nannte, hat damit klar und deutlich ausgesprochen, welchen Begriff er für den höheren hielt. Der Name Mensch schlägt jeden andern Namen. Christus, das Kind, ist auch in einem hohen nämlich im religiösen Sinne Künstler; in jener wie in dieser Hinsicht zeigt er sich als ein solcher „Realist", daß er mit seinem eigenen Fleisch und Blut malt; daß er sein Kunstwerk nicht außer sich, sondern in sich hinstellt; und daß ihm der gesammte Himmel zum Rahmen desselben kaum groß genug ist. Kinder produziren nicht Kunstwerke sondern agiren selbst als Kunstwerke; sie spielen: so lange sie noch klein sind, in heiterer und wenn sie erst erwachsen sind, in erhabener Art. Die Tragödie des Kindes — es ist eigentlich die eines jeden Kindes — welches die Schlechtigkeit der Welt zum ersten Mal kennen lernt, ist vielleicht die traurigste aller Tragödien. Wenn sie sich durch ein ganzes Leben hinzieht, vermag sie das „Mitleid" und die „Furcht" einer Welt zu erregen; so im Leben Christi; es ist ein Spiel, ein tief erschütterndes Trauerspiel! Wie Mythus die erste und früheste, so ist Religion die letzte und höchste Kunst. Christus wurde als Kind von Herodes verfolgt und als Künstler von Pilatus dem Tode überliefert; der echten deutschen Bildung, die gleichfalls auf diesen zwei Faktoren beruht, geht es nicht viel besser; Dubois-Reymond hat versucht, den Goethe'schen Faust — also die erste Hinlenkung des Deutschen zum positiv künstlerischen Ideal — spezialistisch abzuschlachten; Mommsen, das Haupt der heutigen äußerlichen römischen Bildungsmacht der Deutschen,

überlieferte die innere griechische künstlerische Bildung derselben ruhig seinen philologischen Kriegsknechten, welche sie an's Kreuz schlugen. Eine Bildung, die keinerlei Herzenstöne anschlägt, ist todt; daß diese Töne in der landläufigen deutschen Bildung so gut wie ganz fehlen, weiß Jedermann; und Jedermann kann die entsprechenden Folgerungen daraus ziehen. Der Mensch bedarf der Wissenschaft, wie des täglichen Brodes; aber er lebt nicht von Brod allein; und wenn es die Bäcker hundertmal predigen. Es steht anders — und besser. Die Kinder das Volk die Griechen sind die drei verjüngenden Quellen, aus welchen die deutsche Bildung schöpfen darf und soll. Wo findet man die Griechen? In ihren Werken. Wo findet man das Volk? In seinen Liedern. Wo findet man die Kinder? Ueberall. Nur aus dem Mutterschooß des allgemein Menschlichen kann das Kind mit den hellen Augen, die neue deutsche Bildung, geboren werden.

Die Kindernatur des Deutschen fordert nothwendig einen politischen Zug als ergänzendes Gegengewicht in seinem Charakter. Wo derselbe fehlt wie bei Hölderlin oder wo er überwiegt wie bei Friedrich II, ist — ohne daß man die Person selbst als schuldig befinden darf — die eigentliche Harmonie ihres menschlichen Daseins gestört; Schiller's Sympathie für den Einen und seine Antipathie gegen den Andern ist hierin die Boussole für das innerste Fühlen des deutschen Volkes. Es ist nur natürlich, daß jener Zug mehr im deutschen Süden dieser mehr im deutschen Norden sich entwickelte; gleichwie dem Kinde der Künstler, steht dem Politiker der Krieger sehr nahe; aber jetzt nachdem Deutschland geeinigt ist, werden auch Künstler und Politiker sich näher rücken müssen als bisher. Wie der Deutsche äußerlich zwischen Land und See, so steht er innerlich zwischen Kunst und Politik. Diese künstlerisch-politische Thätigkeit sollte, planmäßig und bewußt, auf das gesammte deutsche Geistesleben angewandt werden. Hier ist der entscheidende Punkt, wo die kindliche und die männliche Natur des Deutschen sich begegnen. Die Dinge nehmen wie sie sind, heißt vernünftig und heißt Politiker sein; insofern ist vielleicht Politik die höchste Aufgabe des Menschen; aber aus den Dingen — nachdem man sie genommen hat wie sie sind — Das machen, was sie sein sollen, heißt schöpferisch und heißt Künstler sein; insofern ist Kunst eine noch höhere Aufgabe, welche jene andere in sich begreift. Man treibt Eisenbahnpolitik und Handelspolitik; man sollte nun auch „Kunstpolitik" treiben; damit würde ein neuer und höchst bedeutsamer Faktor ins nationale Leben der Deutschen eintreten. Kunst Handel Politik stehen in naher Verbindung mit einander; nicht nur weil der erstere Faktor von den beiden letzteren äußerlich oft stark beeinflußt wird; sondern auch aus tieferliegenden Gründen. Die Politik ist ein „Rechnen mit gegebenen Größen"; eben das ist auch die Hauptaufgabe des Handels und er erscheint dadurch als eine bloße Unterart der Politik; aber auch alle Kunst ist ein Rechnen oder Operiren mit gegebenen Größen d. h. mit der menschlichen Individualität

Kunstpolitik.

und ihren Bethätigungen; nur daß dort der Ton mehr auf dem „Rechnen“ hier mehr auf dem „Gegebenen“ liegt. Mithin nimmt die Politik eine Mittelstellung zwischen Handel und Kunst ein; sie ist oft genug Handel und immer Kunst; so daß in letzterer Hinsicht sogar auf den Handel, der stets und ausnahmslos Politik ist, ein gewisser künstlerischer Schimmer fällt. Jede Thätigkeit, in ihrer Vollendung, wird zur Kunst. Aristoteles hat den Menschen ein politisches Thier genannt; nach dem Ausspruch Schiller's „die Kunst, o Mensch, hast Du allein“ ist er ein Kunstthier; faßt man die Meinung des griechischen Denkers und des deutschen Dichters zusammen so ergiebt sich als dritte Bezeichnung: der Mensch ist ein kunstpolitisches Thier. Beobachtung und Enthusiasmus begegnen sich hier kritisch, wie sie sich produktiv in jedem Kunstwerk begegnen. Insofern die Politik selbst schon eine Kunst ist, erscheint die Kunstpolitik sozusagen als eine Kunst in zweiter Potenz oder als eine Kunst der Künste; gerade wie die Mathematik — welche schon ihrem Namen nach das „Lernen“ an und für sich bezeichnet — als die Wissenschaft der Wissenschaften gelten muß. Insofern die Kunstpolitik sich mit dem innersten Leben eines Volkes beschäftigt, wie es sich in seinem Denken und Dichten und Bilden äußert, kann man sie auch im Gegensatz zur bisherigen äußeren und inneren als eine innerste Politik bezeichnen. Diese „innerste Politik“ wie die obenerwähnte „höchste Mathematik“ erscheinen als die beiden hervorragendsten und eben darum sich nahe berührenden Spitzen von Kunst und Wissenschaft. Der Parnaß ist zweigipflig.

Es ist interessant zu sehen, wie sich die „höchste Mathematik“ der Rembrandt'schen Kunst gelegentlich auch in niedere Mathematik auflöst; und gerade wo es geistig das Höchste darzustellen gilt. Die jubelnden Engelchöre — in seiner radirten Geburt Christi — tauchen aus einem himmlischen Lichtglanz auf, der nach streng geometrisch gezeichneten Kreisen gegliedert ist; ein bei diesem unarchitektonischen und unsymmetrischen Meister ganz vereinzeltes und durchaus befremdliches Vorkommen; das aber eben als eine schönste Ausnahme die schönste Regel bestätigt. Denn durch jene himmlischen Heerschaaren und das Ereigniß, welches sie verkünden, wird hier die Ordnung des Irdischen durchbrochen; und darum auch das Gesetz der „höchsten Mathematik“, welches die ganze Darstellung eben dieses Irdischen bei Rembrandt beherrscht. Die höchste Mathematik, welche sich selbst aufhebt, wird wieder zu niederer Mathematik: nach dem mathematischen und Weltgesetz minus + minus = plus. Auch hier bewährt es sich, daß Polarität Alles ist; daß die Extreme sich berühren; daß gerade das Höchste aus und in dem Niedrigen geboren wird; daß es auf und in das Niedere mündet. Dieser Gedanke ist der Grundgedanke aller Rembrandt'schen Kunst; und der Grundgedanke jeder gesunden Kunstpolitik; ihre Aufgabe wie die jeder echten Politik besteht darin: auszugleichen, zu parallelisiren, zu harmonisiren. Auch ihre Thätigkeit scheidet

sich in Naturstudium und Kalkül; jenes findet sie in der Geschichte; dieser wird, wie immer wo es sich um schöpferische Thätigkeit handelt, sich in einer gewissen mathematischen Richtung bewegen.

Ruhe und Bewegung.

Es ist etwas Anderes, Geschichte zu schreiben und Geschichte zu machen; so ist es auch etwas Anderes, Kunstgeschichte zu schreiben und Kunstgeschichte zu machen; mit Jenem beschäftigt man sich zur Genüge, mit Diesem noch lange nicht genug. Politik ist angewandte Geschichte; Kunstpolitik ist angewandte Kunstgeschichte; die „exakte" Neuzeit fordert ihr Recht. Aber wie immer, bedarf dieselbe auch hier eines philosophischen künstlerischen individuell-menschlichen Untergrundes; sonst geräth sie auf Irrwege. Es giebt nicht nur eine Philosophie der Geschichte; es giebt auch eine Philosophie des Handels und jedes andern Dinges: schon Carlyle hat eine philosophy of clothes geschrieben. Der Reflex, welchen das gesammte Weltleben auf irgend ein Ding wirft, ist seine Philosophie. In diesem philosophischen Geiste will auch die Kunstpolitik behandelt sein; dann wird sie sich im rechten Sinne praktisch erweisen. In der Mitte zwischen Kunst und Politik steht: die Besonnenheit. Die Kunstpolitik kann man demnach als die höchste Leistung des künstlerischen Kalküls bezeichnen. Ein in seiner Seele unruhiger Politiker taugt so wenig wie ein in seiner Seele ruhiger Künstler; die äußere Unruhe des Ersteren muß auf innere Ruhe wie die äußere Ruhe des Zweiten auf innere Unruhe gegründet sein; und die Geistesrichtung Beider überkreuzt sich, indem auch der Politiker im tiefsten Grunde seines Herzens moralischen Instinkten folgt — die ihn zur Unruhe und Aktion treiben — während der Künstler im tiefsten Grunde seiner Individualität volksmäßigen Trieben folgt — die ihn zur Ruhe und Stetigkeit hinleiten. Das Auge des Politikers soll möglichst objektiv und dasjenige des Künstlers möglichst subjektiv sein: aber es giebt eine Höhe der Politik wie der Kunst, wo sich dies Verhältniß umkehrt; die sixtinische Madonna stellt einen Vorgang aus dem inneren religiösen Leben fast mit der Ruhe und Richtigkeit eines Spiegels dar; und die politischen Bestrebungen eines Volkes lohen zuweilen, wie in der Marseillaise, zu einem Liede der Leidenschaft auf. Dort hat die Seele ihre Ruhe hier ihre Bewegung wiedergefunden. Beide Leistungen liegen im Grunde außerhalb der deutschen Natur; denn Deutschland hat weder ein Kunstwerk von der geistigen Spiegelglätte jener Madonna noch ein Lied von dem tosenden Schwung jener Volkshymne hervorgebracht; die Holbein'sche Muttergottes weist Inkongruenzen auf und die Wacht am Rhein ist weit besser gemeint als gedichtet. Die Bestimmung des Deutschen führt ihn auch hier auf eine goldene Mittellinie; sie ist durch seine unerreichten Volkslieder, und einzelne Kunsterzeugnisse wie etwa das Hundertguldenblatt Rembrandt's, vorahnend angedeutet. Er ist „still und bewegt".

Handhabung der Kunstpolitik.

Demgemäß hat der Kunstpolitiker die verhaltene Leidenschaft des Politikers mit der verhaltenen Vernunft des Künstlers zu paaren; er muß gleichmäßig etwas von jenen beiden Eigenschaften aufweisen, welche man

Napoleon I zuschrieb, „Phantasie des Dichters und Zahlensinn des Geometers". Aber er wird dieselben nicht in der römisch-zentralistischen, roh schablonisirenden Art handhaben dürfen wie der Genannte sie anwandte; seine Thätigkeit muß eine umfassende und ganz besonders eine zusammenfassende sein; er muß sich zurückhalten von den falsch Gebildeten und muß sich halten an das Volk; und das Volk muß zu ihm halten. Die vorhandenen künstlerischen Kräfte desselben zu nutzen, unbekannte ans Licht zu ziehen, neue Kräfte zu wecken und vor Allem in einer oder mehreren Künsten selbst schöpferisch zu sein, ist die Aufgabe des Kunstpolitikers. Er muß nicht nur wie Goethe verlangt, die Poesie sondern auch noch einige andere Künste „kommandiren" können; nur der Schaffende versteht den Schaffenden ganz. Kurz er soll in gewissem Sinne Dichter sein; und zwar in dem Sinn, in welchem Schiller gesagt hat „Alle fühlen es; wer es auszusprechen vermag, heißt ein Dichter". Der Kunstgeist Goethe's, welcher verlangt, daß man die Poesie kommandiren solle und der Kriegsgeist Bismarck's, welcher will daß seine Botschafter „einschwenken wie die Unteroffiziere", vereinigen sich zu der gleichen Forderung: Disziplin gegen sich wie gegen Andere. „Disziplin" ist im Lateinischen genau dasselbe Wort wie „Mathematik" im Griechischen; Mathematik, mag man das Wort in künstlerischer oder wissenschaftlicher Bedeutung nehmen, ist die höchste geistige Disziplin; und die Disziplin im militärischen Sinne kann man als eine Art von moralischer Mathematik bezeichnen; beide schulen regeln klären das menschliche Dasein. Wie alle Kunst im letzten Grunde auf Mathematik, beruht aller Krieg im letzten Grunde auf Disziplin; wiederum stehen die zwei großen Kräfte des Volkslebens in geheimer wechselseitiger Beziehung zu einander: der Kunstpolitiker wird sich danach zu richten haben. Er soll zugleich Krieger und Künstler, vor Allem aber Mathematiker sein. Der Kunstpolitiker hat für die geistige, wie der Physiker für die materielle Welt die beherrschenden Formeln anzugeben. Er hat die inneren Bedürfnisse seines Volkes zu fixiren; er soll das Mundstück desselben in Bildungsfragen sein; was Alle brauchen — er sucht es, er sieht es, er sagt es. Er hat es.

Die Aufgabe der Kunstpolitik besteht darin, auf geistigem Gebiet der Natürlichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen; sie hat mithin einerseits abzuwehren andererseits zu schützen: jenes gegenüber den schlechten, dieses gegenüber den guten Bestrebungen des nationalen geistigen Lebens. Die Kunstpolitik ist der Kunstkritik verwandt; dasjenige Volk hat den größten Vortheil über die andern, welches aus seiner eigenen Vergangenheit am meisten lernt; jedes Volk wird am schärfsten durch seine eigene Geschichte kritisirt. Für den Kunstpolitiker gilt es besonders, daß er nicht ein doppeltes Maß der Beurtheilung anwenden darf, indem er etwa geringere Anforderungen an die moderne als an die alte Kunst stellt. Die früheren Leistungen der bildenden Kunst, Rembrandt gegenüber Rafael und Dürer

gegenüber Michelangelo, sind unter sich nicht verschiedener als die gesammte heutige Kunst es gegenüber der gesammten früheren Kunst ist. Man darf daher nicht nur, sondern man muß die jetzigen Meister mit den früheren vergleichen, um den wahren Werth jener zu bestimmen. Was Rembrandt und die Griechen unter einander, haben mit ihnen auch die besten heutigen Kunstleistungen gemein. Wer sich diesem Gerichtshof nicht stellen will, der fühlt sich selbst schuldig. Nur gesteigerte Anforderungen und, falls diese nicht erfüllt werden, ehrliches Bekennen der etwa vorhandenen künstlerischen Schwäche oder Impotenz können die Kunst heben. Für Augurenthum ist in ihr kein Platz; und ebensowenig in der Kunstpolitik: sie muß in erster Linie eine deutsche und darum eine ehrliche Politik sein. Etwas Gewaltsamkeit kann ihr zuweilen nicht schaden. Es war ein kühner und wichtiger kunstpolitischer Schachzug des Papstes Julius II, als er vortreffliche Gemälde von den Wänden des Vatikans herunterschlagen ließ, um für die Werke Rafael's Platz zu schaffen. Das Beste gehört an den besten Ort; und nur Der ist konservativ, der das Große konservirt. Aber auch kunstpolitische Fehlgriffe sind in ihrer Art belehrend. Der verunglückte Versuch Friedrich Wilhelm's IV, Männer wie Cornelius Tieck Rückert Mendelssohn u. s. w. in Berlin zu akklimatisiren, zeigt wie Kunstpolitik nicht gemacht werden soll; rein äußerlich genommen, bleibt sie unfruchtbar; sie will von innen heraus und nach inneren Nothwendigkeiten gehandhabt sein. Die neuruppiner Bilderbogen, v. Werner's und Menzel's Kunst haben einen höheren Werth als die so unglaublich verfehlten Figuren der Berliner Schloßbrücke. Auf der letztern sollten die Bilder preußischer Soldaten oder Feldherrn stehen, nicht aber griechische oder griechisch gemeinte Genien.

Oekonomie, im Kleinsten wie im Größten, ist der leitende Grundsatz des preußischen und jedes wohlregierten Staates. Eine Hauptaufgabe jener „innersten Politik" wird darum die nicht äußere oder innere, sondern innerste Kolonisation sein — die geistige Urbarmachung und Besiedelung des deutschen Bodens. Dürer und Bach waren die Söhne in die Heimath zurückgewanderter deutscher Kolonisten; die ganze oberitalienische Malerschule ist nur eine deutsche Kolonie auf keltoromanischem Boden; einem solchen geographischen Wachsthum einer jeden gesunden und aufsteigenden Race, dem in die Breite, wird immer ein künstlerisches Wachsthum ebenderselben, das in die Tiefe, entsprechen. Dort blüht das Genie. Die Kunstpolitik hat das letztere zu pflegen; sie soll den Dolmetscher zwischen ihm und der Masse machen; und die Wichtigkeit eines solchen Berufs kann kaum überschätzt werden. Sie hat die überfließende Quelle des Genie's zu fassen und weiterzuleiten, damit sie ringsum ihren Segen verbreite. Zumal wird es Aufgabe des Kunstpolitikers sein, jene krankhafte Abartung des Bürgerthums, welche Spießbürgerthum heißt, nicht über die Kunstverhältnisse eines Staates oder Volkes disponiren und dominiren zu lassen.

Spießbürgerthum.

„Sie begreifen nicht, daß es Dinge giebt, die sie nicht begreifen" hat man treffend von diesen sogenannten Philistern gesagt. Die eigentliche Größe Beethoven's ging den Deutschen erst auf, nachdem ihn die Engländer anerkannt hatten; und selbst ein Goethe hat Aehnliches erlebt; „unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein" sagte er von seiner Frankfurter Advokatenzeit. Bach galt bei seinen Lebzeiten für einen geschickten Virtuosen; Rembrandt wurde von seinen Zeitgenossen geschätzt aber bei weitem nicht nach Verdienst; sein berühmtestes Bild „die Nachtwache" befriedigte weder die Besteller noch das damalige Publikum. Cats, ein gleichzeitiger und recht spießbürgerlich gesinnter holländischer Dichter, verglich Rembrandt mit einer „Eule, die im Finstern haust"; ästhetische Philister aus späterer Zeit haben seine Malerei wohl eine Eulenspiegelmalerei genannt; und sie rechtfertigt diesen Namen im guten Sinne: sie spottet eulenspiegelhafterweise aller herkömmlichen Schablone. Sie tanzt den gelehrten Herren auf der Nase; und diese haben sich von dem Schreck darüber theilweise noch nicht erholt; noch heute nennen sie z. B. seinen Raub des Ganymed eine „Geschmacklosigkeit"; so spricht nur der — Philister und stellt sich damit ein Zeugniß seiner eigenen Geistesarmuth aus. Das ist der Humor davon! Humor ist ein helldunkles Element; und der Name Eulenspiegel selbst ist helldunkel; er gesellt der Eule, die das Dunkel liebt, den Spiegel, welcher des Hellen bedarf: der niederdeutsche Nationaltypus zeigt den niederdeutschen Nationalcharakter — sogar in seiner bloßen Etikette. Rembrandt gleicht in manchen seiner radirten Selbstporträts einer Eule mit gesträubtem Gefieder; und der Spiegel seiner Kunst ist es, in welchem er dieses Bild auffängt. Die Rembrandt'sche Kunst ist durchaus antiphiliströs; und vielleicht ist gerade dies ihr höchstes Verdienst; zumal gegenüber den heutigen deutschen Bildungsverhältnissen. Sie schlägt ihnen ein Schnippchen; sie reicht die eine Hand Eulenspiegel und die andere Shakespeare; und durchmißt so den vollen niederdeutschen Horizont.

Seit Simson hat freilich schon manches Kraftgenie den Philistern Räthsel zu rathen aufgegeben und manches ist auch seitdem, wie Simson, von ihnen an die Mühle gestellt worden. Ein Rembrandt'sches Bild in der Dresdner Galerie stellt Simson dar, wie er den Philistern Räthsel aufgiebt; merkwürdiger- und prophetischerweise hat der Maler hier den zuhorchenden „Philistern" genau einen Typus verliehen, wie man ihn unter der jetzigen deutschen Bedeutung des Worts zu verstehen pflegt; und ein anderer niederländischer Künstler, Jan Steen, hat es in einem zu Antwerpen befindlichen Bilde, dem „gefesselten Simson" gleichfalls gethan. Genie und Trivialität, Heldenthum und Philisterthum standen von jeher in dem gleichen Verhältniß zu einander. Der Philister ist der gemeinsame Gegner der Krieger wie der Künstler; für jenen ist der Lorbeer nur ein Gemüse in der Suppe; für diese ist er das gemeinsame Zeichen ihres hohen und heiligen Berufs.

Der Philister bewundert den Krieg wie die Kunst ungeheuer gern — aus der Ferne; „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen" oder wenn die Schmerzen eines zu Tode gemarterten Genie's ihm vorbiographisirt werden, dann ist ihm wohl. Er ist ein Feind alles Desjenigen, was groß und gut ist. Er ist bildungsdumm. Von einem Hölderlin ist diese Menschengattung, am Schluß des Hyperion, mit bewunderungswürdiger Schärfe und Richtigkeit gezeichnet werden. Die kriegerische und künstlerische Entwickelung des künftigen Deutschland bedeutet also eine antiphiliströse Entwickelung desselben. Das Volk ist nie trivial und der Vornehme ebenso wenig; aber der Spießbürger ist trivial; er soll daher von jenen beiden Geistesmächten in die Mitte genommen und womöglich erdrückt werden. Das ist eine Hauptaufgabe der Kunstpolitik.

Sie soll bewirken, daß das Genie an seinen richtigen Platz gestellt wird. „Ich will dafür sorgen, daß dieser Fisch in sein Wasser komme" sagte der Kurfürst von Sachsen einst über Winkelmann; aber doch erst nachdem dieser ihm seinen Glauben hatte verkaufen müssen; derartige Opfer wird eine gerechte Kunstpolitik nie verlangen; im Gegentheil sie wird den Menschen und den Künstler desto höher schätzen, je mehr beide sich selbst treu bleiben. Die deutsche Gegenwart, welche kraftvollen geistigen Individualitäten so außerordentlich abgeneigt ist, darf sich Das gesagt sein lassen. Daß man Lessing als Dramaturgen nach Hamburg berief war eine besonders für die damalige Zeit hervorragende kunstpolitische Leistung; daß man ihn wieder gehen hieß, war ein verhängnißvoller kunstpolitischer Fehler. Wie Weber in Dresden lebte und Lortzing in Berlin starb, ist bekannt; früher gab es Genie's und keine Tantièmen; jetzt ist es umgekehrt. Das ist nicht zufällig. Der Staat oder die Stadt, welche vorhandene geistige Kräfte nicht zu schätzen weiß, begeht eine Art von moralischem Selbstmord; es heißt zwar schon in der Bibel „die Väter steinigen die Propheten und die Enkel bekränzen deren Gräber"; aber sollte es immer so bleiben müssen? Sollte es nicht wenigstens Ausnahmen von der Regel geben können? Hätten die heutigen Deutschen, welche mit Propheten so wenig gesegnet sind, nicht allen Grund, solche Ausnahmen zu statuiren?

In der Natur wie in der Geschichte beherrschen die Uebergänge Alles. Oefters ist schon die Sache da, ehe der Name da ist; es gab Politiker, lange ehe man das Wort und den Begriff Politik kannte; so haben auch in früheren Zeiten schon einzelne schöpferische Geister einen mehr oder minder bestimmten Anlauf zu kunstpolitischer Thätigkeit genommen; und zwar zunächst, indem sie beiden Geistesrichtungen gleichzeitig aber gesondert dienten. Walther von der Vogelweide hat den Spruch „ein politisch Lied, ein garstig Lied" glänzend widerlegt; er war kein praktischer Politiker; aber politischer Enthusiasmus von echt deutscher und oberdeutscher Art erfüllte ihn. Später vereinigte ein Rubens Kunst und Politik in seiner Person; er war in letzterer sogar ganz praktisch und offiziell thätig; er

Vorläufer der Kunstpolitik.

bewies so seinen echt deutschen und niederdeutschen Weltverstand. Zeitlich und räumlich zwischen beiden stehend hat ein dritter deutscher Künstler, in kleinem Kreise, das Gleiche geleistet; Lukas Kranach war Bürgermeister und ein sehr tüchtiger Bürgermeister von Wittenberg; daß seine politisch-künstlerische Doppelgestalt gerade an dem Angelpunkt der neueren deutschen Geistesentwickelung steht, darf als ein gutes Vorzeichen begrüßt werden. Die Griechen kannten solche zugleich nach innen und nach außen gewandte Naturen nicht; Sophokles war ein schlechter Stratege und Perikles unglücklich in der äußern Politik; es liegt in dem thätigen und rüstigen Wesen des deutschen Volksthums, beiden Anforderungen zugleich gerecht zu werden. Auch hier möchte man glauben, daß die Menschheit, welche im Griechenthum Jüngling war, im Deutschthum Mann geworden sei. Luther war ein Religions- und also ein Kunstpolitiker. Ein tiefer Zug im deutschen Volkscharakter, der dessen besten Vertretern eigen ist, kommt ganz besonders jenen erzieherischen Absichten entgegen; Lessing hat etwas Staatsmännisches in seinem Wesen; er ist Oppositions- und Streitpolitiker; und über Schiller hat ein Goethe geradezu geurtheilt „im Staatsrath wie am Theetisch würde er gleich groß gewesen sein". Obwohl die Deutschen im Lauf der Geschichte sich oft als politische Konfusionsräthe gezeigt haben, ist doch andererseits in ihrem „verständigen" Wesen eine starke politische Ader enthalten; und sie theilen diese Doppeleigenschaft wiederum mit den — Franzosen; „gesunder Menschenverstand ist etwas Französisches" sagt ein Sprichwort jenseits der Vogesen; es gilt dort, wiewohl oft und gerade jetzt dementirt. Wenn und indem die Deutschen sich politisch konsolidiren, werden sie sich auch kunstpolitisch konsolidiren; ein zielbewußtes Zusammenfassen solcher Bestrebungen kann viel erreichen. Die Kunstpolitik ist eine Art von höherer Gärtnerkunst; Goethe selbst war ein solcher Kunstpolitiker und Kunstgärtner; er und Schiller konnten nur darum echte Kunstpolitik treiben, weil sie echte Künstler waren. Wie ihre gemeinsame Thätigkeit eine nationale sittliche aristokratische deutsche war, so wird auch der künftige Kunstpolitiker auf die gleichen Eigenschaften sein hauptsächliches Augenmerk richten müssen.

Kunstorakel. Das Schicksal der deutschen Nation ruht auf der Spitze des Degens; und wenn man sagen kann, daß dieser Degen „das deutsche Heer" heißt, so darf als die eigentliche Spitze desselben der „große Generalstab" gelten: von ihm hängt am letzten Ende das Schicksal Deutschlands ab. Und was für den Krieg, gilt auch für die Kunst. Die Kunstpolitik wird zuweilen ein Kunstkrieg sein müssen; der Krieg aber ist stets eine angewandte Politik wie die Politik stets ein theoretischer Krieg. Darum bedarf es hier eines leitenden Generalstabes von Kunstpolitikern; von ihm hängt schließlich das geistige Schicksal des deutschen Volkes ab. An sich braucht er aber nicht gerade von kriegerischer Natur zu sein. Den Deutschen fehlt es bisher an einem höchsten Sprechorgan der Volksseele; die Griechen besaßen ein

solches in dem Orakel von Delphi; oraculum heißt wörtlich Sprechstätte; also gewissermaßen Mundstück eines ganzen Volks. Jene Behörde bestand nicht aus Betrügern, wie man wohl angenommen hat, sondern aus verständigen Männern, welche mit dem innern und äußern Volksleben der Griechen die innigste Fühlung hatten; sie gelangten dadurch zu klarer Einsicht in das Wesen wie die jeweiligen Bedürfnisse eben dieses Volkslebens; sie riethen dem Themistokles zu den „hölzernen Mauern" und erklärten Sokrates für „den weisesten aller Griechen". Das waren tiefe politische und kunstpolitische Urtheile. Die äußerliche religiöse Fassung derselben erscheint als nebensächlich; man stellte sie unter die Obhut der verkörperten jugendlichen griechischen Volksseele, des Apollo selbst; man rechnete mit dem Autoritätsbedürfniß der Menge. Jedes Volk wie jedes Lebewesen schafft sich die Organe, die es braucht; der individuell und zentrifugal angelegte griechische Volkscharakter schuf sich in jener Orakelstätte, in den Spielen zu Olympia u. s. w. einigende Zentren; der individuell und zentrifugal angelegte deutsche Volkscharakter braucht sie nicht minder nothwendig. Wo sie nicht sind, muß man sie schaffen; den veränderten geschichtlichen Zeit- wie Raumverhältnissen entsprechend kann es sich bei den Deutschen nicht um eine religiöse Institution oder den Schein einer solchen handeln; es sollte vielmehr einen hohen Rath in geistigen Dingen Deutschlands geben wie er in Weimar, der zeitweiligen kunstpolitischen Hauptstadt Deutschlands, schon einmal bestanden hat. Die Männer, welche ihm angehören, werden sich den trivialen geistigen Tagesströmungen möglichst fern und den tieferen geistigen Volksströmungen möglichst nahe zu halten haben. Luther und Melanchthon, Schiller und Goethe waren solche Männer; ja insofern eine Zweiheit schon eine Mehrheit und eine zweckbewußte Thätigkeit auch äußerlich eine organische zu nennen ist, haben diese zwei Paare von Männern bereits ein solches oberstes Sprechorgan des deutschen Volkes zu ihrer Zeit gebildet. Was einmal da war, kann wieder kommen; im Volksleben muß es sogar, dem Entwickelungsprozeß desselben gemäß, in aufsteigender oder absteigender Linie wiederkommen; da sich Deutschland noch in aufsteigender Linie der Entwickelung befindet, so müssen auch Gemeinschaften wie jene oben erwähnten und vielleicht gegen früher in verstärktem Maße wiederkehren. Sie sind als synthetische Faktoren des Volkslebens zu bezeichnen; und deren bedürfen die Deutschen jetzt mehr als je; dieselben werden desto eher erscheinen je entschiedener und bewußter man sie anstrebt. Diese Einheit Deutschlands bleibt noch zu erringen! Bisherige Anläufe zu derselben sind durch ein verhängnißvolles Geschick unterbrochen worden; Luther verstand sich mit dem Griechenthum nicht; Goethe blieb aus dem Kranze jüngerer Genossen, die ihn hätten umgeben können und sollen: Schiller Hölderlin Novalis Kleist einsam zurück. Der Haß des Letzteren gegen den herrschenden Dichterfürsten wäre nicht geblieben; auch Schiller sagte einmal über Goethe

„ich hasse diesen Menschen" und liebte ihn dennoch später. Der Reise ist dem Reisen gewogen. Immerhin haben Goethe und Schiller in ihren „Xenien", als oberste Orakelbehörde, hunderte von Sprüchen über das damalige und damit auch über das jetzige deutsche Geistesleben abgegeben. Es waren zugleich kriegerische Brandpfeile, welche sich gegen nichtige oder falsche Kunst- wie Bildungsanschauungen richteten. Kurz ein solches Kunstorakel stellt auf geistigem Gebiet eine „Herrschaft der Besten", mithin eine Aristokratie im eigentlichen Sinne des Worts dar.

Diese Wege gilt es weiter zu wandeln; aber freilich sind es Prophetenwege; nicht die Dreiwege wo sich die Auguren treffen. Trivialität ist von trivium abgeleitet; wo es Bildungstrivialität giebt, da giebt es auch Bildungsauguren. Es wird bei jenem Prophetenthum mehr auf Charakter als auf Geist, mehr auf Urtheil als auf Kenntnisse, mehr auf Thaten als auf Worte ankommen. Der Kunstpolitiker soll in gewissem Sinne Prophet sein; Enthusiasmus, den man gegenwärtig in politischen Dingen so gern citirt und in geistigen Dingen so ungern sieht, darf ihm nicht fehlen. Die Realisten von heute freilich verdammen diesen Geistesfaktor; um so mehr soll der Deutsche an ihm festhalten; gegen die Schablone vertheidige er die Individualität; gegen den unsittlichen Massenmenschen erhebe sich der sittliche Einzelmensch! Den letzteren vorzüglich hat der Kunstpolitiker zu stützen. Will das Volk einmal Autoritäten haben, so verweise er es auf gute und edle Autoritäten; auf die nationalen Helden, welche seine Erzieher sein sollen; auf Achill, nicht auf Thersites. Die griechischen Orakel dienten der griechischen Religion; die betreffenden deutschen Bestrebungen können nur der deutschen Idealität dienen. Im Gegensatz zu der auf Mystik fußenden und daher die Dunkelheit liebenden griechischen hätte die deutsche Spruchbehörde — welche den Volksanschauungen parallel aber ihnen vorauseilend urtheilen soll — in ihren Mitteln Zielen wie Aeußerungen sich einer unbedingten und fast mathematischen Klarheit zu befleißigen. Luther sprach klar und empfand Manches nur dunkel, weil er sich zu einer ganz freien Bildung noch nicht durchgerungen hatte; Goethe empfand Vieles klar, aber sprach es trotzdem nur dunkel d. h. andeutend und zurückhaltend aus, weil er den Kampf mit der Außenwelt mied. „Wo ich nicht loben kann, da schweige ich" sagt er selbst. Der künftige Kunstpolitiker wird Beiden zu folgen haben, indem er klar denkt und offen spricht — gegen das Schlechte und für das Gute. Auch er steht in der Mitte zwischen Krieg und Kunst; er soll das Wahre verfechten und das Schöne preisen.

Die deutschen Fürsten. Ein festes Zusammenhalten der Gutgesinnten und ein freiwilliges Unterordnen des Kleineren unter den Größeren, wovon Melanchthon und Schiller ein so schönes Beispiel gaben, ist dabei unerläßlich. Die Kriegs- und Kunstorganisation kann auch hier nur eine aristokratische d. h. lebendig und gesetzmäßig in sich abgestufte sein. Die etwaige äußere Form derselben wird sich erst künftig bestimmen lassen; sie hängt von Zeit und Um-

ständen und Menschen ab; am leichtesten wird sie sich unter dem Schutze der einzelnen deutschen Fürsten, also des höchsten deutschen Adels entwickeln. Was jene an politischen Rechten verloren haben, könnten sie an kunstpolitischen Rechten wiedergewinnen. Wie die deutschen Schlösser und Fürstensitze in der Regel von ihren Parks umgeben sind, deren schwellende grüne Pracht jene erst zur rechten architektonischen Wirkung kommen läßt; so sollte der einzelne deutsche Fürst sich mit einem geistig und künstlerisch angeregten, dem deutschen Boden entstammenden Gesellschaftskreis umgeben — um seines Berufes auch nach außen hin imposant zu walten. Er wird dadurch den Gedanken des Fürstenthums stärken, was jetzt so nothwendig ist; denn einen Fürsten, der seine Fürstenpflicht nur mechanisch absolvirt, wird das Volk wenig achten; einen solchen, der sie organisch durchführt, wird es verehren. Jagd Sport und Parade genügen hiezu nicht. Die neue Pflicht, welche das neue deutsche Reich seinen Einzelfürsten auferlegt, heißt: Pflege und Stärkung des deutschen Volksthums nach der individuellen persönlichen lokalen Seite hin. Kurz, sie sollen die leitenden Sozialaristokraten sein. Aber freilich gehört dazu, daß sie sich nicht durch Tageskunst und Tageskritik beirren lassen; daß sie wie Karl August von Weimar und Ludwig II von Baiern, ihren eigenen künstlerischen wie menschlichen Neigungen folgen; daß sie das Neue erkennen fördern vertheidigen. Hier giebt es eine Souveränetät zu holen! Werden die deutschen Fürsten sich diese ihre geistige Souveränetät tapfer wahren, so sind sie die geborenen Prokuratoren des deutschen „Kunstorakels", das kommen soll und wird. Ueber den örtlichen Sitz desselben läßt sich im Voraus nichts sagen; am wahrscheinlichsten wird er, je nach den geschichtlichen Verhältnissen, auf längere oder kürzere Zeit wechseln; unbedingt sicher ist es nur, daß das kunstpolitische Zentrum Deutschlands nie mit seinem politischen Zentrum Berlin zusammenfallen darf: denn jenes hat das nothwendige Gegengewicht gegen dieses zu bilden. Rembrandt, der bisher entschiedenste Vertreter des deutschen Individualismus, ist die beste Pythia für ein solches Orakel. So dunkel seine Bilder äußerlich so hell sind sie innerlich; auch sie gleichen Lukubrationen; und Dem der sie auszulegen weiß, verkünden sie das Beste.

Ueber die allgemeine künstlerische Richtung und Entwickelung einer Nation läßt sich irgendwie Neues nicht bestimmen; sie ist ein für allemal gegeben; aber wenn Künstler und Publikum wissen, auf welche Hauptpunkte es bei dieser Entwickelung ankommt, so wird sich dieselbe leichter und rascher vollziehen als es ohnedem der Fall gewesen wäre — im Ganzen wie im Einzelnen. Kunstpolitik ist auch für den Künstler selbst von hoher Wichtigkeit; eigentlich ist ihm nichts nothwendiger als Politik: gegenüber den mannigfachen äußeren wie inneren Einflüssen, welche seine künstlerische Selbstständigkeit und damit seine künstlerische Ehrlichkeit bedrohen. Nur zwischen der doppelten Schutzwand eigener und fremder Kunstpolitik kann sich die zarte Sinnpflanze, welche Individualität heißt, dauernd und frucht- Deutsche Kunstpolitik.

tragend behaupten. Je planmäßiger, auf Grund der gegebenen Verhältnisse und vorhandenen geistigen Faktoren, eine deutsche Kunstpolitik betrieben wird desto bessere Erfolge wird sie aufzuweisen haben. Professoren und Musealbeamte können in der Regel hiefür wenig thun; denn sie blicken mehr rückwärts als vorwärts; sie selbst sind überwiegend die Opfer einer falschen Bildung und können darum nicht Priester einer neuen Bildung sein. Eine Bildung kann nicht gelehrt werden, sie muß gelebt werden. Erziehung und Unterricht sind zweierlei; das deutsche Volk ist schon viel zu viel unterrichtet; es will erzogen sein. Die rationelle Bewirthschaftung des geistigen Gesammtkapitals einer Nation ist für diese selbst von lebenentscheidender Bedeutung.

Wird sie vollkommen durchgeführt, so kann die Schaffung neuer geistiger Werthe, also das eigentliche innere Leben dieser Nation sehr gesteigert werden; das Zeitalter einer geregelten und folgerichtig gehandhabten Kunstpolitik dürfte sich, gegen frühere Zeiten gehalten, mit der Zeit vor und nach der Einführung eines geregelten Ackerbaus vergleichen lassen. Was sonst nur zehnfältig, würde dann hundertfältig tragen; Bodenkultur und Geisteskultur zeigen sich abermals als verwandt; man kann das Genie nicht züchten aber man kann es ziehen. Die gegenwärtige Generation hat lange mit dem Bauernthum kokettirt; sie sollte einmal anfangen, es ernstlich zu lieben. Liebe ist fruchtbar, Koketterie unfruchtbar. Der Bauer und der Künstler produziren, der Kaufmann und der Gelehrte vertreiben; Schätze des Handels wie des Wissens werden durchweg höher geschätzt als solche des Bodens oder der Phantasie; innerlich stehen die letzteren dem menschlichen Herzen und damit dem Menschenthum überhaupt näher als die ersteren. Den Kunstpolitiker führt sein Weg vom Bauern zum Künstler; der Künstler, welcher aus dem Bauern d. h. dem unverfälschten Volksthum hervorgehen sowie seinerseits wieder den Menschen d. h. das unverfälschte Einzelindividuum hervorbringen soll, ist das eigentliche Objekt seiner Thätigkeit. Bei einer bedachten Ausnutzung der vorhandenen geistigen Volkskräfte wird es sich vermeiden lassen, daß z. B. ein deutscher Dichter gerade dann physisch aufgezehrt ist, wenn seine geistigen Kräfte zu reifen beginnen: so erging es Schiller, der über seinem Demetrius hinwegstarb. Dieser Dichter, der sich nur langsam und theilweise zu jener „Unverfälschtheit“ durchrang, hat in dem erwähnten Werke politische und zugleich kunstpolitische Wahrheiten von erstem Range ausgesprochen; Sätze wie „man muß die Stimmen wägen und nicht zählen“ und „was ist die Mehrheit? Unsinn ist die Mehrheit“ sind echt deutsch empfunden. Sie formuliren und lösen das größte Problem der modernen Zeit; freilich in einer Art, für welche diese Zeit selbst noch nicht ganz reif ist; es sind erziehende Wahrheiten. Höchste politische Weisheit, getränkt mit den tiefsten Empfindungen der Volksseele, kurz eine im Feuer nationaler Leidenschaft rothglühend gemachte Vernunft ist das Ziel der echten Kunstpolitik. Früher war man kosmo-

politisch, jetzt sollte man kunstpolitisch sein; eben diese Kunstpolitik könnte das ideale Gegengewicht gegen die oft so trivialen Interessen der jeweiligen Tagespolitik bilden. Diese Idealität braucht nicht zarter oder zimperlicher Natur zu sein. „Man muß mit den Deutschen ungemein derb reden, wenn man von ihnen verstanden sein will" hat selbst der feinsinnige Schiller gesagt; Luther und Bismarck haben danach gehandelt; auch der Kunstpolitiker darf sich vor derbem Zugreifen nicht scheuen. Die nackte Schönheit hat in der Kunst und das nackte Interesse in der Politik das letzte Wort; die reine Sachlichkeit, welche sich so auf jedem einzelnen dieser beiden Gebiete bethätigt, herrscht auch innerhalb ihrer wechselseitigen Kombination, der Kunstpolitik: diese erstrebt die nackte Wahrheit. Der Mensch ist von Natur nackt und das Nackte ist in mancher Beziehung das Menschliche; immer aber ist und bleibt es das Sachliche. Das politische Deutschland ist eigentlich von Preußen erst zur Einheit genöthigt worden; der rauhe Freier hat die zarte Maid bezwungen; so bedarf auch das deutsche Geistesleben gelegentlich einer festen und harten Hand, die es leitet. Luther hatte sie und Bismarck hat sie. Kunst ist deutsch und Politik ist preußisch; Kunstpolitik ist deutschpreußisch; sie steht demnach im brennendsten Zeichen der Zeit. Bismarck, der die Politik für eine Kunst erklärte, hat damit die große Kunstperiode der Deutschen eingeleitet; wie er die moderne politische Periode der Deutschen, welche mit der Reformationszeit begann, abschließt; er steht zugleich an der Schwelle einer alten und neuen Zeit. Die märkischen Kiefernschonungen sehen am besten aus, wenn die blutrothe Abendsonne durch sie hindurchscheint; vielleicht wird die deutschpreußische Politik sich am besten ausnehmen, wenn sie von der goldenen Morgensonne einer beginnenden Kunstzeit beleuchtet wird. Kunstpolitik ist Geistespolitik.

Niederdeutsche Kunstpolitik.

Der Künstler muß prinzipiell stets vollkommen neu sein, aber eben als Träger dieses neuen Prinzips möglichst viel von alten künstlerischen Errungenschaften in sich aufnehmen; der Politiker muß prinzipiell stets vollkommen alt d. h. im rechten Sinne konservativ sein, aber eben als Vertreter dieses alten Prinzips möglichst viel von neuen politischen Errungenschaften in sich aufnehmen. Der Kunstpolitiker hat diese doppelte Doppeleigenschaft in sich zu vereinigen; seine Aufgabe ist im Grunde reicher aber auch schwieriger als die jener beiden Anderen. Dadurch daß der bisher größte deutsche Künstler: Shakespeare und der bisher größte deutsche Politiker: Bismarck dem niederdeutschen Stamme angehören, scheint derselbe für eine Vereinigung der genannten beiden Eigenschaften, eben in der Kunstpolitik, prädestinirt zu sein. Der Niederdeutsche ist ein Mann der „gegebenen Größen", er konservirt gern; aber er ist zugleich auch ein Mann des „Rechnens", er kombinirt gern; beide diese Neigungen tragen ihn, wie ein mächtiges Flügelpaar, einer großen Zukunft entgegen. Der größte Politiker und der größte Lyriker der niederdeutschen Vergangenheit, Cromwell wie Burns, waren im buchstäblichen Wortsinne Bauern; Rembrandt

vereint in sich den rauhen Scharfblick des Einen mit der volksthümlichen Zartheit des Andern; seinen Spuren hat daher der Kunstpolitiker zu folgen. Ein Begriff wie beispielsweise „Muskulartheologie" konnte nur in dem niederdeutschen England entstehen; und die Kunstpolitik verknüpft in ähnlicher wiewohl tieferer Weise zwei scheinbar entgegengesetzte Pole des menschlichen Daseins; es sind synthetische Begriffe. Bezeichnend ist, daß das erste persönliche Zusammentreffen und gegenseitige Verstehen zwischen dem Hellenen Goethe und dem Deutschen Karl August — also der früheste Keim des goldenen Zeitalters der neueren deutschen Literatur — sich an eine Unterredung Beider über die praktischen Reformvorschläge des verständig volksthümlich niederdeutsch denkenden Julius Möser knüpfte! Kunst und Politik, beide im weiteren Sinne genommen, begegneten sich hier — auf niederdeutschem Geistesboden. Advocatus patriae war nicht etwa ein poetischer und fiktiver, sondern der politische und offizielle Titel, welchen Möser seinerzeit als Vertreter der Landschaft Osnabrück führte; er hieß es und war es; gerade die so real fühlenden und aller Pose abgeneigten Niederdeutschen haben durch die bloße Schöpfung eines solchen Titels bewiesen, wie nahe echte Prosa und echte Poesie einander stehen; beide sollen im Kunstpolitiker zusammentreffen; er soll advocatus patriae sein.

Wie nahe sich selbst die entgegengesetztesten Vertreter des niederdeutschen Charakters stehen, zeigt die völlig verblüffende Aehnlichkeit gewisser Lenbach'scher Skizzen des Bismarckkopfes mit einigen Rembrandt'schen Selbstporträts; so mit einem in London befindlichen; und anderen unter den Radirungen des Meisters. Die beiden Pole des niederdeutschen Wesens, Kunst und Politik, sind hier sichtbarlich durch die Achse der äußeren typischen persönlichen Erscheinung verbunden; die Natur liebt es zuweilen, mit offenen Karten zu spielen; und wer ihr dabei zusieht, kann viel lernen.

Aber noch eine weitere Charaktereigenthümlichkeit befähigt den Niederdeutschen vorzugsweise zum Kunstpolitiker: daß er nämlich ein Niederdeutscher nicht nur dem Namen sondern auch der Sache nach ist; daß seine geistige Thätigkeit vom Niedern zum Hohen, von Unten nach Oben geht — nicht umgekehrt, wie sie mit gleichen kunstpolitischen Zielen aber auf gerade entgegengesetztem Wege z. B. der Oberdeutsche Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" entwickelte. Er hat die Forderung aufgestellt; der niederdeutsche Kunstpolitiker muß die Erfüllung bringen. Je bequemer natürlicher simpler irgend ein Volk in seinen Gesinnungen wie seinem Auftreten ist, eine desto weitere geschichtliche Arena eröffnet sich ihm. Kleine Züge bedeuten hier oft viel. Ein unbekannter niederdeutscher Ansiedler in Nordamerika, zu Anfang dieses Jahrhunderts, zog dreißig Jahre lang als Pionier europäischer Kultur langsam westwärts; da es dort damals noch an Obstbäumen fehlte so führte er stets einen Sack mit Apfelkernen bei sich, dessen Inhalt er überall aussäete; man nannte ihn John Appleseed. Seine stille selbstlose und dabei doch so nütz-

liche und sinnvolle Thätigkeit war eine urniederdeutsche; denn es ist die Art dieses gesegneten Stammes, überall wohin er kommt, unmerklich die Saaten eines reichen organischen Lebens auszustreuen. Auf kunstpolitischem Gebiet kann und soll er das Gleiche thun. Als vor einigen Jahren zwei Männer in einem offenen Segelboot namens Homeward bound — das sie selbst gebaut und für das sie jedes Brett selbst gesägt und jeden Nagel selbst geschmiedet hatten — vom Kap der guten Hoffnung nach Norwegen fuhren; da konnte man sehen, was niederdeutsche Umsicht und Zähigkeit vermag; dem Volksstamm, der solche Männer hervorbringt, kann Alles gelingen. Einem Wikinger, der in seinem Boot ausfährt, mag wohl auch eine Krone zufallen. Es ist die Eigenthümlichkeit des Niederdeutschen, von einem festen und gegebenen Zentrum gleichmäßig in die Unendlichkeit hinauszustrahlen; dieses Lebensprinzip bethätigt er gerade so gut in der täglichen Praxis wie auf politischem und geistigem Gebiet und nicht am wenigsten in der Kunst. Er erreicht so das Edelste. Zuweilen scheint es bei Rembrandt, daß der Geist Gottes aus dem Koth aufsteige; aber es ist nicht Koth sondern niederdeutsche Erde, aus der er aufsteigt.

Unscheinbarkeit.

Dem innerlich Vornehmen eignet besonders jene scheinbare Unscheinbarkeit, welche für Rembrandt so charakteristisch ist; jenes ruhige und zurückhaltende äußere Auftreten, welches der Franzose mit einem im Deutschen nicht wiederzugebenden Ausdruck als s'effacer bezeichnet; und welches z. B. der niederdeutsche Politiker Bennigsen ganz besonders besitzt. Es ist die Gabe, sich den Dingen, nicht die Dinge sich unterzuordnen. Der Niederdeutsche hat diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß man ihn bisher sowohl künstlerisch wie politisch, als eigenen nationalen Typus, eigentlich gar nicht gewahr geworden ist; ja daß er sich selbst in dieser Hinsicht nicht gewahr geworden ist. Aber Unscheinbarkeit ist nicht Farblosigkeit und das Schlichte nicht das Schlechte; der Flintstein ist zwar ein sehr gewöhnlicher Stein, trotzdem findet man zuweilen Rubine in ihm. Wie diejenige Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht, so ist auch derjenige Politiker der beste, der seine Persönlichkeit als solche am wenigsten in den Vordergrund drängt; der nicht niedere sondern höhere persönliche Politik treibt; der ohne Eitelkeit und Eigennutz handelt. Niederdeutsche Staatsmänner sind vorwiegend so verfahren; sie häuften nicht Geld auf wie Richelieu oder Mazarin; sie strebten nicht nach persönlicher Macht wie Napoleon und Gambetta; sie dienten gern dem gemeinen Wohl. Wilhelm I von Oranien, der Stammvater alles gesunden politischen Lebens der Gegenwart, besaß diese glückliche Unscheinbarkeit der Person wie des äußeren Auftretens; und er verdankt ihr einen nicht geringen Theil seiner Erfolge; denn große Dinge wachsen zwar oft mit Lärm aber sie werden nie mit Lärm geboren. Vergleicht man die Mannesgestalt eines Oranien mit der schönen Pose eines Marquis Posa, so wird man erst inne wie sehr der letztere von der geschichtlichen wie psychologischen Wahrheit abweicht; und daß Schiller hier in

denselben Fehler verfallen ist, den er an Goethe's Egmont so sehr tadelte. Die Natürlichkeit Bismarck's und die Zurückhaltung Moltke's, die Bescheidenheit Washington's wie die Anspruchslosigkeit Franklin's sind Züge von der gleichen Art. Eine gewisse Hausbackenheit scheint von echtem Heroismus, ja von echtem Adel unzertrennlich; sie ist im ältesten griechischen Geistesleben zu finden und verkündet dort die künftige Größe; Shakespeare hat sie durch seine Brautwerbungsscene Heinrich V, dieses Juwel einer niederdeutschen Charakteristik trefflich beleuchtet. Es ist dies derselbe Fürst, den Shakespeare in seinem Heinrich IV als einen liederlichen Geistesaristokraten geschildert hat und der sonach die beiden Seiten des niederdeutschen Charakters: Adel und Volksthümlichkeit in sich vereinte. In griechisch-archaischen venetianischen wie holländischen Geschichtsporträts tritt jener Charakterzug gleichmäßig hervor. Ja er ist noch heute anzutreffen. Krüger, der muthige Präsident des Transvaallandes, wurde von einem Reisenden der ihn besuchen und besichtigen wollte, in Holzschuhen vor seiner Farm stehend angetroffen; der Präsident einer Republik, das Staatsoberhaupt selbst in Holzschuhen; man bedenke! Aber ein „Diplomat in Holzschuhen" wurde auch Bismarck einst von seinen intimen Feinden genannt; der niederdeutsche Politiker bleibt im Salon wie in der Wildniß derselbe: und der niederdeutsche Volksmann, sei er Bauer Schiffer oder Künstler steht ihm darin gleich. Auch Rembrandt könnte man einen „Maler in Holzschuhen" nennen. Jene Eigenschaft des Politikers, der sich den Dingen ganz hingiebt, der die Verhältnisse beherrscht weil er sich von ihnen beherrschen läßt, jene völlige Selbstvergessenheit muß der Kunstpolitiker in einem doppelt hohen Grade besitzen. Die Kunst hat nicht ihm, sondern er hat ihr zu dienen.

Der niederdeutsche Künstler trägt diesen unpersönlichen Zug womöglich noch stärker als der niederdeutsche Staatsmann. Shakespeare hat in seinen Sonetten seinen künftigen hohen Ruhm mit bewußter Sicherheit und ganz wörtlich vorausgesagt; dennoch hat fast kein Dichter so wenig wie er sein Selbst nach außen hervorgekehrt; er wird darin eigentlich nur von Homer übertroffen. Beiden ist es in Folge dessen passirt, daß man sogar ihre künstlerische Existenz geleugnet hat; aber wie diese „Homerfrage" noch jetzt von hochangesehenen deutschen Gelehrten als eine offene betrachtet wird; so weiß jeder verständige Laie, daß jene „Shakespearefrage" höchst überflüssig ist. Shakespeare war noch größer, als er selbst sagte und glaubte; wie dasselbe von Homer gilt; und von Christus; und von vielen Andern. Es ist bezeichnend für das Genie, daß es seine eigene Größe wie für den Routinier, daß er seine eigene Jämmerlichkeit nicht oder doch nicht nach deren vollem Umfange erkennt. Beides ist, wenn auch unfreiwilligerweise, recht schlagend von E. von Hartmann demonstrirt worden, als er herabsetzend über Christus bemerkte: dieser habe „die Tragweite seiner eigenen Aussprüche gar nicht gekannt"; als ob ein Mozart die Tragweite seiner eigenen Musik „gekannt" hätte; als ob die Nachtigall die Tragweite ihrer

Lieder „kennte“! Und doch sind diese wie jene unsterblich; unsterblich ist auch die Blamage derjenigen beschränkten Köpfe, welche sich erkühnen, das echte Genie abschätzig begutachten zu wollen. Sie gehören zum Heerbann Nicolai's! Der Mann fühlt sich selbst und soll sich selbst fühlen; aber über sich zu denken, ist ihm weder nothwendig noch nützlich; „ich habe nie über das Denken gedacht“ rühmt Goethe von sich. Andererseits giebt er in allen seinen Werken nur sich selbst und seine Erlebnisse. Dieses künstlerische „Erkenne dich selbst“ ist besser als die rein verstandesmäßige und so oft mißverstandene Forderung des Sokrates. Auch Rembrandt hat jenes befolgt. Kein Maler hat so zahlreiche Selbstporträts hinterlassen wie er; und einem flüchtigen Beobachter könnte dies wohl als Selbstgefälligkeit erscheinen; aber in Wahrheit beweist er gerade dadurch seine vollkommene Unparteilichkeit Sachlichkeit und — Unscheinbarkeit. Er sagt gerade heraus, was er meint, wie ein Kind; er greift zu dem Nächsten, wie ein Kind; er hat keine Nebengedanken, wie auch ein Kind sie nicht hat. Die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“, welche aller Kunst und die Fähigkeit, simple Motive ins Unendliche zu variiren, welche dem niederdeutschen Charakter zu Grunde liegt, bethätigen sich hier auf's Schönste. Rembrandt studirt sich selbst wie Montaigne; er gleicht Diesem in der äußeren Zerflossenheit wie in der inneren Geschlossenheit seiner Darstellungen; eine grandiose Nonchalance erfüllt beide; sie sind echte geistige Grandseigneurs. Es ist bekannt, daß auch Shakespeare zu Montaigne in einer gewissen Beziehung stand; die Essays des Letzteren sind das einzige Buch, von dem man sicher weiß, daß es in dem persönlichen Besitz des Ersteren war; die Beziehungen Rembrandt's zu Spinoza endlich sind schon oben erwähnt worden. Dem Dichterpaar Shakespeare-Rembrandt steht demnach das Denkerpaar Montaigne-Spinoza gegenüber; jenes von intuitiv-niederdeutscher, dieses — in Spinoza ganz und in Montaigne wenigstens mütterlicherseits — von spekulativ-jüdischer Abstammung. Rembrandt und Montaigne betonen ihr Ich; Shakespeare und Spinoza lassen es verschwinden; mag aber die schöpferische Geisteskraft den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen oder den umgekehrten einschlagen, sie giebt und kann nichts Anderes geben als sich selbst. Das Beispiel der genannten, sich in ihrer geistigen Tendenz paarweis überkreuzenden, dichterisch-denkerischen Vierfürsten der Nachrenaissance bestätigt dies aufs Neue; und Christus zeigt in noch höherem Maße jene Eigenschaft: sein Ich zu betonen, indem man auf dasselbe verzichtet und es schließlich sogar vernichtet. „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen“.

Gewissen niederdeutschen Künstlern ist es, ohne ihr Zuthun, ebenso ergangen. Karstens und Brüggemann blieben lange unbeachtet; die Bildwerke Eisenhoit's und die Gedichte des Johannes Sekundus sind noch heute kaum bekannt; Schlüter wurde erst in diesem Jahrhundert nach seinem vollen Werthe gewürdigt. Und doch hat er, der bisher größte deutsche

Bildhauer, durch seine plastischen Werke mehr für die deutsche bildende Kunst geleistet als Lessing durch seine sämmtlichen Kritiken; denn was bedeuten seine Unterscheidungen gegen schöpferische Empfindung? Sehr wenig, nach Lessing's eigener Meinung. Auch einen Liscow mußte man erst wieder entdecken; er bezahlte zu seiner Zeit seine volkserzieherischen Absichten mit dem Leben. Der markige Künstlerkopf eines Rethel wird über moderne Schattengrößen vergessen. Bemerkenswerth ist es dabei, daß gewisse feine vornehme und nach außen zurückhaltende niederdeutsche Geister wie Johannes Sekundus und Sturz und selbst witzig volksthümliche wie Fritz Reuter sich gleichzeitig mit Politik Literatur und bildender Kunst ausübend beschäftigt haben; große Hauptströmungen des Volkscharakters wiederholen sich eben in kleinem Maßstabe in einzelnen Persönlichkeiten; diese bewähren dem praktischen Leben gegenüber, was Spinoza Kepler Kopernikus dem Weltleben gegenüber bewährten: einen musischen Geisteshauch. Der Niederdeutsche zeigt mithin ganz besonders deutlich einerseits das Bedürfniß und anderseits die Befähigung zur Kunstpolitik.

Mann und Masse.

Aus den schon erwähnten Verhältnissen ergiebt sich auch, welches das nächste Ziel derselben sein muß. Der Volksdichter Chaucer und der Adelsdichter Shakespeare, der höfische Reinecke und der derbe Eulenspiegel stehen sich als die zwei ergänzenden Seiten niederdeutschen Lebens und Dichtens, Singens und Sagens gegenüber. Bei Chaucer tritt der Vornehme, bei Shakespeare der Volksmann nur ausnahmsweise und künstlerisch untergeordnet auf. Jede dieser beiden Strömungen bedingt die andere; die erste ist mehr in der Hütte, die zweite mehr im Palaste zu treffen; eigentlich sowohl wie uneigentlich genommen. In gleicher Weise und mit gleichem Ranguntersschiede steht der produzirende Künstler selbst seinem Volke gegenüber. Zu den einzelnen so hoch entwickelten Individualitäten, wie Shakespeare und Rembrandt, bildet der sonst so stark ausgebildete Massengeist und Massentrieb der Niederdeutschen einen frappanten und — natürlichen Gegensatz; sie gleichen darin den unzählbaren Grashalmen ihrer eigenen heimathlichen Marschweiden, aus denen gelegentlich eine Hyazinthe auftaucht; oder dem unendlichen Schwarm der Häringe, dieses speziell niederdeutschen Fisches, den ein „Häringskönig“ zu begleiten pflegt. Die tieferen Charaktereigenschaften des Stammes verdichten sich jeweilig zu einem hochbegabten Individuum, das nicht minder überraschend wirkt als eine Blume von seltenem Duft oder ein phosphoreszirendes Tiefseewunder. Man könnte auch sagen: der Mann ragt aus der Masse, wie eine niederdeutsche Eiche über ein niederdeutsches Kleefeld; und es ist ein eigener Zug der Geschichte, daß der bisher größte niederdeutsche Mann und Staatsmann, Bismarck eben dieses volksthümliche Doppelbild in seinem Wappen führt: drei Kleeblätter in drei Eichenblättern! Der Niederdeutsche ist gewöhnlich; und seine leitenden Geister sind ganz ungewöhnlich gewöhnlich. Dichtgedrängte Massen eines gleichen geistigen Materials zeigen gern die Neigung, sich an einem bestimmten

Punkt in ihr Gegentheil zu entladen: so entsprang der uneigennützige und mittheilende Christus dem egoistischen und exklusiven Judenvolke; so der phantasiereiche und gefühlvolle Shakespeare den praktischen und politischen Engländern; so der bewegliche und vibrirende Geist Rembrandt's dem phlegmatischen und stetigen Holländerthum; so der klarste aller Politiker, Bismarck, den bisher unklarsten Politikern, den Deutschen; so noch in neuester Zeit der bizarre Böcklin den nüchternen Schweizern. Die Begriffe der „Masse“ und des „Mannes“, der großen Menge wie der einzelnen Persönlichkeit setzen sich wechselseitig in einander um; der große Mensch findet sich in Allen wieder; und Alle finden sich in ihm wieder. „Mon dieu, ayes pitié de moi; mon dieu, ayes pitié de ce pauvre peuple“ rief der sterbende Oranien aus und erinnert durch diesen Doppelblick nach oben wie nach unten, auf sich wie auf sein Volk an ein weit größeres Beispiel aufopfernder Menschenliebe. Zwischen Gott und dem Volk steht — der Mann. Mann und Masse verhalten sich zu einander wie das männliche und weibliche Prinzip innerhalb der gesammten Welt; jenes wird aus diesem geboren; und befruchtet es dann seinerseits wieder. Wie Christus die vollkommenste sittliche so stellt Shakespeare die vollkommenste geistige Uneigennützigkeit dar; er sagt eigentlich nur, was er überkommen hat; sei es aus der Natur oder aus der Geschichte. Er ist nicht Person; er ist ein Organ; er spricht als Volk. Und diese leuchtenden Punkte steigen ganz unvermittelt aus der dunklen Masse auf; Jesus war ein Zimmermann — Marc. 6, 3 — und auch Shakespeare entstammte kleinbürgerlichen Kreisen. Es sind Akkorde, die aus der Tiefe klingen.

So war es in der Vergangenheit, so wird es in der Zukunft sein. Die erwähnte besondere künstlerische Abstufung spiegelt nur eine andere allgemeine geistige Abstufung im menschlichen Dasein wider: nämlich die zwischen Natur und Genie. Das letztere hat für die gesammte nachchristliche Zeit in dem niederdeutschen Shakespeare seinen hervorragendsten Vertreter gefunden; die erstere ist in dem überwiegend naturwissenschaftlichen Zug des geistigen Lebens der Gegenwart zu zeitweise herrschender Geltung gekommen; und eben dieser Strömung entspricht die bisherige Proklamirung des demokratischen oder Massenprinzips in der politischen Jetztzeit. Adel und Volk, Genie und Natur, Mann und Masse gehören zusammen. Es ist ein altes und oft, zuletzt noch durch den Wechsel der politischen Gesinnung der Deutschen während der letzten fünfzig Jahre, bestätigtes geschichtliches Gesetz: daß auf die Demokratie stets der Cäsar folgt; so fordert auch die demokratisch-naturwissenschaftliche Richtung der modernen Zeit als ein ihr unvermeidlich folgendes Supplement einen cäsaristisch-künstlerischen Typus d. h. das nunmehr zu erwartende Hervortreten einer gewaltigen und rein geistig dominirenden Einzelindividualität. Demokratie ist ein Körper, der sich nach einem Kopf sehnt; darum beträgt sie sich oft so kopflos; und darum findet sie so leicht einen Kopf — sei

er nun ein Demagog oder ein Cäsar. Es ist wahrscheinlich, daß jene voraussichtliche Reaktion da auftreten wird, wo die Aktion am stärksten war; mithin da wo in politischer Hinsicht der demokratische Massengeist und in künstlerischer Hinsicht jener Geist der Unscheinbarkeit, die zwang- und anspruchslose künstlerische Selbstbestimmung bisher sich am stärksten geltend machte: also auf niederdeutschem Boden. Jener Mann, wenn er kommt, wird wahrscheinlich ein Stammes- und muß nothwendig ein Geistesverwandter von Rembrandt sein. Pflanzen wachsen schußweise und Volksindividualitäten auch.

Wagner. In Wagner hat das deutsche Volk bereits einen Anlauf zu jener cäsaristischen Erscheinung genommen; er war eine stark betonte und sich stark betonende Persönlichkeit; aber ihm fehlte jener Zug des Schlichten Unscheinbaren Bescheidenen, der einen Shakespeare so liebenswürdig und zugleich so groß machte. Nach einem und vielleicht dem schönsten Spruch des alten Testaments zeigte sich Gott dem Propheten zuerst im Sturm, dann im Erdbeben und endlich in stillem sanften Säuseln: dieses war seine vollendetste Gestalt. Bach hat das letztere Stadium in der Musik erreicht; Wagner hat sich ihm stellenweise genähert, ist aber im Ganzen doch künstlerisch wie menschlich bei den ersteren beiden stehen geblieben. Er hat Alles, nur keine Ruhe; er weiß viele Leidenschaften darzustellen; aber das schöne Maß, welches Shakespeare und die Griechen aufweisen, ist ihm versagt. Seine Gefühle sind ekstatisch oder sie zerschmelzen; auf ebener mäßiger Höhe, da wo das eigentlich Gesunde wohnt, halten sie sich nicht; sie sind raffinirt. Shakespeare ist Kaiser, Wagner ist empereur; allerdings ist er es nicht im Sinne des dritten, sondern des ersten Napoleon. Er erobert; er will dominiren und er dominirt; aber auf wie lange? Shakespeare war im Leben ein munterer Geselle, Wagner war der „Meister". Das ruhige und verständige Wesen des Einen, der hastige und ostensible Geist des Andern ist für sie beiderseits höchst bezeichnend. „Einfalt und stille Größe" bietet Wagner nicht; und doch ist diese das innerste Zentrum wie alles Künstlerthums so auch alles Volksthums. Das manum de tabula war ihm wie einem anderen größeren Künstler, Leonardo, versagt; gerade dadurch unterscheidet Wagner sich von dem echten „Meister" Shakespeare; Dieser ist stets rund und klar und fertig; Jener häuft Wirkung auf Wirkung, ohne sich selbst oder einem rein empfindenden Hörer genug zu thun. Er ist nervös und macht nervös. Die beiden Wagner, Faust's Famulus und der große Musiker, haben etwas Gemeinsames; sie gehören als Supplemente zu einander; der geistigen Dürre des Einen entspricht die geistige Ueberschwenglichkeit des Andern. Auch mit seinem großen kritisirenden Landsmann berührt sich der reformatorische Musiker indirekt: der etwas frostigen Skala Lessing'scher Deduktionen steht die etwas überhitzte Skala Wagner'scher Produktionen ergänzend gegenüber. Wagner fühlte sich persönlich mehr zu Schopenhauer

als zu Shakespeare hingezogen; und es giebt vielleicht Nichts, was ihn mehr charakterisirt als eben dies; der durch und durch un= ja antikünstlerische Denker gewährte seinem exaltirten Wesen eine gewisse Beruhigung; der durch und durch gesund empfindende Dichter sagte seinem überreizten Gaumen nicht zu. Er bewundert ihn wohl — wer sollte nicht Shakespeare bewundern? — aber er steht ihm nicht nahe, fühlt sich ihm nicht verwandt, ist nicht von seiner Art. Die Sonnenblume versteht die Moosrose nicht!

Wagner ist bedeutend, aber er bezeichnet nur ein Vorstadium in der künstlerischen Entwickelung des Deutschen; er ist ein Romantiker, kein Klassiker; schon darum ist er zweiten Ranges. Er archaisirt; und zwar weil er modernisirt: nämlich das deutsche Alterthum. Er wollte deutsch sein; aber seine Art von Leidenschaft ist dies nicht immer; der laute Liebeswahnsinn seiner Isolde dürfte eher keltisch sein. In letzterem Fall wird der von dem Künstler geschilderte Liebeswahnsinn zwar durch die Sage gerechtfertigt; anderswo aber nicht; wie Wolfram von Eschenbach's so enthält auch Wagner's Parsifal äußerlich und innerlich viel Keltoromanisches. Dieser Parsifal ist so deutsch und — so undeutsch wie Goethe's Iphigenie. Jenes betäubende und berauschende Element, welches die Wagner'sche Kunst so sehr charakterisirt, ist besonders undeutsch. Kein echt deutscher Künstler hat es in seinen Werken. Stille tiefe verschwiegene Leidenschaft, wie sie in der Chriemhild des Nibelungenliedes lebt — die ist deutsch. In diesem Epos, welches in Deutschland entstand, findet man den rein deutschen Charakter; die nordische Mythologie dagegen enthält nach den neuesten Forschungen sehr viel fremde Geisteselemente. Wagner hat die richtigen mit den falschen Nibelungen verwechselt; er hat aus einer arg getrübten Quelle geschöpft; und vielleicht nur, weil der trübe unruhige grasse und übertrieben sinnliche Charakter der nordischen Mythologie seinem eigenen innersten Wesen entsprach. Das Nibelungenlied ist klassisch; denn es ist eine Ausgeburt des reinen ungemischten Volksgeistes; ohne irgendwie griechisch zu sein, ist es dem Homer aufs nächste verwandt. Andererseits kann Wagner, trotz seines Abscheus vor dem Judenthum, einen gewissen Zusammenhang gerade mit Meyerbeer nicht verleugnen. Er hat dessen effektvolle Mache auf nationale Stoffe angewandt; und mit weit überlegener Fähigkeit; aber diese Mache selbst ist nicht national. Er hat Meyerbeer übermeyerbeert. Man spricht wohl von einer Stille vor dem Sturm; aber Wagner stellt den Sturm vor der Stille dar; seine Exaltation kann nicht mehr überboten werden; nach ihm wird die Musik, wenn sie überhaupt fortschreiten will, zur höchsten Intimität zurückkehren müssen. Im vorigen Jahrhundert begeisterten sich die Deutschen für „reine Vernunft“ und in diesem für „reine Thorheit“; hoffentlich werden sie sich im nächsten Jahrhundert für reine Menschlichkeit begeistern. Nach der Ekstase kommt die Enstase — um kurz zu sprechen. Das Wort „Enstase“ könnte

man wohl zu deutsch mit Innigkeit übersetzen; es ist diejenige Eigenschaft, welche dem Volkslied, der Bach'schen Gluck'schen Mozart'schen Beethoven-schen Musik in ihren besten und ausgewähltesten Leistungen zukommt; es ist die musikalische Eigenschaft und Eigenheit des Deutschen. Vor ihr wird auch die geistvollste und glänzendste Aeußerlichkeit, die kunstvollste oder empfundenste Leidenschaftlichkeit zurücktreten müssen; Wagner wird vor dem Ausspruch zurücktreten müssen, den er selbst einst gethan hat: daß das Adagio das spezifisch deutsche Tempo der Musik sei. Seine Musik ist nicht adagio.

Einfalt. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus und große Menschen auch — in Gestalt ihrer Vorläufer. Sulla, dem Vorcäsar entspricht Johannes, der Vorchristus; wie dieser nach der negativen und asketischen artet Wagner nach der positiven und ekstatischen Seite aus; es ist zu erwarten, daß wie auf den Bußprediger der Menschensohn, auf den mit allen seinen Schönheiten maßlosen Wagner eine in allen ihren Schönheiten maßvolle größere Künstlernatur folgen werde. „Selig sind, die da geistlich arm sind." Findet die deutsche bildende Kunst wieder einmal in einer einzelnen Persönlichkeit ihr Zentrum wie die deutsche dichtende Kunst es in Shakespeare besaß; und wie jene erstere schon einmal in dem transalpinen Deutschen Leonardo es hatte; so wird eine solche Persönlichkeit sicher von der „einfältigen" Art sein. Je weniger sie scheinen wird desto mehr wird sie sein; und je mehr sie sein wird desto weniger wird sie scheinen, sie wird nur einfältig sein, wenn sie vielfältig ist; wie Leonardo beides war. Die Kunst soll erheben, nicht blenden; künstlerische Simplizität, hoheitsvoll wie bei Leonardo oder demüthig wie bei Rembrandt, ist daher das beste Erziehungsmittel für den unruhigen und zerstreuten großen Haufen für die Beschauer für das Publikum. Da Bescheidenheit zweifellos diejenige Tugend ist, welche bei der jetzigen deutschen Generation am wenigsten gilt; so wird es, nach dem obigen Gesetz des ergänzenden Gegensatzes zwischen Mann und Masse, und vor Allem ein bescheidener Mann sein, den man als einigende und zusammenfassende Persönlichkeit auf deutschem Bildungsgebiet nunmehr zu erwarten hat. Er wird dem Mechanischen Materiellen Brutalen möglichst ab- und dem Individuellen Geistigen Sittlichen möglichst zugewandt sein. Er wird so sein, wie die „Masse" jetzt nicht ist. Nach dem Stande der heutigen deutschen Verhältnisse darf man sagen, daß dieser „Mann" eine kunstpolitische Persönlichkeit sein wird; eine solche, welche die schließlich gewonnene politische Schulung der Deutschen auf ihre längst vorhandene künstlerische Begabung anwendet; und beiden dadurch erst die Vollendung giebt. Künstler und Beschauer, Führer und Volk, Gott und Welt gehören zusammen. Das geheimnißvolle Wechselspiel zwischen Peripherie und Zentrum, deren keines ohne das andere gedacht werden kann, überträgt sich aus der Mathematik auf das Volksleben.

Der entscheidende Punkt im Leben eines Volkes ist immer der, wo es mündig wird; für Deutschland und bezüglich der christlichen Lehre ist dies durch die Reformation des 16., bezüglich der äußern Politik desselben Landes durch die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts geschehen; in beiden Fällen ist jene Mündigsprechung durch einen einzelnen Mann, Luther und Bismarck, erfolgt. Sie formulirten die neue Lage. So wird auch der künstlerische Geist, welchem sich Deutschland jetzt zuneigt, formulirt werden müssen. Der heimliche Kaiser.

Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt

hat ein niederdeutscher Dichter, Hebbel, erklärt; und ein oberdeutscher Dichter, Schiller, hat sich zu demselben Glauben bekannt:

Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.

Die Zeit bedarf eines gewaltigen Hebels, der die todten Massen in Bewegung zu setzen weiß; ihm gebührt die Herrschaft. Aber freilich nicht nach Tyrannenart sondern in der Art, wie Bismarck Deutschland beherrschte: dadurch daß er die Gefühle die Wünsche die Befehle seines Volkes ausführte, zuweilen auch anscheinend gegen dessen Willen. Hebbel hat ferner gesagt, daß jede Zeit auf geistigem Gebiet ihren „heimlichen Kaiser" habe; und die Geschichte bestätigt es, daß gerade die größten geistigen Kräfte bei ihren Lebzeiten und für die Gesammtheit ihrer Zeitgenossen oft „heimlich" bleiben. Man sieht die Sonne nicht, weil sie scheint. Leonardo Shakespeare Rembrandt Bach Bismarck — solange man diesen nicht erkannte — sind die heimlichen Kaiser der Deutschen für die letzten fünf Jahrhunderte. Ihnen schließen sich auch „heimliche" Herzöge und Vasallen an; so für dieses Jahrhundert in der diskreten Erscheinung eines Moltke und in der vornehm verschwindenden Gestalt eines Clausewitz. Der Erstere blieb bis zu seinem 64. Jahre dem deutschen Volke unbekannt; der Letztere, welcher sein klassisches und bis heute noch gültiges Werk „vom Kriege" erst nach seinem Tode erscheinen ließ, verstand das s'effacer aus dem Grunde. Hölderlin und Novalis sind solche halbverschwindende Größen auf geistigem Gebiet. Wie Moltke erst in seinem Alter und Clausewitz erst nach seinem Tode, so werden jene Beiden noch nicht einmal jetzt von der Allgemeinheit nach dem ihnen zukommenden Werthe geschätzt. Was die beiden Krieger bewußter-, thaten die beiden Künstler unbewußterweise; sie löschten sich im Gedächtniß der Mitwelt aus; aber nicht für immer. Sie sind kostbaren Palimpsesten zu vergleichen, deren Schrift erneuert werden kann. Die Sehnsucht nach dem politischen Kaiserthum ist den Deutschen in Erfüllung gegangen; möge auch das geistige Kaiserthum, wenn es ihnen beschieden ist, nicht allzu lange auf sich warten lassen.

„Nur Laien reden noch von einer Barbarossasage" schrieb erst kürzlich ein deutscher Professor; aber dennoch könnte es sein, daß das Laien- Laienthum.

thum dem Professorenthum gegenüber Recht behielte; daß zu dem politischen Barbarossa, der auferstanden ist, sich noch ein künstlerischer Barbarossa hinzugesellt. Die Instinkte eines Volkes sind klüger als die Sprüche seiner Weisen.

Da von huop sich der meiste strît,
der ê was oder jemer sît,
daß sich begonden zweien
die pfaffen unde leien

hat schon vor siebenhundert Jahren Walther von der Vogelweide gesungen; und unzweifelhaft stammen die Mängel der heutigen deutschen Bildung aus eben dieser Unheilsquelle. Laienthum ist Volksthum; ja es ist Deutschthum; wörtlich und dem Sinne nach. Das griechische Wort λαϊκός heißt „volksthümlich"; also genau wie das schon erwähnte Wort thiutisco = deutsch; die Deutschen sind zu Laien berufen; nicht umsonst hat Luther den Laienstandpunkt als den maßgebenden in der Religion aufgestellt. Er muß auch anderswo gelten. Was früher die Pfaffen, sind jetzt die „Fachmänner"; nämlich die abgesagten Gegner einer freien menschlichen Bildung; es sind die Raben, welche noch immer den Berg Kyffhäuser umflattern; gelingt es sie zu vertreiben, so kann der Kaiser auferstehen. Wie vor Luther's Zeiten die Verantwortlichkeit des Handelns auf die „Pfaffen", so wird jetzt die Verantwortlichkeit des Urtheilens auf die Fachmänner abgeladen — von seiten des Publikums. Und der einzelne Fachmann lehnt wieder die Verantwortlichkeit für Alles ab, was außerhalb seines „Faches" passirt; er nimmt hier seine Vernunft gefangen, wogegen er sich doch sonst so sehr sträubt; er verzichtet auf seine Menschenwürde. Es liegt viel Feigheit in diesem Verfahren; und einer Feigheit entspricht immer eine Tyrannei; der Spezialismus ist die Tyrannisirung Aller durch Alle; wie der Individualismus die Befreiung Aller durch Alle ist. Es ist hohe Zeit, von jenem Wege abzugehen. Den Deutschen wird es erst wieder gut werden, wenn auf das äußere ein „inneres Sedan", eine entscheidende Niederlage der falschen deutschen Bildung gegenüber der echten deutschen Bildung gefolgt ist. Aber wie Rom nicht an einem Tage erbaut, ist auch die Schlacht von Sedan nicht an einem Tage gewonnen sondern fünfzig Jahre lang vorbereitet worden; ebenso gilt es, den für die deutsche Bildung entscheidenden Kampf jetzt schon vorzubereiten: der Tag, an dem der Lorbeer winkt, wird nicht ausbleiben. Andere Kaiser Wilhelm, andere Bismarck und andere Moltke werden dann ihre Kraft für das große Werk einsetzen; und wer an das deutsche Volk und seine Zukunft glaubt, der wird auch an das Gelingen dieses Werkes glauben. Dann werden nach den Triumphen der Kriegskunst noch die Triumphe des Kunstkriegs für Deutschland kommen. Die beiden neuen und doch so alten Seiten unseres Volkscharakters, Kunst und Krieg, werden sich dann endgültig durchdrungen haben; die Griechen hatten ihren musenführenden Herakles; den Deutschen möchte man einen künstlerischen Bismarck wünschen.

Wenn ein solcher „heimlicher Kaiser" kommt so wird er die Gabe, zu führen und zu formen, besitzen müssen. Er wird dadurch in einen entschiedenen Gegensatz zu dem gegenwärtigen papiernen Zeitalter treten. „Das Kritzeln und Schmieren kommt mir als Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor" sagte vor dreihundert Jahren Montaigne; und „der Lesegeist ist dem Deutschen so angeboren, daß er ihn nicht einmal verläßt, wenn die Vernunft fort ist" meinte vor hundert Jahren Lichtenberg. Schreiben ist ein systematisches Zittern wie Lesen ein systematisches Blinzeln; und im Systematischen waren die Deutschen von jeher stark. Gegen das „System" wird also der heimliche Kaiser die „Persönlichkeit" auszuspielen haben. Seine erste Pflicht aber wird es sein, sich nicht als ein römischer sondern als ein deutscher Kaiser zu zeigen; er wird unter einer Reihe gleichgesinnter Geister ein primus inter pares sein — er wird unter dem deutschen geistigen Adel die erste Stelle einnehmen müssen, wie sie der wirkliche Kaiser unter dem deutschen politischen Adel einnimmt. Adel ist immer korporativ; und Korporationen können nur etwas leisten, wenn sie sich einem tüchtigen Führer unterordnen; sonst sind sie allzu leicht der Verknöcherung ausgesetzt. Aristokratie ist ein Kopf, der ein Gehirn braucht. Der „heimliche Kaiser" soll im Wesentlichen die Funktion eines solchen übernehmen; er soll denken leiten organisiren — für die Gesammtheit; aber wie man das Gehirn in einem lebendigen Kopfe nie sieht so muß auch seine einzeln-interessirte Persönlichkeit gewissermaßen verschwinden vor der Rolle, welche ihm als Vertreter der Gesammtpersönlichkeit seiner Stammesgenossen zufällt. Seine eigene Individualität muß in der Individualität seines Volkes aufgehen, sich in ihr spiegeln, sich mit ihr decken.

Bescheidenheit und Ruhe.

Wer soll Kaiser sein? Der Bescheidenste. Freilich kann Derjenige, welcher nichts ist, leicht bescheiden sein; oder vielmehr er kann es nie sein; denn Bescheidenheit entsteht nur durch Subtraktion: indem man seine Ansprüche von seinen Fähigkeiten abzieht. Mögen alle diejenigen Deutschen, an welchen etwas zu subtrahiren ist, sich diesem Wettkampfe stellen! Eine nationale geistige sittliche Reform unter der Devise der „Bescheidenheit" würde eine echt deutsche Reform sein; denn der Deutsche ist von Haus aus bescheiden; er ist es freilich neuerdings nicht immer geblieben; eben darin, daß er zu dieser seiner Grund- und Ureigenschaft zurückkehrt, besteht auch hier die Rückbildung — Reform — welche ihm noth thut. „Mich dünkt bei den Deutschen zu bemerken, daß ihnen das Irren und sich Aufblasen nicht ganz natürlich und bequem ist; sie haben nur Grazie in der strengen Ausübung von Dem, was sie für wahr und recht erkennen" hat Rahel gesagt. Der Besonnene ist bescheiden und der Bescheidene ist besonnen. Nur wer staatsklug und bescheiden zugleich ist, kann dauernd die Welt beherrschen; darf sie beherrschen; soll sie beherrschen. Gerade in einer Zeit des Egoismus ist bei sonst gleichem Kraftmaße der Strebenden

Derjenige unter ihnen der mächtigste, welcher keinen Egoismus besitzt; denn ihm ist alsdann eine Schranke weniger gezogen als den Andern. Uneigennützigkeit aber ist der höchste Grad von Bescheidenheit; der Eigennützige ist mächtig, der Uneigennützige mächtiger; Napoleon I war stark, Bismarck ist stärker. „Rechtschaffenheit ist die beste Politik" hat Macaulay gemeint; man könnte diesen Spruch dahin erweitern, daß man sagte „Uneigennützigkeit ist die beste Politik". Die Deutschen werden das erste unter allen Völkern der Erde sein, wenn sie ihre bisherigen künstlerischen wie politischen Erfolge festhalten und ausdehnen, außerdem aber ihre frühere Bescheidenheit wiedergewinnen. Zug und Gegenzug ergeben erst die Harmonie. Der Deutsche sollte nunmehr wieder Das werden, was er in seiner ursprünglichen Kunst wie Poesie ist: der milde Mann! Dieser Ausdruck ist die wörtliche Uebersetzung von gentleman; und gentle Shakespeare wurde der edelste aller bisherigen Deutschen von seinen Zeitgenossen genannt; hier zeigt sich das tiefste Fühlen der deutschen Seele. Hier ist das Ideal des Deutschen! Ein künftiger Linné des Geistes wird die Gattung Mensch vielleicht nicht nach der Weisheit, als homo sapiens sondern nach der Güte, als vir benevolus bezeichnen. Und man müßte darin unbedingt einen Kulturfortschritt erkennen; „unser höchstes Ziel besteht garnicht darin, zu wissen sondern gut zu sein", hat ein trefflicher Deutscher von heute gesagt. Dasjenige Naturwesen ist das höchste, welches am meisten Güte mit am meisten Mannheit verbindet; dieses Wesen ist der Mensch; insbesondere der arische Mensch; und noch richtiger der deutsche Mensch. „Der Beste soll Herr sein" auch unter den Völkern; daher ist der Deutsche zur Weltherrschaft berufen; und er wird sie um so eher erlangen, je näher er seinem eigenen Ideal kommt. Güte und Mannheit zusammen ergeben Ritterlichkeit; sie ist die eigentliche eingeborne Tugend des Deutschen; zu ihr soll er zurückkehren. Es ist möglich und zu wünschen, daß sich jenes Ideal in einer einzelnen Persönlichkeit, eben in dem „heimlichen Kaiser" ganz besonders verkörpern wird. Sanfte Hoheit lebt in den Werken Leonardo's; ihm ist der trotzige Luther und diesem der milde Shakespeare gefolgt; Rembrandt's Kunst wird von rauhen wie diejenige Bach's von sanften Akkorden beherrscht; in Bismarck ist nochmals ein harter Deutscher erstanden. Diese Geisteskaiser waren also bald mehr milde bald mehr Mann; jetzt sollen sich diese beide Eigenschaften zusammenschließen und zusammenschweißen; so wird sich das deutsche Dasein runden.

Wenn jener „milde Mann" kommt, wird er nur der Sprecher für die Volksmasse sein. Gedanken, welche die eines Einzelnen sind und bleiben, gleichen der vereinzelten Pflanzenzelle; Gedanken, welche von einem Einzelnen ausgesprochen werden und doch die eines ganzen Volkes sind, gleichen dem Samenkorn; es ist klein aber es kann zum gewaltigen Baum werden, wie das Senfkorn des Evangeliums. Von lebendigen Menschen können immer

lebendige Worte ausgehen. Ein echter Orakelspruch ist klein aber mächtig weil er die Gefühle des Volkes in sich konzentrirt — nach rückwärts wie nach vorwärts; darum erscheint der deutsche „heimliche Kaiser" zum Verwalter jenes deutschen „Kunstorakels" berufen, das da kommen soll. Er ist, wie jeder Herrscher, suo jure ein Priester. Diese seine höhere Bestimmung wird sich aber noch in anderer Weise äußern; das Gefühl und Bewußtsein derselben wird ihm jene innere Ruhe verleihen, welche sein Beruf nothwendig erfordert und welche ihn wiederum als „Mann" der stets bewegten und unruhigen „Masse" entgegensetzt. Der Spruch Talleyrand's surtout point de zèle wird auch sein Spruch sein müssen. Er ist von politischer aber zugleich auch von künstlerischer Art; er ergänzt den Spruch Goethe's „daß ohne Enthusiasmus keine Kunst zu denken sei"; denn ohne innere Sammlung Festigkeit Stetigkeit ist sie ebensowenig zu denken. „Die elektromotorische Kraft des Nervs ist am größten im Zustand der Ruhe" heißt ein physiologisches Gesetz. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; Ruhe ist die erste Kaiserpflicht; Ruhe ist die erste Geistespflicht. Ein Imperator muß eherne Züge haben; denn er ist der Ruhepunkt einer Welt; und der Markstein einer Epoche. Ruhige Massen werden dadurch geformt befruchtet belebt, daß man ihnen Bewegung und bewegte Massen dadurch, daß man ihnen Ruhe mittheilt; dem punctum saliens ist der Kristallisationspunkt entgegengesetzt; und diesen letztern erfordern die heutigen deutschen Bildungsverhältnisse, nachdem jener erstere durch die neueren deutschen politischen Verhältnisse gegeben wurde. Man hat gesagt, daß die vielgerühmte Ruhe Homer's nichts Anderes sei als die größte Schnelligkeit, mit welcher er den Ereignissen und Gegenständen in ihrer Bewegung folgt; man könnte sagen, daß die dem Künstler unbedingt nöthige innere Ruhe nur die allerrapideste Bewegung sei, mit der er dem Weltganzen und dessen Einzelheiten folgt. Von dieser Art soll auch die Ruhe des „heimlichen Kaisers" sein; dann wird sie echte und höchste Aktivität wie Aktualität sein; dann wird er den Bewegungen des eigenen Volksgeistes sowie denen der ihm feindlichen Bestrebungen auf's schnellste folgen können.

Bescheidenheit und Ruhe sind demnach die zwei Hauptcharakterzüge, deren der „heimliche Kaiser" bedarf, um seiner Rolle gewachsen zu sein; es ist anscheinend wenig und doch sehr viel. Denn die genannten beiden Eigenschaften gerade sind es, welche der modernen Zeit fehlen; wer jene hat, wird diese beherrschen; durch ihre Fehler beherrscht man die Menschen; und wer sie beherrscht, der kann sie erziehen. Alle welche den Glauben, sei er religiöser oder künstlerischer oder sonst von irgend einer Art, höher halten als das Wissen, werden die geborenen und erkorenen Bundesgenossen jenes Geistbeherrschers sein. Hinter diesem undurchdringlichen Wall wird der „heimliche Kaiser" Hof halten; von hier aus wird er ein Schutz der geistig Schwachen sein, gerade wie der wirkliche Kaiser ein Schutz der wirthschaftlich Schwachen ist. Und von jenen „geistig Schwachen" giebt es Glaube.

leider heutzutage genug; nur wenige Deutsche lassen sich von dem modernen Bildungsschwall nicht einschüchtern; ihr Joch drückt sie hart! Diesen wissensbedrängten und kunstbedürftigen Seelen von heute bleibt nur eine Wahl: sich einer äußerlichen Bildung ab- und echter Herzenseinfalt wieder zuzuwenden; wie und bis zu welchem Grade dies dem Einzelnen gelingt, das hängt von seiner Persönlichkeit ab; aber Keiner darf den ernstlichen Versuch dazu unterlassen. Sie sollen wieder geistlich arm werden! Das Evangelium Christi ist noch nicht todt; und es wird vielleicht bessere Frucht tragen, wenn es weltlich als wenn es kirchlich angewandt wird; seine geistlichen Wahrheiten sind auch geistige Wahrheiten. Der griechische Ausdruck *πτωχοὶ τῷ πνεύματι*, welchen Luther: die geistlich Armen übersetzt hat, heißt wörtlich: die Bettler im Geiste; also wieder handelt es sich um „Geusenpolitik" im tiefsten Sinne. Der „heimliche Kaiser" wird eine solche zu befolgen haben. Da giebt es viel zu lockern und zu lösen! Luther war Einer, der ein Herz für die armen Leute hatte; und die armen Leute hatten ein Herz für ihn; so muß es wieder kommen; ebenso und ganz anders. Der rechte Kaiser ist der rechte Mann. Mann und Masse gehören zusammen, wie Schwert und Schild; in dem Manne schlägt der nationale Geist zu, durch die Masse deckt er sich. Und vorzüglich gilt dies auf kunstkriegerischem und kunstpolitischem Gebiet; hier hat jener Schutz- und Schirmherr seine geistige Kraftprobe zu bestehen; wie der wirkliche Kaiser nur auf dem Schlachtfelde, kann der heimliche Kaiser nur aus der Ackerkrume d. h. aus dem Boden einer rein volksthümlichen Kunstanschauung wie -thätigkeit geboren werden. Kunstpolitik ist Geusenpolitik.

Doppelnatur. Lessing hat Luther's Werk fortgesetzt und damit die letzte große Schwenkung im deutschen Geistesleben vollzogen; die nächste wird unzweifelhaft durch jenen „heimlichen Kaiser" vollzogen werden; möge ihm, wenn er erscheinen sollte, das Schicksal Lessing's erspart bleiben. A tout seigneur, tout honneur. Der „heimliche Kaiser" wird, wie jeder seiner Vorfahren und Vorregenten, ein erstgeborner Sohn der deutschen Volksseele sein; ist er dies nicht, so ist er nicht der Kaiser; ist er es aber, so wird er auch von ihr geliebt sein; denn welche Mutter wird ihr Kind nicht lieben? Und als Kind muß dieser heimliche Kaiser sich vor Allem zeigen. Er soll das eigentliche enfant terrible der Deutschen sein; das mit einem wahren Worte ganze Gebäude von Schein und Unwahrheit umstößt; das der Natur wieder zu ihrem Recht hilft gegenüber der Unnatur: enfant in seinem Wesen und terrible in seiner Thätigkeit. Er hat die Deutschen zu lieben und die Afterdeutschen zu hassen; denn zu jeder Sympathie gehört eine Antipathie; Liebe und Unbarmherzigkeit sind die beiden Eigenschaften, deren ein Arzt und Reformator bedarf. „Seht euch vor, wenn der große Gott einen Denker auf unsern Planeten kommen läßt. Alles ist dann in Gefahr; es ist wie wenn in einer großen Stadt eine Feuersbrunst ausgebrochen ist,

wo Keiner weiß, was eigentlich noch sicher ist und wo es enden wird" lautet ein vielsagender Ausspruch des niederdeutschen Philosophen Emerson. Der „heimliche Kaiser" wird so gewissermaßen zur unheimlichen Persönlichkeit; und dieser strenge scharfe grausame Zug in ihm darf nicht übersehen werden; denn es ist ein urdeutscher Zug. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" sagt Goethe etwas tautologisch und allzu milde; er zeigt hier deutlich seine kampffeindliche Gesinnung; er stellt ein weltbürgerliches Ideal auf. Er dient allein der Kunst. „An den wohledlen und gestrengen Herrn" addressirte man im alten Deutschland und addressirt man noch im heutigen Holland Briefe; man hob die beiden hauptsächlichsten Eigenschaften des deutschen Mannes hervor; und formulirte so das volksthümliche Ideal desselben. Es richtet sich auf Kunst und Krieg. „Wohledel und gestrenge" soll der Deutsche sein; er soll dem Schönen dienen und das Schlechte unerbittlich bekämpfen; für ihn giebt es von rechtswegen nur eine einzige gesunde Politik: die Eisenfaust im Sammethandschuh! Den letzteren wußte Goethe mit vollendeter Grazie zu tragen; die erstere hat Bismarck der Welt gezeigt; aber der jetzige Deutsche hat über Beide hinaus fortzuschreiten. Er soll auch hier die Ringe seiner Entwickelung addiren; er soll wachsen; er soll die Hand Bismarck's in den Handschuh Goethe's stecken! Dann ist er Mensch und Deutscher; dann ist er Weltbürger und Volksbürger; dann hat er den Kreislauf durchmessen: von der Natur durch die — edle — Unnatur zur veredelten Natur!

Der finstere Krieg und die heitere Kunst ergeben zusammen für die deutsche Zukunft ein gewisses Helldunkel. Den zwei großen niederdeutschen Kriegern von heute: Bismarck und Moltke stehen zwei große niederdeutsche Künstler von einstmals: Rembrandt und Shakespeare gegenüber. Und solche Glanzpunkte eines nationalen Daseins wirken dann ihrerseits wieder gestaltend auf die Masse zurück; ein einziger heller Reflex, richtig auf eine dunkle Fläche gesetzt, kann ihr Plastik und Leben verleihen. Bismarck hat „nur" Das ausgeführt, was der Nationalverein forderte; Goethe hat „nur" Das ausgesprochen, was das deutsche Herz in seinen Tiefen bewegt; es wäre zu wünschen, daß noch mehr Männer erschienen, die „nur" so Etwas thäten. Die Genannten waren „nur" das Tipfelchen auf dem i; sie haben durch ihre aristokratische Erscheinung dem Massendasein der Deutschen einen inneren Halt gegeben. Wie der Lichtreflex die körperliche Form stellenweise aufhebt, um sie dennoch im Ganzen zu stärken; so hebt der große Mann die nationale Freiheit theilweise auf, um sie dennoch im Ganzen zu steigern. Das gilt insbesondere von jenen deutschen Helden. Sie stehen als klare leuchtende ruhige Gestalten den dunklen trüben leidenschaftlichen Massenbewegungen der neueren Zeit gegenüber wie sich diese z. B. im Mormonismus, in der Heilsarmee, der Temperenzbewegung, der Sozialdemokratie u. s. w. gerade vorzugsweise auf niederdeutschem Gebiet äußern. Und der gleiche Gegensatz beherrscht die innere niederdeutsche

Venetianisirung.

Entwickelung nach ihrem gesammten räumlichen wie zeitlichen Umfange; Venedig, der einzelnen aristokratischen Stadt von einstmals steht Nordamerika, ein ganzer demokratischer Kontinent von heute gegenüber; indeß dürfte den jetzigen Deutschen die Wahl zwischen beiden Mustern nicht schwer fallen. Venetianisirung ist besser als Amerikanisirung. Es ist sogar nicht unmöglich und jedenfalls zu hoffen, daß die letztere, wie sie sich heutzutage diesseits und jenseits des großen Meeres geltend macht, nur eine Vorstufe für die erstere ist; denn von allen Vornehmheiten der Welt ist die Vornehmheit des Niederdeutschen die schlichteste; eben das Schlichte an ihm ist das Gewählte! Grau ist seine Charakterfarbe; aber es ist nicht das „niederträchtig Grau", von dem Goethe gelegentlich spricht; es ist ein „vornehm Grau". Jene eigenthümliche Vornehmheit des Niedrigen, welche in der altspanischen Dichtung und Malerei so auffallend hervortritt, ist auch im Norden daheim. Eine gewisse behäbige Bläße, morbidezza, wie sie landschaftlich den Haidegegenden, körperlich den Venetianerinnen, geistig dem Hamlet eignet; eine edle Geradheit und sittliche Reinlichkeitsliebe, wie sie einen Karstens und Shelley erfüllt; ein heiterer vornehmer weltumfassender Geist, wie er einen Shakespeare beseelt: das sind die Hauptzüge und Vorzüge des niederdeutschen Charakters in seiner besten Gestalt. Auf dem Gebiete der Wirklichkeit verdichten sich dieselben gelegentlich zu festen und hochragenden Gestalten. Der äußeren und inneren Aehnlichkeit Moltke's mit altvenetianischen Dogen wurde schon gedacht; andererseits hat ein Nordamerikaner über eben diesen Helden treffend gesagt: he has properly a New-England face; Moltke's der Industrie wie des Handels aber hat es bekanntlich in Nordamerika von jeher gegeben. So findet sich der niederdeutsche Demokratismus und Aristokratismus schließlich in einem Typus und wenn man will in einem Punkte wieder zusammen. Es ist der Typus des höheren Bauern, des rechnenden Aristokraten, des genialen Calculators; das italienische Staatsoberhaupt, der deutsche Feldmarschall, der amerikanische Großunternehmer zeigen ihn gleichmäßig; es ist ein überlegener herrschender siegender Typus; es ist eine zukunftsschwangere masque de fer. Unter ihr pulsirt das zarteste Leben. Wie Shelley eine Gestalt der Liebe ist Moltke eine Gestalt der Unbarmherzigkeit; Jenen hat man cor cordium genannt und Dieser hat das Wort vom „Stoß in's Herz" gesprochen; dennoch konnte der Erstere ebenso tapfer sein wie der Letztere mild. Das ist niederdeutsche Doppelnatur.

Eben diese Verbindung von Milde und Härte ist in der Lagunenstadt zu Hause. Die alten Venetianer waren, wie gesagt, theilweise Langobarden; diese wohnten ursprünglich am linken Ufer der unteren Elbe: es sind die Südalbinger zu den Nordalbingern. Hier gruppirt sich wieder das geistige wie oben das politische Leben der Deutschen je rechts und links von der Elbe; und der betreffende Zusammenhang läßt sich sogar sichtbar nachweisen: der Abgeordnete von Bennigsen zeigt einen Gesichts- und

Schädeltypus, den man noch heute in der Lombardei häufig antrifft. Dieser Typus verbindet Nord- und Südgermanien; er ist persönlich wie politisch bestätigt worden; v. Bennigsen's Beziehungen zu Crispi sind bekannt; Deutschland und Italien sind jetzt verbündet. Venedig, als eine alte deutsche Kolonie auf italischem Boden, sanktionirt gewissermaßen dies Bündniß; als ein ausgesprochener Seestaat prognostizirt es die seestaatliche Entwickelung, zu der sich Deutschland jetzt anschickt; viele Fäden des frühesten wie modernsten deutschen Lebens laufen hier zusammen; sie führen durch politisches wie künstlerisches Gebiet. Es war nicht nur Geistes- sondern auch Blutsverwandtschaft, welche den Angelsachsen und demnach Abkömmling der Nordalbinger, Shakespeare so außerordentlich zu Venedig hinzog; nichts ist seinen Dichtertypen so ähnlich wie die Malertypen Paul Veronese's. Noblesse hier wie dort! Nord- und Südalbinger haben sich von jeher zu politischem geselligem geistigem Aristokratismus geneigt; beiden wurde in Folge dessen in der Vergangenheit eine hier mehr glänzende, dort mehr verschwiegene geschichtliche Ausnahme- und Vorzugsstellung zu Theil; es ist zu erwarten, daß wie — nach dem Obigen — für Schleswig-Holstein so auch für Venedig noch eine besondere Rolle im innern deutschen Leben vorbehalten ist. Der Scharlachstreifen des heutigen preußischen Generals vermag es mit dem Purpurbande des einstigen venetianischen Senators wohl aufzunehmen. Venedig zeigt dem deutschen Volke, im Spiegelbild und im kleinen Maßstabe und in der Vergangenheit, was es in Wirklichkeit und in größerem Maßstabe und in der Zukunft sein könnte wie sollte. Es ist für das gesammte Deutschland, was Rembrandt für den einzelnen Deutschen ist: das historische Ideal. Venedig, das früher thatsächlich die Hauptstadt des guten Geschmacks in Europa gewesen ist, sollte dies geistig wieder werden; dann würde statt der leichtfertigen Dame Paris wieder eine echte Edeldame in der europäischen Gesellschaft den Ton angeben. Venedig war so etwas und könnte wieder so etwas sein, wie die gemeinsame Hauptstadt Deutschlands und Italiens. Dem fluctuat nec mergitur der demokratischen Lieblingsstadt würde alsdann ein eminet nec mergitur der aristokratischen Lieblingsstadt sich entgegenstellen.

Der gegebene Mittelpunkt für ein venetianisirtes und venetianisirendes Deutschland würde eine Monarchie sein, die in eben solchem Sinne aufträte. Eine Krone muß blinken. Den Deutschen fehlt bisher ein äußerlich glänzend ausgestatteter und dabei innerlich geistig belebter Hof; es fehlt ihnen eine durchgebildete und feinsinnige Aristokratie, welche im öffentlichen Leben den Ton angäbe; bis jetzt schwankt das letztere immer noch zu sehr zwischen Landjunkerthum, bürgerlicher Protzenhaftigkeit und gelehrter Pedanterie. Die Deutschen sind formell, sie sollten formal werden. Die Kleinstaaterei ist überwunden, die Kleinstädterei muß überwunden werden. Dann wird mit dem geistigen auch der materielle Optimismus in Deutschland wieder einziehen. Wie das Sonnenlicht seine eigentliche

Pracht erst zeigt, wenn es das klare und kristallinisch geformte Prisma passirt hat; so offenbart das Leben eines Volkes erst seine höchste Schönheit, wenn es durch das Medium einer klaren und schneidig gehandhabten Politik hindurchgegangen ist. Es ist sicher, daß die Deutschen eine solche Politik jetzt haben und sie für absehbare Zeit beibehalten werden. Der deutsche Kaiser Wilhelm II verspricht eine Figur von Shakespeare'scher Pracht und Größe der Erscheinung zu werden; der Gewitterkopf des großen Kurfürsten taucht in ihm wieder auf: er ist ein echter Hohenzoller und ein echter Preuße. Man hat ihn angeklagt Helgoland zu theuer bezahlt zu haben; das mag für den Augenblick richtig sein; doch ist es immerhin möglich, daß Deutschlands Finanzlage ihm künftig gestattet, aus dieser Insel ein Gibraltar zu machen. Es könnte sich alsdann zeigen, daß gerade hier eine bedeutende Natur, mit richtigem Instinkt, nach dem Nächsten und Besten gegriffen hätte. Auch hat man zu bedenken, daß die Engländer nicht unsere Feinde sind; sie sind unsere Vettern; das abgetretene Gut bleibt also in der Familie! In jedem Fall aber kommt in Betracht: daß dieselbe stürmische Jugendkraft, welche den Kaiser hier zu einer vielleicht übereilten Aktion hingerissen hat, ihn späterhin als gereiften Mann befähigen wird, Deutschlands Interessen voll und glänzend wahrzunehmen. Ein Most, der nicht überschäumt, giebt keinen guten Wein; man muß auch hier den Menschen im Ganzen nehmen; man muß diese kaiserliche wie jede andere Persönlichkeit summa summarum rechnen. Sonst verrechnet man sich. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß dieser Kaiser noch einmal den Deutschen hohe Ehre machen wird; im Krieg wie im Frieden; darin stimmen Freund und Feind überein. Besonders scheint er geeignet, nicht nur für seine Person sondern auch durch seinen Einfluß auf alle andern Deutschen jene oben erwähnte venetianische Sorte von Politik zu inauguriren, welche dem staatlichen Leben einen Schimmer von Poesie verleiht. Sie kann nur aus dem Volke selbst kommen. Die edelsteingeschmückte Kappe des Dogen der Lagunenstadt war ursprünglich — eine Fischermütze; erst nachdem der Staat aus kleinem und dürftigem Anfange sich allmählich zu Glanz und Macht emporgearbeitet hatte, wurde diese einfache Kopfbedeckung zum stilvollen und reichen Abzeichen der Herzogswürde. Die Würde wie ihr Zeichen entstammte dem Volke. Preußen und die Hohenzollern, welche sich gleichfalls aus kleinen Anfängen und aus dem deutschen Volke selbst emporgearbeitet haben, sollten einem solchen Beispiel folgen. Das soziale Königthum fordert als seine Ergänzung — ein stilvolles Volksthum; ein stilvolles Volksthum aber kann sich nur entwickeln aus individuellem Volksthum; und dieses ist in den beiden niederdeutschen Staaten, Venedig und Holland, theils politisch theils künstlerisch vorgebildet. Die Vereinigung von Pracht und Natürlichkeit ist vorzugsweise venetianisch; Tizian schildert sie nach der Wirklichkeit und Rembrandt aus der Phantasie. Der deutsche Staat wird etwas Aehnliches nach außen hin anstreben müssen; dann wird er nach beiden Dimensionen

hin wachsen: nach der demokratischen Breite wie der aristokratischen Höhe; doch wird die letztere Richtung immer für ihn bestimmend bleiben. Das jetzige deutsche Reich besitzt keine Reichskleinodien und der jetzige deutsche Kaiser besitzt keinen Kaisermantel; aber beiden wird der golddurchwebte Mantel einer „venetianischen Politik“ wohl anstehen.

Hamlet und Venedig — jener für den Einzeldeutschen und das Geistesleben, dieses für Gesammtdeutschland und die Politik müssen wiedergeboren werden; vor solchen hochadligen Typen wird die demokratische Spreu verfliegen; durch sie kann sich der Zeitgeist reinigen!

Der erwähnte Gegensatz zwischen aristokratischen und demokratischen Niederdeutschen hat sich auch ganz äußerlich und doch wieder innerlich im Volksleben dokumentirt. In Nordamerika, wo der Massengeist des niederdeutschen Stammes zu seinem relativ stärksten Ausdruck gelangt ist, pflegt gewöhnlich bei Präsidentschaftswahlen a dark horse d. h. ein völlig unbekannter Mann oder eine bloße Nummer aus der Menge den Sieg davonzutragen; im skandinavischen Norden, wo die aristokratischen Geister des germanischen Stammes, wo die Hamlet's und Svedenborg's zu Hause sind, spielt das auch aus Ibsen's Dichtungen bekannte „weiße Pferd“ — hvide hesten — die visionäre und für das Innenleben bedeutsame ja oft verhängnißvolle Einzelerscheinung, in der Volkssage eine hervorragende Rolle. Beide Anschauungsweisen knüpfen gleichmäßig an das urgermanische Symbol, an das Schildzeichen der alten Sachsen, welches noch heute auf den Dächern niedersächsischer Bauernhöfe und im Wappen des niedersächsischen Landes Braunschweig zu finden ist: an das springende Pferd an. Wie das Rind den Nomaden, bezeichnet das Pferd den seßhaften Bauern; und es wird hier von dem helldunklen nordgermanischen Volksgeiste bald hell bald dunkel beleuchtet; die „schwarzen und die heitern Loose“ des Lebens sind äußerlich gleich geformt. Schon bei den slavischen Urbewohnern des heutigen Preußens galten die Pferde als heilige und gottgeweihte Thiere. An die Pferdezucht ja den Pferdekultus der angesehensten Niederdeutschen von heute, der Engländer braucht nur erinnert zu werden. Die Pferdekraft wird noch jetzt wissenschaftlich und technisch als Einheit für mechanische Arbeitsthätigkeit angenommen; sie ist der wesentlich moderne Kraftmesser; niederdeutsche Kraft und „Pferdekraft“ hat England wie Nordamerika besiedelt; möge sie nun auch auf edlerem Gebiete sich bethätigen, und im Zeichen des Sachsenpferdes und seiner Kraft eine neue schöpferische Periode für das Geistesleben der Deutschen beginnen. Die demokratische Bewegung der Neuzeit hat mit dem amerikanischen Befreiungskampfe des vorigen Jahrhunderts begonnen und nachträglich auch auf Deutschland ihre Schatten geworfen wer weiß, ob nicht einmal umgekehrt etwas aristokratisches Licht von Deutschland auf Amerika zurückfällt; es giebt und gab erfahrene transozeanische Politiker, welche dergleichen für möglich halten. Jedenfalls darf „das dunkle Pferd“, der

Helldunkles.

demokratische Geist in Deutschland nicht zum maßgebenden Faktor des nationalen Lebens werden; hier ist „das weiße Pferd", der vornehme menschliche Einzeltypus politisch wie geistig am Platze. Zwischen beiden Anschauungen liegt mehr als ein Ozean.

Schwarz und Weiß sind auch die Farben desjenigen Staates, der dem nord- und niederdeutschen Geiste zuerst äußerlich die ihm gebührende Weltstellung verschafft hat, Preußens; hier spiegelt sich der älteste Volksgeist in einem modernsten politischen Symbol; Niederdeutschland ist wie das politische so auch das geistige Bindeglied zwischen Preußen und Deutschland. Schwarz und Weiß, Hell und Dunkel sind vornehme kühle entschiedene und vor Allem niederdeutsche Farben. Der Charakter der Malerei Rembrandt's, helldunkel, ist mithin der des Niederdeutschen überhaupt. Hell ist seine Politik, in Bismarck; dunkel ist seine Kunst, in Beethoven; aber auch dunkel ist seine Politik, in Richard III; und hell ist seine Kunst, in Shakespeare. Es kommt viel darauf an, daß ein Volk die tiefere einheitliche Wurzel seiner Kräfte, den Kreuzungspunkt aller seiner ihm angeborenen Interessen stets im Auge behält; sämmtliche Winkel eines Kreises finden und scheiden sich in dessen Zentrum; so auch hier. Klarheit ist ein politisches Moment, Schattirung ist ein künstlerisches Moment; je nachdem diese oder jene Seite im Leben des einzelnen Menschen, des einzelnen Volkes, der einzelnen Zeit überwiegt, gestalten sich deren Leistungen verschieden. Die Nordwestgermanen erscheinen unter diesem Gesichtspunkt besonders vielseitig begabt. Mehr und mehr kommt die neueste ethnographische Forschung darauf zurück, den frühesten Ursprung der arischen Race nicht am Indus sondern an der Nordsee zu suchen; hier wo der physische Keim, liegt auch die geistige Blüthe der echten weltbeherrschenden Race; prähistorische und historische Gründe, die dunkelste Vergangenheit wie die hellste Gegenwart bezeugen dies gleichmäßig. Dort wo der deutsche Stamm geboren wurde, wurde auch Rembrandt geboren; er ist ein Schößling recht mitten aus der deutschen Pflanze heraus; er ist eins ihrer Herzblätter. Er ringt sich „aus finsterm Erdenschooß hin zu der Lichtesfülle".

Dieses Doppellicht findet sich auf speziell geistigem Gebiet noch näher zusammen; Spinoza, der klare Philosoph und Rembrandt, der trübe Maler zeigen sich hier wiederum als das feindliche Zwillingspaar, als das sie oben erkannt wurden. Spinoza, der einsame Glasschleifer in seinem Dachstübchen, würde den passendsten Gegenstand für eine Radirung Rembrandt's abgegeben haben; Letzterer trug, nach der Periode seines Sturzes, die schmerzlichen Folgen desselben mit einer philosophischen Ruhe und Fassung, welche des Ersteren ganz würdig gewesen wäre. Glanz und Schatten erfüllt sie beide von innen wie von außen; Glanz und Schatten werfen sie gegenseitig aufeinander. Sie sind ein helldunkles Paar. Spinoza hat etwas von deutscher Unbeugsamkeit in seiner Gesinnung und Rembrandt

etwas von orientalischer Schmiegsamkeit in seiner Kunst; Jeder von ihnen ist so bedeutend, weil es ihm als Person gelungen ist, etwas dem Charakter seiner Race Entgegengesetztes in sich aufzunehmen und diesen dadurch zu befruchten. Erst dann ist ein Ding vollkommen, wenn es das Gegentheil von sich selbst ist; das ist eine Zwielichtsweisheit; aber im Zwielicht denkt man am besten.

Das helldunkle Wesen des Niederdeutschen zieht sich von seinem innerlichsten Denken und Fühlen bis zu seinen äußerlichsten Lebensgewohnheiten; er ist hart und zart; er trinkt „Stout and Ale". Seine Seele schattirt sich, nüancirt sich, moderirt sich. Und ebenso hält er es bezüglich seiner staatlichen Pflichten Neigungen Thaten; bald mäßigt er bald treibt er an; kurz er akkommodirt sich. Er ist elastisch. Er hat stets zwei Eisen im Feuer; und das ist die beste Politik; denn es ist eine rhythmische Politik.

Diese politische Rhythmik wird sich ganz besonders in Dem zu bethätigen haben, was man geistige Wechselwirkung der einzelnen Aeußerungen wie Gesammtbestrebungen des menschlichen Daseins nennen kann. Die Spezialfächer eines gesunden und nationalen politischen Lebens — Handelspolitik Eisenbahnpolitik Sozialpolitik Schulpolitik Kunstpolitik oder wie sie immer heißen mögen — sollen wechselseitig zu einander und dann wieder alle insgesammt zu dem großen künstlerischen Begriff der Politik selbst in möglichst nahe Beziehung gesetzt werden. Und ebenso auf dem Felde der, im engeren Sinn, bisher so genannten Kunst. Bildende handelnde anschauende Künste müssen wechselseitig unter sich und dann wieder alle insgesammt dem hohen menschlichen Begriff des Schaffens fest verbunden werden. Als Ergebniß einer solchen erweiterten kunstpolitischen Thätigkeit wird ferner das gesammte Leben eines Volkes sich wechselseitig mit demjenigen aller anderen Völker zu befruchten und werden die Lebensäußerungen derselben sich alle insgesammt wieder dem erhabenen göttlichen Begriff des Weltlebens unterzuordnen haben. Hierin gipfelt alle Geistespolitik. Denn das eigentliche Leben der Weltgeschichte entwickelt sich erst aus dem Wechselspiel zwischen fremdem und einheimischem Geiste bei den einzelnen Völkern. Man kann dies Verhältniß als das der „geschichtlichen Polarität" der Völker bezeichnen. Doch ist hier eine scharfe Grenze zu ziehen. Es muß stets festgehalten werden: daß einem beliebigen Volke nur die Aneignung der besten und größten Züge eines andern beliebigen Volkes gut bekommt; diese enthalten Lebenskeime; kleine und schlechte Züge aber, die man etwa übernimmt, wirken sofort als Todeskeime. Sie zerstören den Organismus der sie aufnimmt. Nur die edelsten Elemente zweier Völker können einander geistig befruchten; hier summirt sich die Kraft; gemeine Menschen dagegen werden in der Fremde, welche sie von gewissen Schranken löst, nur noch gemeiner. Polarität.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Die heute so vielfach erörterte Judenfrage fällt unter diesen Gesichtspunkt. In Händel's Oratorien hat sich echt alttestamentlicher Charakter zu echt deutschem Charakter verklärt; starker menschlicher Geist lebt in ihnen; und sanfter göttlicher Geist spricht aus ihnen. Das ist Polarität. Die heimische Seele bedarf des leisen Anstoßes aus der Fremde; er trübt sie aber er trübt sie göttlich; denn er trübt sie zur Zeugung, zum Schaffen, zum höheren Leben. Zweifellos hat Luther von dem Psalmisten viel gelernt; und zweifellos ist Goethe von Spinoza so wie Dieser von den Holländern stark befruchtet worden: so sollten vornehme Juden und vornehme Deutsche einander befruchten. Aber in der großen Masse der modernen d. h. plebejischen Juden giebt es weder Spinoza's noch Psalmisten; sie haben ihre eigene Individualität geopfert und keine höhere dafür wiedergewonnen; sie sind Renegaten geworden. Deutschland wird sich ihrer also nach Kräften zu erwehren haben; sie sind ein Gift für uns; und müssen als solches behandelt werden. Den jetzigen Juden selbst gelten die portugiesischen Juden als ihr Adel und die polnischen Juden als ihr Pöbel; von jenen hat Deutschland sehr wenige, von diesen aber sehr viele bekommen. Die altjüdische Einrichtung des Jubeljahrs beruht auf einer wahrhaft erhabenen Idee; diese löst, in ihrer Art, die soziale Frage; indeß stehen von einer solchen Idee die heutigen Durchschnittsjuden weltweit ab. Sie halten das Gesetz nicht mehr! Ihre Ausbeutungsgier ist grenzenlos; sie gehen krumme Wege; und ihre Moral ist nicht unsere. Sie würdigen Kunst wie Wissenschaft herab. Sie sind demokratisch gesinnt; es zieht sie gern zum Pöbel; sie sympathisiren überall mit der Fäulniß. Es könnte sonach wohl sein, da sie freiwillig das Jubeljahr nicht mehr halten, daß ihnen zwangsweise einmal ein Elendsjahr bereitet wird; denn alle Sünden rächen sich; und viele Zeichen deuten darauf hin, daß ein Ereigniß dieser Art dem jetzigen Judenthum bevorsteht. Der Deutsche, der so oft das gute Judenthum anerkannt hat, wird alsdann auch das niederträchtige Judenthum zu strafen wissen. Er ist, wenn er sich auf sich selbst besinnt, unerbittlich im Lieben wie im Hassen.

In diese jetzt schwebende Judenfrage wird ein etwa kommender „heimlicher Kaiser" thätig eingreifen müssen; er wird sein Szepter zu neigen und die Schafe von den Böcken zu sondern haben; denn ein Herrscher soll vor Allem gerecht sein. Gerecht aber ist es, für das Edle und gegen das Gemeine einzutreten; dem Edlen wie Gemeinen gleiche Rechte einzuräumen, ist eine Scheingerechtigkeit; es ist nur eine Gerechtigkeit von Teufels Gnaden. Es ist keine deutsche Gerechtigkeit. Wer ein rechter Israelit ohne Falsch ist, wie die Bibel sagt, der wird sicherlich jenem künftigen Richter und Führer willkommen sein; willkommen als ein ehrlicher und vielleicht auch geistvoller Fremdling; von den „gefälschten" Juden, die zugleich Deutsche sein wollen, gilt dies nicht. Denn ehrlich und ehrenhaft ist nur Der, welcher sich selbst treu bleibt. Echten Juden können sich

echte Deutsche recht wohl befreunden; auch solchen, die sich wie Spinoza Rahel Börne nur ein edles abstraktes Judenthum bewahrt haben; aber gegen alle unechten Juden werden alle echten Deutschen stets zusammenstehen. Eben jene sind die gens sceleratissima Judaeorum — das ganz verruchte Judenvolk — von dem schon Tacitus spricht; von dem sich einst Jesaias schied; und von dem sich die edlen Geister stets scheiden werden. Ein allerliebstes Bild Schwind's in der Schack'schen Gallerie zu München stellt den kirchenbauenden heiligen Wolfgang dar, wie ihm der Teufel auf einem Schubkarren Steine zuführen muß, dienend und doch widerstrebend; so verhält sich das moderne Judenthum zu dem echten Deutschthum; Volkssage und Kunst sind hier wie so oft prophetisch gewesen. Und ein anderer heiliger Wolfgang — von Goethe — wenn er jetzt noch lebte, würde diese Auffassung theilen; ihm würde das heutige skribelnde Judenthum in Börse und Literatur ekelerregend sein; er hat Nichts mit ihnen und sie haben Nichts mit ihm gemein. Gerade manchen Vorkommnissen der Gegenwart gegenüber scheint es nöthig, dies hervorzuheben; jüdische Charakterlosigkeit möchte sich unter den Mantel Goethe'scher Humanität flüchten; aber man wird sie auch dort aufzuscheuchen wissen. „Denn es ist kein Bund zu machen zwischen den Söhnen des Lichts und der Finsterniß."

Diese uralte Losung gilt noch für die neueste Gegenwart; und wie in der eben erwähnten speziellen Frage, so auf allen anderen Gebieten des wirklichen und geistigen Lebens. Eine klare Scheidung von Hell und Dunkel, Schwarz und Weiß ist jedenfalls besser als das fade Grau des Großstadtnebels und Großstadtstaubes, in welches sich die Bildung und Gesinnung des modernen Menschen allmählich aufzulösen droht. Will er wiedergeboren werden, so muß er sich neu schaffen; und jede Schöpfung beginnt mit einer Scheidung von Licht und Finsterniß. Das schwarzweiße Banner, unter dessen Wehen der Deutsche politisch neugeboren worden ist, erscheint mithin als ein gutes Vorzeichen; gesellt sich das Roth: die Blutfarbe die Farbe der Individualität dazu, so ist die neue deutsche Reichsfahne gewonnen; es erübrigt den Deutschen noch, sie durch kommende Geistesthaten zu rechtfertigen. Man hat Roth auch die Farbe der Liebe genannt; man könnte noch sagen, es sei die Farbe der Tapferkeit, welche fürs Vaterland ihr Blut vergießt; ja man könnte es die Farbe des Lebens selbst nennen. In jeder dieser Beziehungen erscheint der Zusatz von Roth, welcher im neuen deutschen Reich den preußischen Farben angefügt wurde, höchst passend. Schwarz und Weiß geben die schlichte Symmetrie, das Roth fügt den Rhythmus hinzu; *ῥέω ἐρυθρός ῥυθμός* gehören der gleichen Sprachwurzel an, welche das Fließende und Lebendige bezeichnet. Und alle drei Farben zusammen können somit recht wohl den lebendigen künstlerischen Organismus des Volkslebens symbolisiren: den Staat. Roth bezeichnet die Persönlichkeit, Schwarz und Weiß deren Schranken — die

Farben.

Mächte von Licht und Finsterniß; zwischen diesen drei Faktoren spielt sich die Weltgeschichte ab. Auch Farben können beredt sein; und sieht man recht zu, so steckt in den deutschen Farben die deutsche Geschichte. Die innerste Natur eines Volkes verschmilzt sich mit den Bedürfnissen und Bildern seines täglichen Lebens; und Geistiges wie Sinnliches gehen unmerklich in einander über. Der dunkle Rembrandt liebte die blonde Saskia und der helle Shakespeare besang seine „schwarze Schöne". Die Wege des Verstandes sind hell und die des Herzens dunkel; auch innerhalb der menschlichen Einzelnatur kehrt demnach jener allbeherrschende Gegensatz wieder. Im menschlichen Körper kreist ein helles und ein dunkles Blut; und in der Menschheit, als einem politischen Körper, sollte es ebenso sein. Aristokratismus ist beispielsweise für Deutschland wie Demokratismus für Amerika, wenigstens für das jetzige Amerika, natürlich und berechtigt; aber beide Systeme sind räumlich wie zeitlich zu sondern; es giebt eine rechte und eine linke Herzkammer, die getrennt funktioniren — und doch vereint. Hell und Dunkel, Skepsis und Mystik, Politik und Kunst, Adel und Volk sind eins . . . weil sie uneins sind. Aus der Zweiheit gebiert sich Einheit; das ist der glorreiche Lauf der Welt.

Menschenthum.

Auch der Weg des modernen Menschen geht von der Zweiheit zur Einheit, von der Spaltung zum Zusammenschluß, vom Spezialisten zum — Menschen. Dieser ist das alte und doch so neue Endergebniß aller Bildung; auf ihn hat alle Erziehung hinzuwirken; ihn hat sie zu schaffen. Die moderne Menschheit, welche sich nach zwei Seiten hin spaltet: in Geschäftsgeist und Gelehrsamkeit, Unbildung und Ueberbildung, falsche Sentimentalität und falsche Geistigkeit — sie macht einem natürlich empfindenden Menschen, in dem jetzigen Zeitalter der Museen, nur allzusehr den Eindruck, welchen einem völlig naiv empfindenden Menschen von heute eine Antikensammlung macht: er sieht nur Körper ohne Köpfe und Köpfe ohne Körper. Solcher Anblick kann leicht eine Art von Todtengräberhumor wecken; aber dieser ist unfruchtbar; wie alle Ironie. Es gilt vielmehr, auf Heilmittel zu denken. Wie ein Mensch so assimilirt sich auch ein Volk den Dingen, die es liebt; möge das deutsche Volk jetzt wieder seine Liebe zum Ganzen wenden; so wird es auch selbst wieder zum Ganzen werden. Christenthum und Griechenthum haben, jenes mehr bei der großen Masse des Volkes und dieses mehr bei den auserwählten Vornehmen des Geistes, Anklang gefunden; beide ruhen aber wieder auf einem gemeinsamen Fundament, dem Menschenthum; der obige Grund- und Ursatz „sei, was du bist" lautet auf den Menschen angewandt „sei Mensch" Eine Gestalt wie Rembrandt kann, wenigstens für Deutschland, die Brücke schlagen zwischen dem zerstückelten Menschen von heute und dem ganzen Menschen der Zukunft. Aus dem Ganzen zu leben, aus dem Ganzen zu schaffen — diese kostbare Eigenschaft, welche der gegenwärtigen Generation so gut wie verloren gegangen ist, kann ihr wieder zu Theil

werden, wenn sie sich den niederländischen Meister zum Muster nimmt. Die Leute von heute verzehren ihr Leben lothweise und erschöpfen es trotzdem bald; zu Rembrandt's Zeiten verzehrte man es zentnerweise und erschöpfte es doch nicht. Das Bild Rembrandt's, richtig verstanden, könnte wohl als ein umgekehrtes Medusenhaupt wirken: wiederbelebend was so lange versteinert war.

Der Geist einer Zeit verräth sich sogar in ihren geringsten Erzeugnissen und oft auf eine überraschende Art. Es ist der Unterschied der älteren: griechischen italienischen deutschen gegenüber den heutigen Geldmünzen, daß jene aus der Fläche und diese auf die Fläche des Prägestückes modellirt sind; jene sind im Ganzen, diese ins Einzelne geformt; darum wirken jene reich und lebendig und künstlerisch, diese hart und todt und heraldisch. Jene sind Kunstwerke, diese bloße Formeln; jene haben Stil, diese keinen; jene sind von innen nach außen, diese von außen nach innen geformt gebildet gesehen. Der typische moderne Mensch gleicht den Geldstücken, die durch seine Hand gehen; er ist rund hart fest scharfgeprägt, aber seelenlos. Wie kann er wieder Seele bekommen? Wenn er einen Funken jenes Geistes in sich aufnimmt und wieder in sich aufleben läßt, der einen Rembrandt beseelte — jenes umfassenden unternehmenden anspruchslosen niederdeutschen Geistes, der auch in einem Bismarck lebt! Die Gegner dieses Mannes haben ihm einmal, erschreckt durch seine Unbefangenheit und Thatkraft, vorgeworfen: er sei ein Mensch, der „wenn ihm eine schwierige chirurgische Operation oder das Kommando eines Kriegsschiffes übertragen würde, ohne weiteres ans Werk ginge"; sie haben ihm damit, ohne es zu wollen, ein hohes Lob gespendet. Eben das ist der rechte Mensch, welcher sich nicht in die Schranken irgend welcher Fachbildung einpferchen, sondern im Nothfall einer jeden Lage gewachsen ist. Künstler und Politiker haben Das mit einander gemein: daß sie jeder Aufgabe gewachsen sein müssen; der Maler, der nur sein Metier versteht, versteht auch dieses nicht; und wehe dem Künstler, der nicht größer ist als seine Werke. Daß ein General auch Kriegsschiffe kommandiren kann, hat v. Caprivi gezeigt; ja derselbe Mann hat nicht gezögert, einen diplomatischen Posten anzunehmen; und ob es nicht besser gewesen wäre, Bismarck als Mackenzie zum Leibarzt Kaisers Friedrich III zu machen, ist immer noch fraglich. In diesem letzteren Fall hat die medizinische Arbeitstheilung sich von ihrer traurigsten Seite gezeigt. Bismarck aber hat gerade auf ärztlichem Gebiet, in Bezug auf seinen eigenen Körper, den Muth eines selbstständigen und rücksichtslosen Vorgehens bewiesen; er hat sich nicht von pfuschenden Autoritäten ins Grab kuriren lassen; für seine Gesundheit wie für sein Seelenheil ist Jeder selbst verantwortlich. Die Heilkundigen müssen wieder zu Heilkünstlern werden — wenn man ihnen vertrauen soll. Was heutzutage auf dem Gebiete der Medizin nach wissenschaftlichen d. h. in diesem Fall schablonenhaften Grundsätzen gesündigt wird, ist ganz unglaublich. Heilkunde.

„Man muß Bamberger vollständig beipflichten, wenn er meint, daß die meisten Kranken, welche während der Endokarditis" — einer Herzkrankheit — „selbst sterben, nicht an der Krankheit sondern an der Behandlung derselben zu Grunde gehen" sagt Felix von Niemeyer. Modearzeneien empfiehlt und verwirft man abwechselnd. Aerzte erklären zwar gelegentlich: ihr Beruf sei, Krankheiten zu verhüten und nicht zu heilen; aber sie handeln recht selten danach; und das Publikum ist seinerseits nicht weniger schuldig. Wie sonst seine Seele, verkauft es hier seinen Körper dem „Fachmann" und begeht dadurch mehr oder minder Selbstmord. Dies muß anders werden. Jeder Mensch und jeder Deutsche sollte zunächst prophylaktisch sein „eigener Arzt" sein; die streng wissenschaftliche Heilkunde aber sollte stets den ganzen Menschen im Auge haben; ohne ein solches Verfahren zersplittert sie sich ins Endlose. Schon jetzt ist das sog. medizinische Studium rein quantitativ nicht zu bewältigen; es wird also in nicht ferner Zeit einmal ein Augenblick eintreten, wo man in Bezug auf die allgemeine Tendenz desselben umkehren, in Bezug auf den faktischen Inhalt desselben aber abschwenken muß. Man wird umkehren müssen in Bezug auf den Spezialismus und wird abschwenken müssen nach der Seite des Individuellen Subjektiven Menschlichen hin. Der Modearzt wird sich in einen Volksarzt verwandeln müssen. Massage Terrainkur Kaltwassermethode schwedische Gymnastik nehmen hiezu schon einen Anlauf; jedenfalls wird man in dieser Richtung noch bedeutend fortzuschreiten haben. Sie behandelt den Menschen im Ganzen und als Ganzes und deshalb richtig; man kann diese Heilmethode, mit Inbegriff aller Chirurgie, als die vorwiegend physikalische bezeichnen; und sie der bisherigen vorwiegend chemischen entgegensetzen. Vielleicht und hoffentlich bildet jene den Uebergang zu einer theilweise p s y c h i s c h e n H e i l m e t h o d e; Christus wußte sie zu handhaben; und in diesem Sinne kann man recht wohl von einer christlichen Medizin reden; ja sie als die feinste und innerlichste und geistvollste Art von Medizin — als eine tief aristokratische Heilmethode ansehen; daß sie zugleich eine echt volksthümliche ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Auch hier ist wieder das Natürlichste mit dem Vornehmsten identisch; auf eine Medizin des Wissens muß eine solche des Könnens folgen; sie würde eine echt künstlerische Heilkunde sein. Sie würde das Brauchbare der bisherigen wissenschaftlichen Medizin in sich einzuschließen haben; eben in der Sonderung des Brauchbaren von dem Unbrauchbaren auf diesem Gebiet besteht offenbar die nächste Aufgabe des Heilkundigen von heute; um Künstler werden zu können, muß er erst Kritiker sein; seine Kritik wird sich oft genug in einen Krieg verwandeln müssen. Denn die Anhänger des Alten sind zäh und unvernünftig; oft sind sie träge im Denken; und noch öfter unbescheiden im Fühlen. Sie wollen bekämpft sein; der Kunst gesellt sich demnach auch hier der Krieg; wie überall.

Das Rad der Zeit läßt sich nicht zurückdrehen; das Spezialistenthum von heute kann nicht oder doch nicht ohne weiteres aufgegeben werden; aber um so wichtiger ist es und um so mehr ist es zu betonen: daß jeder Einzelne daneben auch seinem bessern Selbst, dem Menschenthume gerecht werden soll. So machte es, in seinem Fach, ein Rembrandt. Er war nicht Landschaftsmaler, nicht Porträtmaler, nicht Historienmaler, nicht Architekturmaler; er war ein ganzer Maler und ein ganzer Mann. Den unendlichen Werth eines lebendigen Menschen kann man an und in dieser unscheinbaren und doch strahlenden, dunklen und doch hellen Gestalt kennen lernen. Dem demokratischen Spezialistenthum von heute muß ein aristokratisches Menschenthum von künftig sich zugesellen — in der Lebenssphäre jedes einzelnen Deutschen. Wie die physische so besteht auch die geistige Verdauung aus Endosmose und Exosmose. Jede Bildung, die chemische wie die künstlerische, beruht auf Zersetzung; der Marmorblock muß zersetzt werden, damit die Statue erstehen kann; so hat auch der Spezialismus sein Recht zu sein und — zu Grunde zu gehen. Man könnte freilich fragen, wie sich eine solche wissenschaftlich-geistige Doppelthätigkeit praktisch gestalten solle; z. B. eben innerhalb der Medizin; wie hat sich der Einzelne hier zu dem heutigen Spezialismus zu stellen? Darauf ist folgendes zu erwidern. Die Kunst des Nichtwissens und Nichtwissenwollens muß gelernt geübt geschätzt werden! aber nicht im Sinne jenes übelberufenen Ignorabimus auf dem Gebiete des organischen, sondern gerade umgekehrt auf dem Gebiete des mechanischen Weltlebens. Man muß über die Forderung Goethe's „das Unerforschliche ruhig zu verehren" noch hinausgehen; man muß auch manches und vieles *Erforschliche* unerforscht lassen; und es ist nicht schwer zu sagen, bis zu welchem Grade dies der Fall sein soll. Das mechanische wie organische, das spezialistische wie menschliche Geistesleben sollen im einzelnen wissenschaftlich thätigen Menschen sich völlig die Waage halten. Was oben von der Kunst gesagt wurde „von rechtswegen darf der Künstler nur soviel Naturstudium in sein Werk legen, als er ihm an Ideengehalt ausgleichend gegenüberzusetzen hat" gilt ebensosehr von der Wissenschaft. Der einzelne Mensch hat kein Recht, weiter zu forschen als er denken kann. Die Grenze der ersteren Thätigkeit wird durch die letzteren bestimmt, nicht umgekehrt. Die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte, man vergleiche Darwin u. a., hat schon weit mehr geforscht als sie denken konnte; es ist jetzt ein starkes plus von Forschung da; dieses muß nun zunächst durch ein starkes plus von Denken wettgemacht werden. Dem einzelnen Spezialisten kann man daher gegenwärtig nur rathen, vorläufig dem Forschen zu entsagen und sich aufs Denken zu verlegen: bis in ihm, und der Wissenschaft überhaupt, sich wieder das nothwendige *Gleichgewicht* zwischen beiden Geistesdisciplinen hergestellt hat; ist letzteres geschehen, so wird die dringendste Sorge der Wissenschaft wie des Einzelnen sein müssen: sich dies Palla-

Umkehr.

dium zu erhalten. Die falsche Wissenschaft strebt nach geistigem Fortschritt allein; die echte Wissenschaft strebt gleichzeitig nach geistigem Fortschritt und geistiger Abrundung; der Spezialist von heute hat sich dieser letzteren Richtung zuzuwenden, wenn er gesunden will. Freilich bedeutet das einen Bruch mit seiner gesammten Vergangenheit sowie mit der gesammten sogenannten „modernen" aber jetzt wahrscheinlich bald antiquirten Geisteswissenschaft; ohne diesen Bruch ist eine Besserung nicht möglich; wer nicht — unter Umständen — zu brechen versteht, ist nicht nur kein Mensch sondern auch kein Mann. Das ist die unsittliche Seite des heutigen Spezialistenthums. Dasselbe ist nicht ehrlich; und es kann nur ehrlich werden zunächst durch Selbstvernichtung und dann durch Selbstbescheidung; nur so wird aus einem Spezialisten ein Mensch.

Klarheit und Tiefe.

„Ei so habt doch endlich einmal Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen" hat der weimarer Dichterheros den Deutschen zugerufen. Er wollte sie zu Menschen machen; aber es ist ihm bisher nicht gelungen; man staunt seine Bestrebungen vielmehr wie etwas Fremdes und Unmögliches an; ein trauriges Zeichen für die jetzige deutsche Kultur. Goethe wird gelesen studirt genossen — aber nicht gelebt. Man findet angeblich nicht die Zeit, in Wirklichkeit aber nicht den Muth ihm nachzufolgen. „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen" sagte Friedrich der Große als er starb; Sklaven sind die jetzigen Deutschen nun zwar nicht; aber daß sie wirklich freie Menschen sind, wäre eine zu gewagte Behauptung. Deutschland hat geistig sowohl wie politisch den Schritt von der Nothwendigkeit zur Freiheit noch nicht gethan. „Vergesset niemals, daß ihr Mensch seid" mahnte derselbe Friedrich der Große in seinem Testament seinen Nachfolger; man möchte diesen Spruch über die Thore Deutschlands schreiben. „Es ist leichter ein Mollah zu werden als ein Mensch zu werden" lautet ein iranisches und ironisches Sprichwort; und bekanntlich nimmt der Mollah im Morgenlande dieselbe Stellung ein wie der Professor im Abendlande. Schiller überschrieb sein erstes Werk: in tyrannos; wollte Jemand heute ein allgemeines Wort an die Deutschen richten, so müßte er es überschreiben: in barbaros. Sie sind nicht Barbaren der Rohheit sondern Barbaren der Bildung; früher gab es „dunkle", jetzt giebt es helle Barbarei. Der heutige Professor urtheilt über Welt und Natur mit derselben Sicherheit, mit welcher der Handwerksmann etwa Kabinetsgeheimnisse und Staatsverhältnisse bei seinem Glase Bier erledigt; Klarheit ist dies allerdings; aber was für eine? Es ist die Klarheit des politischen Kannegießers, die Klarheit Nicolai's, die Klarheit des Spezialisten! Jedes Ding strebt nach Ergänzung. Etwas wohlthätige Dunkelheit würde der heutigen deutschen Bildung sehr gut thun; mit der gangbaren Aufgeklärtheit gemischt, würde sie für das geistige Dasein des

Deutschen ein zukunftsschwangeres Helldunkel ergeben. Man kann klar und seicht sein; man kann dunkel und tief sein; klar und tief sein, ist das Beste. Das Erste ist der deutsche Durchschnittsgebildete; das Zweite Rembrandt; und das Dritte Shakespeare. Aber auch der Durchschnittsgebildete kann tief sein: wenn er den tieferen Volksinstinkten sich anschließt; wenn er mit Bewußtsein und im guten Sinne sich zur „Masse" zählt; wenn er dem „Manne" folgt. Er wird tief sein, wenn er menschlich ist. Goethe meinte: es müsse noch einmal so weit kommen, daß ein Bild des Apollo, einer tanzenden Muse oder verliebten Venus auch in jedem beliebigen Gerichtssaale gefunden würde und dort an seinem Platze schiene; daß also keinerlei Fachbildung dem Menschlichen fremd gegenüberstehe stehe, wie auch dieses seinerseits keiner Einzelthätigkeit jemals fremd gegenüber steht; ebenso mag man wohl auch in die Säle der deutschen Universitäten Parlamentshäuser Kirchen hier und da ein Rembrandt'sches Bild hineinwünschen. Es ist ein feiner Zug der Natur, daß das einfach Menschliche zugleich das hoch Vornehme ist. Die sogenannten „schönen Familien" in Hannover sind die dortigen vornehmen Familien; gerade dies Land ist ein echt- und urdeutscher Boden; es zeigt sich mithin deutlich, daß das künstlerisch Schöne und das politisch Vornehme in der ursprünglichen deutschen Volksauffassung durchaus identisch sind. Diese beiden geistigen Faktoren haben sich in der Vergangenheit und — Gegenwart von einander getrennt; sie sollen sich in der Zukunft wieder vereinigen. Das deutsche Volk soll eine „schöne Familie" bilden; und zwar besonders seinen nächsten Vorfahren wie seinen nächsten Nachbarn gegenüber; es soll den höheren menschlichen Interessen dienen.

Das Menschliche gehört überall an die Spitze; sonst ist die Kultur nicht frei. Ist sie es, so wird man den einzelnen Menschen nicht mehr nach seinen Gehirnfunktionen sondern nach den Leistungen seiner gesammten Persönlichkeit abschätzen, von denen jene nur einen untergeordneten Theil bilden. Wie sich das Gehirn Beethoven's von demjenigen eines Affen unterscheidet, weiß man; wie es sich von dem eines beliebigen Schuhmachergesellen unterscheidet, weiß man nicht; und man wird dies auch auf dem Wege der bloßen Gehirnuntersuchung nie erfahren können. Die geistige Leistungsfähigkeit eines Menschen ist nicht nur ein Ergebniß des Gehirns sondern des Verhältnisses des Gehirns zum ganzen Menschen; und eben dieses ist wieder das Ergebniß zahlloser anderer Verhältnisse in Bezug auf Vorfahren Charakteranlage Umgebung Erziehung u. s. w.; das höchste Verhältniß aber, von welchem alle diese Verhältnisse abhängen ist: das Volksthum eines Menschen. Hier liegt die Quelle seiner Kraft; ein je deutlicherer und tieferer Ausdruck desselben er von Haus aus ist und je ernstlicher er sich zu demselben bekennt, desto mehr wird er leisten. „To move the whole man together" bezeichnete Lichtenberg als die wichtigste Lebensregel, welche es für den Menschen überhaupt gebe; und sie gilt für's praktische wie für's geistige Leben. Gesetzmäßige Individualität und indi- Cimbrisches.

viduelle Gesetzmäßigkeit — so heißt das große Ziel, welches des Volkes der europäischen Mitte wartet; auf dem Wege zu diesem Ziel sind Naturen wie Rembrandt und zwar nicht nur auf dem künstlerischen Felde die besten Führer. Das älteste deutsche Kunsturtheil, welches wir haben, ist das eines cimbrischen Gesandten, dem man zu Rom im 2. Jahrhundert vor Christo eine nach Weise der damaligen alexandrinischen Kunst sorgfältig naturalistisch gearbeitete Statue eines Sklaven zeigte; „ich möchte ihn nicht einmal lebendig" sagte der Deutsche; sein künstlerischer Realismus war noch stärker, als der damals im europäischen Süden gangbare. Eine Heroengestalt, wie der sogenannte Kephissos des Phidias, würde ihm besser gefallen haben. Er verlangte Kraft und Schönheit; und beides womöglich lebendig; die naturalistisch verkümmerte Erscheinung des heutigen Durchschnittsdeutschen würde ihm wenig behagt haben. Das Schöne das Vornehme das Große das Wahre vereinigen sich in dem einen Begriff des — Gesunden. Ist der Deutsche gesund, so ist er gut. Der gesunde und schöne und geisterfüllte Mensch bleibt stets das Höchste aller Kunstwerke; photographische Treue oder ästhetisirende Untreue in einer „künstlerisch" gemeinten Wiedergabe seines Aeußern kann mit solcher Leistung nicht konkurriren. In dieser Hinsicht dürfte jenes erste und primitive auch das letzte und endgültige deutsche Kunsturtheil sein: lebende Schönheit, nunmehr durch die Kultur zur Innerlichkeit verklärt, ist die höchste Aufgabe des deutschen Künstlers. In ihr begegnen sich Idealismus und Realismus. Jener cimbrische Häuptling ist zugleich der älteste Niederdeutsche, von dessen persönlicher wie geistiger Beschaffenheit wir etwas wissen; der Freiheitssinn eines Niederdeutschen, Hermann des Cheruskers, hat zuerst deutsche Schlachten gegen fremde Knechtschaft geschlagen; heute handelt es sich darum, diesen Kampf wieder aufzunehmen. Das künstlerische Urtheil des einen und die kriegerische That des andern deutschen Ahnen entscheiden. Dann ist die Entwickelung eines Menschen oder eines Volkes auf dem rechten Wege, wenn ihre letzten Ausläufer an ihre frühesten Anfänge anknüpfen. Cimbrien endlich ist das heutige Schleswigholstein. Durch drei Punkte, welche fest gegeben sind, läßt sich immer ein Kreis legen; dies geometrische Gesetz ist auch ein geistiges Gesetz: Schleswigholstein Venedig Holland sind die drei Punkte, durch welche der festgeschlossene und festgegründete Kreis einer neuen deutschen Bildung bestimmt wird. Wie das Wappen Hollands und Venedigs so ist auch dasjenige Schleswigs ein — Löwe; kriegerischer und künstlerischer „Löwengeist" lebt in diesen genialen Stämmen; er soll dem „Insektengeist" der heutigen deutschen falschen Bildung entgegentreten. Großer Geist soll den kleinen Geist, eine Menschenbildung die Renommistenbildung besiegen. Geigentöne, dem Herzen entquollen und nicht Trompetenstöße, dem Markte dienend müssen hier gelten. Man soll streben, aber nicht Streber sein.

Der deutsche Mensch.

In Deutschland ist nur eine deutsche Bildung berechtigt; will man sie auffinden, so hat man den Spuren der Geschichte wie des Volkscha-

rakters zu folgen. Alles Staatliche ist nur Form; auch im heutigen Deutschland; es ist Zeit, daß in diese Form ein Geist gegossen werde. Das von den jetzigen Deutschen zu erstrebende und zu erreichende Menschenthum erscheint demnach als die Zwischenstufe zwischen der politischen Einheit, die sie im Ganzen und nach Außen hin bereits besitzen und der geistigen Freiheit, welche ihnen im Einzelnen und nach Innen zu noch fehlt. Der lösende und erlösende Glaube an ein echtes Menschenthum ist es, welcher erst unser nationales Leben zu rechter Blüthe erwecken kann. Aber zu dem Substantiv: Mensch muß noch das Adjektiv: deutsch kommen. Wer ein rechter Deutscher ist, der ist auch ein rechter Mensch; keineswegs umgekehrt; eben hierauf beruht der Vorzug des Deutschthums, welches durch dieses Jahrhundert vor dem Menschenthum, welches durch das vorige Jahrhundert angestrebt wurde. Das Geheimniß besteht darin, sich an seine Individualität zu binden, aber sich nicht von ihr binden zu lassen. Vielleicht daß es den Deutschen doch noch gelingt, den Weg zur Wahrheit zurückzufinden; sie brauchen sich nur auf sich selbst zu besinnen; „das nenne ich ein deutsches Aussehen, stark wohlerzogen und fein" hat Rahel gesagt. Götter und Menschen, Dichter und Propheten, Mann und Weib rufen dem Deutschen zu: sei deutsch! Die Deutschen, als Volk genommen, sind nunmehr stark; aber „wohlerzogen" nur theilweise und „fein" noch weniger. Denn ihre Bildung ist unecht, und das Unechte ist nie fein. Wer das unschätzbare Gut seiner Individualität für den Flitter einer falschen Bildung hingiebt, ist nicht klüger als der Neger, welcher sein Land und seine Freiheit für eine Flasche gefälschten Rums und einige Glasperlen verkauft. Stark wohlerzogen und fein — ist der Charakter der Bach'schen Musik; an ihr und zu ihr sollen sich die Deutschen hinaufbilden; stark wohlerzogen und fein — ist der Gehalt der Rembrandt'schen Malerei; in sie sollen die Deutschen sich versenken. Das „wohltemperirte Klavier", welches der Eine und die sorgsam entwickelte Skala des „Helldunkels", welche der Andere hinterließ, sind höchste Bildungsmittel; sie sind es im eigentlichen wie im uneigentlichen, im fachkünstlerischen wie im menschlichen Sinne; sie sind es im deutschen Sinne.

Im Leben bedeutet die Theorie nichts und der spezielle Fall alles; richtig betrachtet, birgt er bereits alle Theorie in sich; so bedeutet auch das Menschenthum nichts, wenn es nicht im Besonderen ein deutsches u. s. w. Menschenthum ist. Gerade mitten zwischen Theorie und Praxis aber steht: die Kunst. Dem deutschen Leben fehlt ein Zentrum; es sehnt sich nach einem Zentrum; in der Kunst ist dasselbe gegeben. Es macht den modernen Nichtmenschen in der Regel wenig Eindruck, wenn man ihnen sagt: werdet Menschen; vielleicht macht es ihnen mehr Eindruck, wenn man sie auf einen ganz bestimmten Menschen verweist und ihnen zuruft: werdet Menschen wie Rembrandt. Selbstverständlich bezieht sich das nicht auf den Grad, sondern auf die Qualität seiner Befähigung. Diese Art

von Menschlichkeit braucht nicht mit dem Verstande begriffen, nicht aus Büchern geschöpft zu werden; sie läßt sich mit Augen sehen und mit Herzen fühlen; sie ist kein Auszug in eine ideale und unbekannte Fremde; sie ist eine Rückkehr ins Vaterhaus. Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden; ein Volk versteht sich nur in seinen eigenen Volksgenossen; das ist der Vorzug der historischen vor den sonstigen Idealen. Jene haben vor diesen die innere Kontinuität des Lebens voraus. Rembrandt ist der deutsche Mensch; die Eigenheiten der deutschen Natur liegen in ihm dicht beisammen; so daß sie, wie Blumenblätter in der Knospe, noch den Eindruck des Ungeordneten machen. Auch für sie wird der Sommer kommen. Linien trennen, Farben verbinden; Menschheit ist Form, Deutschthum ist Farbe; Form und Farbe aber vereinen sich innerlichst in der Blume. Kristallklar und farbig leuchtend muß die deutsche Bildung sein; sie soll dem besten Rheinwein gleichen; wie er das Blut des Landes ist, soll sie das Blut des Volkes sein. Der deutsche Mensch sei individuell künstlerisch philosophisch synthetisch gläubig frei! Von ihm wie er ist, hat die deutsche Kunstpolitik auszugehn; auf ihn wie er sein soll, hat sie hinzuarbeiten; das ist Volkserziehung.

Minoritätsherrschaft.

„Fein" soll der Deutsche, nach dem obigen Ausdruck Rahel's sein. Die oculi truces, welche schon Tacitus den Deutschen zuschreibt, müssen nunmehr zu sanfterem Blick gebändigt werden. Die jetzigen deutschen Bauern, wo und soweit sie sich unverdorben erhalten haben, sind den alten Deutschen des Tacitus noch am verwandtesten; aus Erde schuf Gott den Menschen und aus dem Bauern könnte man den Deutschen schaffen — wenn man den ersteren Begriff richtig versteht. Aus bäuerlicher Wurzel muß sich der künftige innere Aristokratismus der Deutschen entwickeln. Man glaubt an Erbsünde; man sollte auch an Erbtugend glauben; freilich ist jene allgemein und diese ist es nicht. Gerade in Dem, was man Menschlichkeit nennt, ist ein auch äußerlich aristokratischer Zug nicht zu verkennen; denn die Zahl derer, welche „Menschen" sein können und wollen, wird immer nur eine Minderzahl darstellen. Diese edlere Minderheit soll die Geschicke der Deutschen entscheiden, jedenfalls im geistigen und womöglich auch im politischen Leben. Dann wird das uraristokratische Gesicht dieses Volkstypus aus der demokratischen Maske, die er für geraume Zeit trug, wieder auftauchen. Nach der Majoritätszeit kommt die Minoritätszeit. Das Griechenthum, die Renaissancezeit, die klassische deutsche Literaturperiode waren solche Minoritätszeiten; die edleren aber der Zahl nach beschränkteren Schichten des betreffenden Volksorganismus waren damals geistig die herrschenden; und „was einmal war, kann wieder kommen". Der aktive schöpferische männliche Geist der Menschheit tritt in solchen Zeiten an die Oberfläche; er taucht zwar danach wieder unter; aber seine Werke bleiben. Der Weg von der heutigen Majoritäts- zur künftigen Minoritätsherrschaft aber führt, wenn er eingeschlagen werden soll, durch die Isolirung einzelner

Deutscher; das heißt: eine neue und feinere und wahrhaft selbstständige Lebensrichtung wird sich zunächst abgesondert von und im Gegensatz zu der Masse des Volks entwickeln müssen. Es giebt bereits jetzt solche Beispiele; sie sind auf geistigem wie auf politischem Gebiet vorhanden. In letzterer Hinsicht sei nur Bismarck genannt, von dem Mommsen behauptete, daß er „in grauenhafter Einsamkeit" lebe. Aber wenn der deutsche Reichskanzler in den grünen Tiefen des Sachsenwaldes sich mit dem deutschen Volksgeiste schweigend unterhält, so dürfte das „Grauen" nur auf seiten der Feinde Deutschlands sowie derjenigen seiner gesunden inneren Entwickelung sein. Einsamkeit ist hier schön groß nothwendig; Platz muß da sein, wo eine Welt geboren wird. Die großen einsamen Künstlerseelen wußten und wissen dies nur zu wohl; und sie sind auch im geistigen Leben des heutigen Deutschlands vorhanden; wie die „Geister" sind auch sie gern da, wo man sie nicht sucht. Sie sind es, von denen die jeweilige Erneuerung eines Volkes, ja die stetige Erneuerung der Menschheit ausgeht. Wie sich während der Gletscherperiode unserer Erde nur einzelne bevorzugte Individuen der künftigen Gattung homo sapiens aus der allgemeinen Erstarrung retteten und durch ihren lebendigen beweglichen Geist die Schwierigkeiten ihrer damaligen lokalen Umgebung überwanden; so haben in denjenigen geschichtlichen Menschheitsperioden, in welchen wie heutzutage jeweilig eine Vergletscherung der menschlichen Seele eintritt, einzelne festgefügte und hochbegabte Individuen der gegenwärtigen Gattung homo sapiens das eigentlich innere Leben des „Gesammtmenschen" in bessere Zeiten hinüberzuretten. Und sie thun es heute so wie je. Es braucht nur an Multatuli Nietzsche Lagarde Thoma erinnert zu werden, die den jetzigen Deutschen so gut wie unbekannt sind; und die erst das 20. Jahrhundert neben Bismarck Moltke Wagner Böcklin stellen wird; als farbige und individuelle Größen — statt der wissenschaftlichen Schemen, welche gegenwärtig die deutsche Bildung beherrschen. Jene Männer haben Charakter, weil sie einsam sind und sind einsam, weil sie Charakter haben. Je mehr ihrer sind, desto besser wird es sein; sie geben das Knochengerüst für einen künftigen Bildungskörper ab; Sehnen Muskeln Nerven sollen sich ihnen anfügen. Zur Einsamkeit und Einkehr in sich selbst möchte man daher vor Allem den heutigen Deutschen rathen. Der geistige und gemüthliche Gehalt der jetzigen deutschen Geselligkeit ist ohnehin, gegen früher, bedeutend zurückgegangen; sie hat sich veräußerlicht; man verlangt materiell weit mehr und leistet ideell weit weniger als noch vor vierzig Jahren; Fachgespräche Vergnügungssucht und mündlich ausgetauschte Zeitungslektüre überwiegen nunmehr. Ein natürlich empfindender Mensch kann sich in dieser Umgebung nicht wohl fühlen; er wird folglich an solcher Geselligkeit nicht viel verlieren. Freilich braucht man nicht so weit zu gehen wie Ibsen, welcher sagt „Derjenige ist der stärkste, welcher allein steht"; aber sicherlich wird Derjenige der stärkste sein, welcher sein persönliches Da-

sein von seinem gattungsmäßigen Dasein am schärfsten zu trennen weiß; und es trotzdem versteht, beide in nächste Beziehung zu einander zu bringen. Zwei verschiedenartige Metalle, welche sich berühren, erzeugen Elektrizität.

Partei-losigkeit.

Der neue deutsche Mensch wird aristokratisch sein, weil er künstlerisch sein wird. Will er in sich und seinem geistigen Dasein ein gesundes Gleichgewicht herstellen, so muß er vor Allem konservativ sein; die antike und die Renaissancebildung entwickelten sich aus gebundenen Verhältnissen zur Freiheit; die moderne Bildung hat sich aus freien — und überfreien — Verhältnissen zur Festigkeit zu entwickeln. Dann erst ist die rechte Polarität der inneren Kräfte gewonnen. Zu dem stolzesten Denkmal der bisherigen deutschen Kunst, zum Bau des Kölner Domes haben alle Deutschen einmüthig beigesteuert; die Unterschiede der Partei und sogar des Bekenntnisses verschwanden vor einer solchen Aufgabe; sie gleicht darin einem etwaigen Bau des deutschen Geisteslebens. Er darf nicht Parteisache sein. Und wie jenes pangermanische Bauwerk der älteren Tochter des Christenthums, der katholischen Kirche zunächst geweiht ist; und wie dennoch der Protestant an ihm Theil hat; so muß auch jenes neubeginnende Leben dem früher geborenen Kinde der Menschheit, dem Glauben im weitesten Sinne des Worts zunächst geweiht sein; und das Wissen dennoch Antheil an ihm haben. Aber dieser Antheil darf nur ein untergeordneter sein; kein normirender regelnder schablonisirender; denn Wissen giebt sozusagen nur den Querschnitt eines jeden Dinges: also zugleich ein vollkommen richtiges und vollkommen falsches Bild desselben. Nur die Anschauung, zunächst die äußere und dann die innere ermöglicht ein wirkliches Verständniß der Dinge. Verständniß ist mehr als Verstand. „Alles was die Individualität vernichtet, ist Despotismus, mit welchem Namen man es auch bezeichne" bemerkt ein so ausgesprochener Realist wie John Stuart Mill. Mögen mithin diejenigen Deutschen, welche der Individualität huldigen, zusammenhalten; trage Jeder von ihnen den leuchtenden Kranz auf der Stirne, der ihn zu einem Priester höheren Menschenthums macht. Dann wird das deutsche Dasein wieder einen Mittelpunkt und zwar einen lebendigen Mittelpunkt haben; dann wird der Durst der Zeit gelöscht werden; dann wird das Individuum der Einzelne der Mensch wieder zu seinem Rechte gelangen. Das Recht des Einzelnen ist hier das Recht Aller; der Mann lebt in der „Masse"; und die Masse erkennt sich in dem „Mann". Mehr noch als der Mensch bedeutet schließlich der Mann; Rembrandt ist ein solcher Mann; und die Deutschen erkennen sich in ihm. Das Männliche ist der höchste Ausdruck des Menschlichen; denn es ist schöpferisch künstlerisch aufbauend.

Blut und Gold.

Die neue Zeit wird unter neuen Zeichen stehen; sie wollen beachtet und gedeutet sein; sie wollen befolgt sein. Es ist längst bekannt, daß das menschliche Blut Eisen enthält; Blut und Eisen haben das jetzige deutsche

Reich nach außen gegründet; das menschliche Blut enthält aber nach neuesten chemischen Untersuchungen auch Gold; wenn das Gold echter Vornehmheit dem eingebornen deutschen Charakter erhalten bleibt, so wird jenem gewaltigen äußeren ein ebenso gewaltiger innerer Aufschwung des deutschen Volksgeistes folgen. „Durch Blut und Gold wird Deutschland erlöst werden" könnte einer jener Kunstorakelsprüche lauten, welche oben erwähnt wurden. Blut und Eisen war eine Kriegsbotschaft; Blut und Gold ist eine Friedensbotschaft; die Rüstung des Krieges ist eisern und das Gewand des Friedens ist golden; unter beiden aber muß schlagen — ein Herz. Die Kunst heilt, was der Krieg verwundet. Das Gold, welches nicht rostet, kann man als ein Sinnbild des Bleibenden: des ewig Menschlichen und das Blut, welches nicht rastet, als ein solches der Persönlichkeit: des besonders Deutschen ansehen; beide zusammen aber ergeben — den deutschen Menschen. Des Körpers Blässe pflegt man durch Eisen zu kuriren; des Gedankens Blässe kann man in diesem Fall durch Gold kuriren; die eine Kur hat Deutschland schon durchgemacht, die andere steht ihm noch bevor. Beide Mittel müssen in „Blut" gelöst sein. Es ist ein alter Glaube, daß Geister wieder lebendig werden, wenn sie Blut zu trinken erhalten; der Geist der deutschen Bildung kann erst wieder lebendig werden, wenn er wieder deutsches Blut in sich aufnimmt. Ein Gehirn, das blutleer ist, vermag nicht zu denken. Eine Philosophie, die nicht volksthümlich ist, beraubt sich des besten Theiles ihrer Wirkung; die edelsten und tiefsten und darum dunkelsten Instinkte der Volksseele sollen durch jede Art von Geistesthätigkeit hindurchschimmern: wie das Blut durch die Haut. Ein Denkerantlitz, dem der rosige Anhauch der Mystik fehlt, ist nicht gesund. Und zu dem Schimmer des Blutes muß sich der Glanz des Goldes gesellen. Dukaten sind eine vornehme Münze; sie sind eine ursprünglich venetianische Münze; „Venetianer" sind es, welche noch jetzt nach der Volkssage in deutschen Bergen das Gold schürfen; das vornehme Metall und die vornehme Menschengattung haben sich, in der naiven Vorstellung und auf geschichtlichen Anstoß hin, zusammengefunden. Der deutsche Kaiser mit dem italienischen Beinamen: barba rossa und die italienischen Kolonisatoren von deutscher Abstammung: die Venetianer hausen beide in den deutschen Bergen; das Volk vergräbt seine materiellen wie geistigen Schätze gern in die Erde; und aus eben dieser deutschen Erde können sie wieder gehoben werden. Barbarossa und die Venetianer wiegen wohl einen Napoleon und die Revolution auf; Kaiser und Edle sind wohl den Klubrednern und dem Parvenu gewachsen. Uralter Aristokratismus besiegt neumodischen Demokratismus. Die Entwickelungen und Nothwendigkeiten der Geschichte reflektiren sich auf den Spiegel der Volksphantasie; aber in dem dieser eigenen gedämpften Lichte.

Es giebt Vorgänge, welche sich nur im Dunkeln abspielen und abspielen können; das Leben des Blutes und damit aller Persönlichkeit —

sei sie Einzelpersönlichkeit oder Volkspersönlichkeit — ist von dieser Art. Die Wege des Blutes sind physisch genommen, dunkel; so lange es lebt, sieht es das Licht nicht; es geht seine heimlichen Wege. Und ebensowenig wird es je gelingen, die geistige wie erbliche Bedeutung des Blutes für die jeweilige Persönlichkeit eines Menschen wissenschaftlich klarzulegen. Die Natur des Goldes ist licht; man spricht von goldenem Sonnenschein; und die goldene Krone glänzt auf dem Haupte des Herrschers. Aber Gold zu „machen", ist der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen. Sie steht jenen beiden Mächten rathlos gegenüber; das Blut ist ihr zu dunkel und das Gold zu „hell". Auch hier offenbart sich wiederum der zusammengehörige Gegensatz von Hell und Dunkel, welcher den niederdeutschen Charakter beherrscht; Gold und Blut ist eine niederdeutsche Losung; wie auch Blut und Eisen eine solche war. In diesem Doppelfarbenton war früher Eisen das dunkle und Blut das helle Element; nunmehr stellt in ihm Blut das dunkle und Gold das helle Element dar: die Skala des nationalen Lebens hat sich um eine Stufe verschoben. Die leise Stimme des Blutes und der laute Glanz des Goldes sollen sich im deutschen Charakter vermählen. Wie das Erz seinen Silberblick, hat das Blut seinen „Goldblick". Die Masse ist das Blut und der Mann das in ihm enthaltene Gold; zwar ist es wenig aber es ist — Gold. Krone und Purpur bekleiden den Monarchen; in seiner Person finden Blut und Gold, Volk und Vornehme ihre höchste Vereinigung; in ihm verdichtet sich das innerste Leben einer Nation zur einheitlichen lebendigen Gestalt. Ist er geistig ebenso vornehm wie er politisch vornehm ist, so kommt er dem Ideal seines Berufs nahe: nicht nur äußerlich sondern auch innerlich ein Aristokrat also ganz wörtlich ein „bester Herrscher" zu sein! Wie jeder rechte König von volksthümlicher so ist auch jedes rechte Volk von königlicher Art und Gesinnung; es hüllt sich in den Purpur seiner Individualität und schmückt sich mit dem Kranze seiner Helden wie mit einer Krone. Diese Krone verleiht ihm den Adel, macht es aristokratisch. Das Individuelle und das Aristokratische, das Natürliche und das Vornehme, Volk und Fürst, Held und „Schatz", Blut und Gold — um diesen Ur- und Doppelgedanken dreht sich das deutsche Dasein. Im innersten Winkel von Niederdeutschland, zwischen Weser und Elbe findet man nicht selten Leute, denen dieser Gedanke auf's und in's Gesicht geschrieben ist: röthlich strahlende Wangen, in denen das Blut feurig kreist, werden von einem hoch- und goldblonden Barte umrahmt; die lichte vornehme Natur Siegfried's scheint sich in ihnen mit dem stürmischen volksthümlichen Charakter Luther's zu paaren. Es ist der apollinische Typus in's Niederdeutsche übersetzt; und also der Typus der deutschen Jugend; und also der der deutschen Zukunft. Zugleich aber ist es auch der Typus der deutschen Vergangenheit in ihrer größten und schönsten Form; es ist der geistige Typus Shakespeare's und Rembrandt's; in jenem überwiegt der helle Schein des Goldes, in

diesem die dunkle Kraft des Blutes. Aus Blut und Gold endlich ist die Morgenröthe in ihrer verheißungsvollen Schönheit gemischt; auch eine Morgenröthe des deutschen Geistes, wenn sie wieder bevorsteht, kann nur aus diesen Elementen gemischt sein. Aurora musis amica.

Die Farbe des Eisens, welches alle Völker befriedet und das deutsche Volk befreite, ist — schwarz; schwarz ist auch die Farbe der Erde, welche der Bauer pflügt und welcher der vaterländische Künstler seine besten Kräfte verdankt; fügt man dies dunkelste aller Elemente zu jenen beiden andern, zu Blut und Gold: so hat man die Farben des einstigen idealen Deutschlands — Schwarz Roth Gold. Wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung giebt, die vornehmer ist als Schwarz und Gold, so ist es Roth und Gold; und wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung giebt, die vornehmer ist als beide, so ist es: Schwarzrothgold. Rubens hat die letztere zuweilen mit bewunderungswürdigem Effekt angebracht; so in dem Bilde des bethlehemitischen Kindermords zu München und in seinem bekannten „Liebesgarten". Die Farbengebung der Rembrandt'schen Bilder bewegt sich sogar vorzugsweise in diesem Dreiklang; wiewohl in gedämpfterer und darum auch vornehmerer Weise als es bei dem großen vlämischen Virtuosen der Fall ist. Zu den schwarzen und goldigen Tönen, welche im wesentlichen die Rembrandt'sche Palette beherrschen, gesellt sich häufig als ein dritter entscheidender Faktor das dunkle Blutroth. Rembrandt malte schwarzrothgold. Und es ist vom malerisch-technischen Gesichtspunkte aus bezeichnend, daß zwischen dem dunklen und dem hellen Element, zwischen der tiefschwarzen Finsterniß und dem goldigen Lichtreflex, aus welchen sich fast jedes seiner Gemälde zusammensetzt, jenem blutrothen Farbenton oft die Vermittlerrolle zufällt. Blut bindet. Dieser Maler ist ein Dichter; seine Bilder sind Volkslieder; sie sind im Volkston gehalten; und sogar in den Farben des Volks. Schwarz-rothgold.

Man kehrt stets zu seiner alten Liebe zurück. Deutschlands äußere politische Entwickelung ist noch nicht abgeschlossen; es könnte recht wohl sein und muß sogar in gewisser Hinsicht sein, daß einer irgendwie eintretenden Erweiterung seiner äußeren Machtbefugnisse ein abermaliger Wechsel seiner Nationalfarben folgt. Sie haben sich von Schwarzweiß zu Schwarzweißroth verwandelt; möglicherweise verwandeln sie sich noch einmal wieder zu Schwarzrothgold. Was wächst, verändert sich. Wenn man die bloß geistige und Racengemeinschaft in Betracht zieht, welche das jetzige Deutschland mit Oesterreich verbindet und derselben irgend einen nationalen Farbenausdruck geben wollte, so dürfte sich eine Herübernahme des österreichischen Gelb in die deutsche Flagge am ersten empfehlen. Auch auf diesem Wege würde man wieder zu Schwarzrothgold gelangen. Noch jetzt flaggt man gelegentlich in Oesterreich schwarzrothgold. Die deutschen Idealfarben sind noch nicht ganz erloschen. Ja es giebt sogar einen Ort, wo sie noch jetzt vollkommen lebendig sind. Ein moderner Staat, der

seinem Inhalt nach wesentlich niederdeutsch ist und es auch in der Form mehr und mehr zu werden scheint: Belgien, das Land der Vlamen weist die gleichen Farben auf. Blau Weiß und Roth ist holländisch; Schwarz Roth und Gelb ist belgisch; es ist bekannt, welche Rolle diese beiden Farbengruppen beim ersten politischen Erwachen des neuen Deutschland 1848 gespielt haben; es könnte sein und ist zu wünschen, daß wie der Ausgangs- so auch der Endpunkt der Entwickelung des neuen Deutschland in diesen Farben gipfele; daß niederdeutsche Kunst und niederdeutsches Staatsleben, welche in Holland und Belgien einst ihre höchste Blüthe gehabt, in erweitertem Maße sich auf das gegenwärtige deutsche Reich übertragen. Die Politik schafft zuweilen neue Farbenzusammenstellungen; es könnte sein, daß sie ihrerseits auch einmal durch alte Farbenzusammenstellungen] bestimmt würde. Wollte man diese den Bildern Rembrandt's entnehmen, so würde es eine echt deutsche Politik sein. Wenn die deutsche Erde im vaterländischen Kampfe von deutschem Blute feucht wird; und wenn ein deutscher Sonnenstrahl das Haupt des sterbenden Kriegers verklärt; dann glänzt es — schwarzrothgold!

Erzieherisches.

So reicht der Name „Rembrandt" vom innersten Kern der deutschen Natur bis zu deren äußerster Schale. Originalität ist nicht das Ziel sondern die Voraussetzung alles Künstlerthums; sie ist in Rembrandt als einem Musterbeispiel gegeben; durch sie muß der Deutsche hindurchpassiren, wenn er geistig etwas werden will. Das ist die erzieherische Bedeutung dieses großen Künstlers. Wie von Cäsarismus so könnte man auch von Rembrandtismus reden; nur daß dieser gerade das Gegentheil von jenem ist; denn jener zentralisirt ein Volk äußerlich, dieser individualisirt es innerlich. Das Neue muß an das Alte anknüpfen; aber nur an dem Punkte, wo es am freiesten ist; und am freiesten ist die bisherige deutsche Kultur in Rembrandt. Vieles nimmt man heutzutage unters Mikroskop; es dürfte gut sein, auch einmal Einiges unters Makroskop zu nehmen: audiatur et altera pars. Wenn hier der Versuch gemacht wurde, nicht einen Mann an der Zeit, sondern die Zeit — die heutige Gegenwart — an einem Manne zu messen; so wird dies gewissermaßen gerechtfertigt durch den ungünstigen Erfolg, den das umgekehrte Verfahren praktisch gegenüber einem Bismarck Wagner Menzel Böcklin Schopenhauer u. A. hatte. So verschieden diese Geisteshelden unter sich sind, dennoch wurden sie gleich sehr und gleich lange von ihren Zeitgenossen gehaßt oder übersehen; das 19. Jahrhundert hat diese Prüfung schlecht bestanden. Es kommt nicht darauf an, daß man dem Erfolg huldigt; es kommt darauf an, daß man den großen Mann auch in einer unscheinbaren Hülle erkennt; daß man Vertrauen zu ihm hat und dies durch Thaten beweist. Das Gefallen, welches das sogenannte große Publikum jetzt an Wagner Böcklin Ibsen zeigt, spricht viel mehr gegen diese Künstler als das Mißfallen, das man ihnen früher entgegenbrachte; sie könnten nicht Mode

werden, wenn sie nicht theilweise der Mode dienten; sei es auch nur dadurch, daß sie ihr widersprechen. Widerspruch kitzelt. Den großen Haufen muß man links liegen lassen; man muß seinetwegen nicht einmal nach rechts gehen; man muß gerade aus gehen. Dieser gerade Weg wird dem Volke wie dem Einzelnen vorgezeichnet durch — seine Individualität; sie ist es, von der er weder nach rechts noch nach links abweichen soll; die er ausbilden vertiefen · vertheidigen soll: immotus in undis. Wer dem Echten dient, wird es nur mit den Echten halten; diese werden als Wenige immer den Vielen entgegenstehen; die Anziehungskraft der Ersteren wächst je mehr sie sich selbst um einen festen Mittelpunkt schaaren; und sie können dadurch die Letzteren, falls es gut geht, unwillkürlich nach sich ziehen. Aber der Beifall der „gebildeten" d. h. halbgebildeten Masse ist unter allen Umständen wenig werthvoll; es sei denn, daß sie sich entschließt zur Natur zurückzukehren. Und dies wird immer nur vorübergehend der Fall sein; wenn es überhaupt dazu kommt. Ein Volk lernt langsam. Da man vor Todten zuweilen mehr Respekt hat als vor Lebenden, so ist immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein Rembrandt den heutigen „Zeitgenossen" etwas mehr Eindruck macht als die Obengenannten. Im Grunde stimmen zwar die Genien des 17. mit denen des 19. Jahrhunderts überein; sie sind Originale und stoßen darum an; aber ihr Schicksal kann belehrend wirken für Diejenigen, welche noch belehrungsfähig sind. Ein Mann macht viele. Dieser geheime Magnetismus zwischen den Vielen und dem Einen ist eines der wichtigsten und vielleicht überhaupt das wichtigste Volkserziehungsmittel. Lessing, der die Menschheit erziehen wollte, blickte vorwärts in die Unendlichkeit; jetzt heißt es, das Auge auf die Erziehung e i n e s Volkes, also rückwärts in die Endlichkeit zu richten; wir brauchen Geschichte. Wo Jener eine Lehre hinstellte, darf man jetzt einen Menschen hinstellen; aber auch dieser Mensch, Rembrandt, wird schließlich mit Lessing Schulter an Schulter stehen. Es giebt mancherlei Arten von Wiedergeburt; der Deutsche muß sich deutsch wiedergebären; eine andere Wahl bleibt ihm nicht. Lessing zeichnete das Bild der Wiedergeburt; Rembrandt giebt ihm Farbe; und der Deutsche soll es lebendig darstellen.

Man ist sich längst darüber einig, daß Selbsterziehung die beste Erziehung sei; so ist auch die Erziehung, welche ein Volk sich selbst durch seine großen Männer angedeihen läßt, die beste Volkserziehung. Und sogar ungünstige Umstände können dabei zum Vortheil dienen. Was schon gebildet ist, kann nicht mehr gebildet werden, giebt also keinen Anlaß mehr zu lebendiger Schaffensthätigkeit; insofern ist die innere Unbildung, welche sich unter dem äußeren Scheine von Bildung im heutigen Deutschland vielfach verbirgt, sogar als ein Glück zu betrachten: dieser rohe Boden harrt der Bearbeitung, bedarf der Bearbeitung, dankt die Bearbeitung. „Besen werden immer stumpf gekehrt und Jungen immer geboren" lautet

ein Goethe'scher Orakelspruch; die Besen der heutigen deutschen Volkserzieher sind schon recht stumpf gekehrt; es wird bald von ihnen heißen „Besen Besen, sei's gewesen" und neue „Jungen" werden die neue Zeit erleben. Auch Erziehungssünden, im Einzelnen wie im Ganzen, können getilgt gebüßt gehoben werden. Manche verstohlene Thräne, die ein blondhaariges Kind sich heimlich aus den Augen wischt, dürfte noch einmal den erziehungswüthigen Pedanten von heute schwerer auf's Gewissen fallen, als sie denken. Man wird seinen ärgsten Feind segnen, wenn er ein Kind im Arme hält und man wird seinem besten Freunde fluchen, wenn er ein Kind morden will. Hierdurch ist die Stellungnahme jedes echten Deutschen zur heutigen Erziehungsfrage geregelt; er wird in seinen Kindern die Zukunft seines Volkes zu vertheidigen haben; er wird nicht dulden dürfen, daß sie dem Moloch einer falschen Bildung zum Opfer gebracht werden. Er darf sie nicht verkrüppeln verbilden quälen lassen. Und vielleicht kommt einmal ein großes Kind, jener „heimliche Kaiser", das alle diese kleinen Kinder rächt. Das Kind aber ist „der Vater des Mannes" oder wie man es auch ausgedrückt hat „das Kind ist, der Mann wird". Auf geistige Männlichkeit also kommt es an. Rembrandt, diesem einen Manne, werden viele Männer folgen. Eine Schwalbe macht zwar keinen Sommer; aber sie verkündigt ihn; und ist darum glückverheißend.

Volk und Wissenschaft. Die Bethätigung und Verwirklichung dieses historischen Ideals im Einzelleben der deutschen Nation wird mancherlei Folgerungen und Forderungen nach sich ziehen; zunächst negative. Es giebt ein Mißtrauen, das fruchtbar ist; das Mißtrauen Luther's in den Papst war von dieser Art; es sollte in neuer Gestalt stets wieder aufleben. Auf die Vertreter der Wissenschaft sieht das heutige deutsche Volk mit einer fast abergläubischen Verehrung; in der Wissenschaft hat man Alles schwarz auf weiß; und Das wirkt bekanntermaßen sehr beruhigend. Aber diese Methode ist für ernstlich Strebende doch etwas zu bequem. Selbst ist der Mann — und sei der Mann — auch der Wissenschaft gegenüber. Ein so exakter Forscher wie Helmholtz hat die Richtigkeit der sogenannten geometrischen Axiome für fragwürdig erklärt; ja er hat die Möglichkeit hervorgehoben, daß sie einmal durch neue Erfahrungen umgestoßen werden könnten; sollten solche Erfahrungen kommen, so werden sie sicher individualistische sein. Man hat gemeint, daß Zahl und Maß die Welt regieren oder daß Geld die Welt regiert; aber beides ist nicht wahr; denn der Geist regiert die Welt. Vor diesem wirklichen Regenten müssen die Pseudoregenten weichen. Daß und wie Statistik irre führen kann, wird jetzt allgemein zugegeben; Zahlen beweisen — nichts, wenn es sich um Individualität handelt; sie bieten in diesem Fall Voraussetzungen, nicht Ergebnisse. Der Aberglaube wechselt; früher hatte er sich das Gemüth zum Spielplatz erkoren; jetzt treibt er im Verstand sein Wesen. Und der Aberglaube an Zahlen ist keiner der geringsten. Man „hat" freilich den Schmetterling, wenn er gespießt und

den Menschen, wenn er gekreuzigt ist; aber sein Leben hat man nicht. Dieser Unterschied kann nicht deutlich genug hervorgehoben werden; der Gelehrte wie der Laie sollte ihn nie vergessen. Den wissenschaftlichen Autoritäten darf demnach nicht zu viel vertraut werden; ihr Ruhm ist oft groß; aber er hält nicht immer dauernd Stand; oft nicht einmal vor dem Urtheil der eigenen Nachfolger. Als die erste deutsche Eisenbahn gebaut werden sollte, gab die medizinische Fakultät zu Erlangen ein offizielles Gutachten dahin ab: daß die eventuellen Passagiere einer solchen Eisenbahn in Folge der schnellen Fortbewegung sämmtlich unheilbaren Gehirnkrankheiten verfallen würden. Mit dem Hypnotismus findet man sich heutzutage nicht viel besser ab. Wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, gehen die jetzigen Professoren seinen Thatsachen aus dem Wege; sie ignoriren dieselben, weil sie sie nicht erklären können; Das ist unwissenschaftlich und unsittlich. Der wissenschaftliche Philister ähnelt hierin dem Philister überhaupt. Der Entdecker in großem Stile, welcher sie zu Achsenverschiebungen in ihrem Denken nöthigt, ist ihnen ein Friedensstörer; sie hassen und bekämpfen ihn; und er wird gut daran thun, sie seinerseits zu verachten und zu bekämpfen. Dies ist der einzige Weg zu gesundem geistigen Fortschritt. Die Fachwissenschaft ist dem Neuen nicht oder nur selten gewachsen. Sie selbst aber wechselt und wandelt. Der Apoll von Belvedere, auf den man vor hundert Jahren schwor, wird von den einschlägigen „Fachgelehrten" nunmehr über die Achsel angesehen; er ist für sie eine Mode von gestern; der Holbein'schen Madonna, auf die man jetzt schwört, wird es nach hundert Jahren gerade so gehen; und doch sind beide vortreffliche Kunstwerke. Sie sind nicht von gestern noch von heute sondern von Ewigkeit. Vergänglich sind nur die wissenschaftlichen Moden. Es ist garnicht so lange her, daß man Typhuskranke „wissenschaftlich" nach einem Wärmeverfahren behandelte und sie dadurch zu 90 Prozent tödtete; jetzt weiß man, daß sie mit einem Kälteverfahren behandelt werden müssen; wollte ein Kranker in jener früheren Zeit von der wissenschaftlichen Behandlung absehen, so hatte er Aussicht zu genesen; sonst nicht. So sollte auch das deutsche Volk heutzutage und auf geistigem Gebiet verfahren. Nur hat es den umgekehrten Weg einzuschlagen; es soll das Kälteverfahren d. h. den Weg des Verstandes in seiner Bildung aufgeben, und das Wärmeverfahren d. h. den Weg der Empfindung wieder aufnehmen. Die Heilerfolge würden außerordentliche sein.

Wenn das deutsche Volk an dem Anfang, nicht an dem Ende einer großen geistigen Entwickelung zu stehen glaubt — so wird es dort auch stehen. Wer vorwärts blickt, fühlt sich vorwärts gezogen. Der Pentarchie: Dubois-Reymond Mommsen Virchow Helmholtz Ranke, welche das heutige wissenschaftliche Leben und dadurch die allgemeine Bildung Deutschlands beherrscht, hat das heutige deutsche künstlerische Leben nur einen in partibus regierenden aber einen Monarchen entgegenzusetzen: Rembrandt. Er

ist volksthümlich und vornehm zugleich; eben dadurch wird er zum sicheren Maßstab für andere, seien es echte oder falsche Größen. Eugen Richter und Kotzebue sind theilweise volksthümlich, aber sie sind nie vornehm; Metternich und Voltaire sind theilweise vornehm, aber sie sind nie volksthümlich; Blücher und Fritz Reuter sind völlig volksthümlich, es strömt etwas vom Herzblut des Volkes in ihnen; aber der goldene Schimmer einer inneren Vornehmheit fehlt ihnen. Clausewitz und Novalis sind völlig vornehm; aber sie sind nicht volksthümlich; den ungebildeten Deutschen ist nicht einmal ihr Name bekannt. Von den Mitgliedern der obigen Pentarchie ist keiner volksthümlich und auch nur einer, Ranke, vornehm geartet; wiewohl von den vier Uebrigbleibenden einige vorzugsweise den Schein der Volksthümlichkeit, andere mehr den der Vornehmheit anstreben. Volksthümlichkeit ist von Reklame und Salonton von Vornehmheit höchst verschieden. Ranke's Vornehmheit ist lediglich eine solche der Kritik, nicht der Seele; es ist nicht eine Vornehmheit Rembrandt's, sondern eine solche Lessing's; die beiden „Friesen" treffen sich in der Fremde. Es ist Gold in Ranke's Schriften; aber der warme Pulsschlag des Blutes fehlt ihnen. Schiller und Friedrich II, Burns und Bismarck sind ebenso populäre wie adelige Geister; sie gleichen darin Rembrandt; sie haben „Blut und Gold". Solchen Männern vertraut das Volk und solchen Männern darf es vertrauen. Es ist auch eine Pentarchie; aber eine nicht auf Wissen sondern auf Charakter gegründete; denn jeder Charakter, welcher sich mit der Welt auseinandersetzt, ist schöpferisch.

Physiognomisches.

Das reine Wissen erschlafft durchweg den Menschen. Eine bekannte antike Porträtstatue des Aristoteles, der sog. Aristoteles Spada ist hiefür sehr illustrativ; man hat zwar neuerdings die Richtigkeit ihrer Benennung angezweifelt; aber jedenfalls stellt sie einen musterhaften Alexandriner d. h. Aristoteleszögling dar. Sie giebt so recht ein Bild des grübelnden unfrohen sich selbst und die Welt zerfasernden Forschers; ihm fehlt die geistige wie die körperliche Frische; die schönste aller griechischen Porträtstatuen dagegen, die des sog. Sophokles vom Lateran stellt in ihrer so äußerlich wie innerlich vollen runden geschlossenen Erscheinung ein Urbild echtester und gesundester Menschlichkeit dar; diese Gestalt erhebt, jene bedrückt den natürlich fühlenden Beschauer. Die letzten hundert Jahre deutscher Geistesentwickelung haben ähnliche Gegensätze gezeitigt; es ist ein weiter Abstand von den offenen und lebensvollen Zügen eines Lessing Goethe oder selbst minder bedeutender damaliger Geistesgrößen bis zu dem doktrinär bebrillten Gesicht eines Virchow oder den kritisch zerfetzten Zügen eines Mommsen. Gesichtsforschung gehört auch zur Geschichtsforschung; der Mensch ist so wie er aussieht; sein und aussehen aber soll er menschlich. Man hat Aristoteles den „Sekretär der Natur" genannt, aber Sophokles und jeder echte Künstler ist mehr; er ist der Sohn der Natur — und darum ihr Erbe. Selbstverständlich soll dieser Sohn und

Erbe sich die Aufzeichnungen des mütterlichen Hausverwalters zu Nutzen machen; er hat dazu das Recht wie die Pflicht; aber immer ist und bleibt er der Herr und jener der Diener. Schaffen und Schreiben ist zweierlei. Shakespeare schreibt Tragödien und Aristoteles Regeln über solche; man kann nicht zweifeln, welcher von ihnen der Größere ist; und welchem von beiden innerhalb einer echten Bildung die eigentlich entscheidende Stimme zukommt. Dem Künstler, nicht dem Kritiker!

Es kommt stets darauf an, daß die Bildung eines Volkes ein gewisses Gleichgewicht bewahre; in der gegenwärtigen Zeit, wo die Luft voll ist von theils abstrakten und verstandesmäßigen theils materialistischen und mechanistischen Anschauungen, kann der Einzelne — welcher sich jenes Gleichgewicht wahren will — nichts Besseres thun als sich ebenso entschlossen wie entschieden auf die Seite des Gefühls, des Poetischen, des Künstlerischen zu stellen. Je mehr er es in Worten und Werken studirt, je mehr er ihm in Worten und Werken nachartet desto stärker wird er sein. Wer seiner Umgebung gewachsen sein will, muß sich ihr entgegenstemmen; und mit Besonnenheit. Die jetzige deutsche Bildung gleicht einem großen Katalog; und vielleicht wird jede Bildung etwas von einem solchen an sich haben; aber wenn er einmal nicht zu entbehren ist so sollte er sachlich, nicht alphabetisch geordnet sein: der Geist, nicht der Buchstabe muß in ihm herrschen. Wie das deutsche Civilgesetzbuch nicht vorwiegend für die materiell, soll der deutsche Bildungskodex nicht vorwiegend für die geistig „Besitzenden" geschrieben sein. Dem nichtgelehrten aber lebendig empfindenden Menschen geben die Priesterchöre in Mozart's „Zauberflöte" ein richtigeres Bild von dem echt egyptischen und dessen „Türkischer Marsch" ein richtigeres Bild von dem echt türkischen Wesen als irgend ein Antikenmuseum oder ein Orientreisender ihm zu bieten vermögen. Schiller's Tell schildert die Schweiz besser als Bädeker's Handbuch. „Genialität ist der Sinn für das Wesentliche." Der strenge Pomp des egyptischen, das dumpfe Ungestüm des türkischen, die freie Männlichkeit des schweizerischen Volkscharakters ist in den obigen Werken sprechend wiedergegeben; sprechend vor Allem fürs Volk; und dieser einzige Umstand ist entscheidend. Sanskritmanuskripte belehren den Forscher; ein Heine'sches Lied entrückt die Volksphantasie — nach Indien. Kommt der Berg nicht zu Muhamed, so kommt Muhamed zum Berg. Kongenialität vermag mehr als alle Gelehrsamkeit; sie kann, nach dem Ausspruch Christi, Berge versetzen; indem sie, nach der Art Muhamed's, Menschen versetzt. Diese große Kraft darf der Deutsche sich nicht nehmen lassen.

Zukunftsblick.

Greift man wieder mehr auf sie zurück, so wird sich Manches anders gestalten — und besser. Viele heutige Gelehrte machen es wie viele heutige Maler: sie geben Studien für Bilder aus; beide sollten sich lieber zu vollem Schaffen erheben. Sie brauchen weniger Wissen und mehr Weisheit. Ein Philolog sollte immer etwas Philosoph, ein Theolog immer

etwas Theosoph sein; man hat das Volk in den Geschwornen- und Schöffengerichten wieder juristisch gemacht; nun sollten auch die Juristen wieder etwas volksthümlich werden. Die ganze Geschichtschreibung wird eine Umwälzung erfahren, wenn man sich erst entschließen wird, dem Einflusse des Blutes auf die Entwickelung der Völker Stämme Menschen gründlicher nachzugehen. Man wird dann das Völkerleben nicht mehr nach den unsicheren politischen Grenzen sondern nach den mit oder gegen einander bewegten Blutströmungen, in Vergangenheit wie Gegenwart, schildern studiren beurtheilen. Man wird dann auch den Deutschen geben, was der Deutschen ist; ihr Blut liegt ganz überwiegend der vergangenen geistigen Blüthe Südeuropa's zu Grunde — in der Renaissancezeit; ihr Blut eilt ganz überwiegend der künftigen geistigen Blüthe Nordeuropa's voraus — in den Niederdeutschen. Man spottet heutzutage über Stammbäume wie man vor hundert Jahren über die Bibel spottete; letzteres hat bereits aufgehört; aber auch ersteres wird aufhören. Denn den körperlichen Verbindungen entsprechen geistige Verbindungen. Man wird solche nur richtig erkennen, wenn die Darstellung der im Menschen ursprünglich gegebenen Kräfte und ihres Ringens mit einander dahin kommt, wohin sie gehört: an die Spitze der Geschichte; wenn diese vom anthropologischen und also im höheren Sinne vom konservativen Standpunkt aus betrachtet gehandhabt dargestellt wird. Aus der Racen- und Sprachen-, aus der Kriegs- und Kunstgeschichte eines jeden Volkes wird man eine Geschichte seines Leibes wie seiner Seele zu entwickeln haben. „Der Krieg ist eine Sache der Psychologie“ hat Napoleon I gesagt und die Geschichtschreibung ist es noch mehr; an die Spitze der letzteren gehört nicht die politische sondern die Charaktergeschichte der Völker. Es handelt sich hier stets um Typologie; von dieser ist die Anthropologie nur eine Seite; aber freilich die höchste. Anthropologie kann stets nur „Geschichte des Volksthums“ sein, weil es einen Menschen an sich so wenig giebt wie eine Kunst an sich oder einen Baum an sich: es giebt immer und überall nur individuelle Menschen d. h. Volksangehörige. Es handelt sich also um folklore! Religionsgeschichte Sittengeschichte Geistesgeschichte Staatengeschichte hängen sämmtlich von diesem eben erwähnten Gesichtspunkt ab und ordnen sich ihm natürlicher- wie logischerweise unter: er ist der Schwerpunkt ihres innern und äußern Daseins. Oder um es vulgär auszudrücken: wie die Zukunft der subjektiven Wissenschaft im Hypnotismus, liegt die Zukunft der objektiven Wissenschaft in der Anthropologie; und beide Richtungen könnten sich recht wohl zu einer dritten: der Anthroposophie vereinigen; erst diese würde, im Bunde mit Kosmologie und Kosmosophie, wieder zu der echten Philosophie zurückführen. Ecce fons veritatis. Diese Bestrebungen, soweit sie im heutigen wissenschaftlichen Deutschland schon rudimentär vorhanden sind, vertheilen sich in bezeichnender Weise zwischen dem mehr verstandesmäßigen Norden und dem mehr gefühlsmäßigen

Süden; wie v. Nußbaum dem Hypnotismus redet Virchow der Anthropologie das Wort; es erübrigt noch, ihre Forderungen zu vertiefen und auszuführen: eine der größten geistigen Aufgaben, welche des deutschen Volkes harrt. In diesem Sinne kann man sagen, daß Mommsen der letzte der alten, der dokumentarischen und Virchow der erste der neuen, der anthropologischen Geschichtschreiber ist: soweit Deutschland in Betracht kommt. Eine Wendung zur Anthropologie bedeutet hier eine Wendung zur — Persönlichkeit. Virchow selbst hat 1889 in einem Vortrage gesagt: „überall wo wir der Geschichte menschlicher Kultur in das Einzelne nachgehen können, kommen wir darauf, daß es nicht die Massenarbeit gewesen ist, welche die Züge der Kultur bestimmt hat, sondern einzelne Persönlichkeiten einzelne Stämme einzelne Völker sind es, an welche sich die Fortschritte der Kultur knüpfen"; wie er diese Meinung mit seinen sonstigen Anschauungen, die sich ausschließlich auf politische und wissenschaftliche „Massenarbeit" richten, vereinigen will, ist freilich unerfindlich; gleich allen Doktrinären denkt er theoretisch richtig und praktisch falsch. Seine Theorie verurtheilt seine Praxis und diese jene; aber auch darin liegt etwas Gutes; gerade aus dem faulenden Samenkorn sprießt der Keim.

Alexander Peez hat für diese neue Art von Geschichtschreibung vortreffliche Winke gegeben; er hat Europa „aus der Vogelperspektive" betrachtet; er hat dadurch höchst erfreulicher Weise einen der jetzt fast ausschließlich herrschenden „dokumentarischen" Geschichtsforschung ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Er hat die Grundlinien von Demjenigen gegeben, was Ranke's Weltgeschichte hätte sein sollen: eine Darstellung der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, insbesondere ihres europäischen Zweiges, auf Grund von rein thatsächlichen aber doch für die bisherige Geschichtsforschung neuen Faktoren des äußeren wie inneren Lebens der Völker. Weltgeschichte darf nicht Kompilation im großen Stil sein; Weltgeschichte kann und darf nur Der schreiben, welcher das Weltleben wirklich neu anschaut. Das hat Ranke nicht gethan; seine „Weltgeschichte" giebt kein neues anderes richtigeres Bild von der Welt als es vorher nicht bereits da war; sie liefert nur eine Generalübersicht des bereits Bekannten. Sie tritt in pontificalibus auf; aber sie läßt kalt. Der Hohepriester der deutschen Geschichtschreibung ist hier zwar gegeben; aber fern von dessen Residenz, in äußerlicher Unbedeutendheit, erwächst unterdeß eine neue siegreiche Lehre. Peez schreibt zwar noch nicht aber er skizzirt doch anthropologische und mithin — makroskopische Geschichte. Wirklich ist es die höchste Zeit, daß man neben und sogar vor den papiernen die gewachsenen Dokumente: die Haar- und Schädelformationen, den Wuchs und die Farbe, kurz die äußere sinnliche Erscheinung der Völker wie ihrer Angehörigen zur maßgebenden Grundlage der gesammten Geschichtsforschung macht. Eine blonde Locke kann unter Umständen ganze Folianten umwerfen.

Sittlichkeit. So führt auch die Wissenschaft in ihrem letzten Grunde auf den Menschen; der Mensch aber führt in seinem letzten Grunde auf das Sittliche; „wenn wir aufrichtig sein wollen so müssen wir gestehen, daß bei jedem Menschen die Empfindung der Ehre am stärksten unter allen wirke" hat Möser gesagt. Auf diesen Punkt wird also der deutsche Mensch und der deutsche Künstler sein festes Augenmerk zu richten haben. Ehre ist nie allgemein; sie kann nur im Gegensatz zur Unehrenhaftigkeit gedacht werden; und ist also ein aristokratischer Faktor. Im Konflikt zwischen Vortheil und Ehre entscheidet sich bei vollkommen freier Wahl immer nur eine Minderheit der Menschen für die letztere. Ehrenmann ist ein Minoritätsbegriff. Die Ehre des Künstlers besteht darin, sich selbst treu zu bleiben unter allen Umständen. Er berührt sich darin wieder mit dem militärischen Geist. Die Ehre des deutschen Offiziers giebt sich vorwiegend nach außen hin kund, aber sie ist darum nicht weniger innerlich gemeint; die Ehre des deutschen Künstlers richtet sich wesentlich nach innen, aber sie sollte sich trotzdem nicht minder äußerlich kundgeben. Er kann darin von dem heutigen Krieger noch viel lernen; Integrität der Persönlichkeit, Integrität der Gesinnung, Integrität des Handelns ist beiden gemeinsam oder sollte es wenigstens sein. Also auf Charakter kommt es an: daß die Kunst auch eine sittliche Seite habe, daran denkt man heutzutage allzu selten; man fordert in dieser Hinsicht nicht viel vom Künstler; und bekommt deshalb auch in dieser Hinsicht nicht viel von ihm. Die Gedankenblässe der gegenwärtigen Bildung ist oft der „blassen Furcht" verwandt. Fürst Bismarck hat in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 gesagt „die Tapferkeit ist bei allen civilisirten Nationen gleich"; er hat damit bewußter oder unbewußter Weise die große und weitgreifende Wahrheit ausgesprochen, daß Tapferkeit auch einen Theil der Civilisation bildet; daß also nicht nur geistige sondern auch moralische Kraftleistungen dem „civilisirten" Menschen zukommen. Die neueste deutsche Bildungsfrage ist im Grunde nur eine Frage des Muthes. Der civilisirte Deutsche wird seine Tapferkeit darin zu zeigen haben, daß er den Muth besitzt — er selbst zu sein auch auf geistigem Gebiet. Er wird sich gegen den Ansturm äußerlicher Einflüsse zu wahren haben; von ödem Streberthum und öder Plutokratie hat er sich gleich fern zu halten.

Geselligkeit. Offiziere Gelehrte Künstler vergeben sich etwas, wenn sie an Genußsucht mit dem Banquier wetteifern; der rohe Geldkultus ist ein nordamerikanischer und zugleich — jüdischer Zug, welcher in dem jetzigen Berlin mehr und mehr überhand nimmt; eine deutsche und ehrenfeste Gesinnung sollte Dem gegenüber ganz entschieden Stellung nehmen. Geldstücke sind meistens schmutzig. Es ist roh und plebejisch, sich an einer Geselligkeit zu betheiligen, welche auf platte Sinnlichkeit und leere Renommisterei gegründet ist; welche der wahren inneren Bescheidenheit entbehrt; welche weder sittlichen noch geistigen Gehalt in sich hat. Solche Geselligkeit war in dem Berlin

Friedrich Wilhelm's II zu Hause; und sie taucht im jetzigen Berlin stark wieder auf; ja sie verbreitet sich von dort aus schon auf andere große Städte. Wer kein „Haus" hat, der soll auch keins machen; Offiziers- und Beamtenkreise sollten hier mit gutem Beispiel vorangehen; und zu einer edlen Nüchternheit des materiellen Lebens zurückkehren. „Repräsentiren" wird sonst „Lügen". Gastlichkeit besteht nicht darin, daß man den Geldbeutel zieht und für einige Leute das Essen und Trinken bezahlt; sie besteht darin, daß man Andere an dem Geist wie der Lust des eigenen Hauses theilnehmen läßt; das ist deutsche und individuelle, jene andere ist schablonenhafte und Berliner Gastlichkeit. Individualismus und Schablone bekämpfen sich bis in die Suppenschüssel! Gastereien auf geborgten Schüsseln zu geben, ist spezifisch berlinisch und spezifisch ordinär; nichts ist jämmerlicher als eine solche Garküchengastlichkeit; ihr fehlt das süße Aroma des eigenen Herdes. Das Parvenüthum von heute kann nicht scharf genug gegeißelt werden; es beruht auf sittlicher Halbbildung; und führt zu sittlicher Mißbildung. Wer auf mehr oder minder ehrenvolle Weise zu einem Haufen Geldes gelangt ist, darf darum noch lange nicht „vornehme" Alluren annehmen; so mancher moderne Trimalchio hält sich einen Bedienten; läßt er sich aber einmal auf geistige Fragen ein, so redet er sich um den Hals. Es wäre zu wünschen, daß einem solchen unwahren und frivolisirenden Treiben — das vielfach soziale Fäulnißkeime in sich birgt — einmal von oben her Einhalt geboten würde; daß die besseren Klassen sich endgültig demselben entzögen; daß ein scharfes Kaiserwort auch hier luftreinigend wirkte. Wilhelm II hat es für seine Offiziere gesprochen; er dürfte es auch für seine Bürger sprechen; wir wollen Reinlichkeit! Eine adelige oder bürgerliche Gesellschaft, welche Leute, die das Zuchthaus mit dem Aermel gestreift haben, auch nur unter sich duldet, ist verloren. Hier liegen die wahren Keime zur Revolution! Für eine Reform des deutschen Gesellschaftslebens giebt es nur eine einzige Vorbedingung; es ist die folgende: daß man den gesellschaftlichen Werth eines Menschen nicht nach dem Gelde abschätzt, das er besitzt. Dieser letztere Standpunkt, der denkbar roheste, ist leider jetzt nur zu häufig der maßgebende; man sieht infolge desselben den Offizier zum Heirathsspekulanten und den Künstler zum Salonstatisten herabsinken: giebt man ihn nicht auf, so wird das deutsche Gemüth veröden. Das goldene Kalb muß umgestürzt werden. Selbstverständlich aber würde die Erfüllung einer solchen Forderung einen gewissen sittlichen Aufschwung des deutschen Volkes voraussetzen; ohne einen solchen ist nie Großes gelungen; und ohne einen solchen, darf man hinzufügen, werden die Deutschen nicht sie selbst sein. Der eigentliche Daseinskampf des modernen Menschen ist der nicht materielle aber sittliche Kampf gegen das Geld; er soll es sich, aber sich nicht ihm unterjochen; es soll ihm Mittel, aber nicht Zweck sein. Der moderne Siegfried — der wiedergeborne Deutsche — soll diesen gleißenden Drachen tödten.

Für ihn handelt es sich hier um einen heiligen Krieg und zugleich um das höchste aller sozialen Probleme; es handelt sich um den Kampf der Seele gegen das Seelenlose; und wenn man will, Gottes gegen den Teufel. Denn Sittlichkeit ist nur da, wo Seele ist. In der Sittlichkeit aber giebt es, wie überall, nur ein Vor oder Zurück; kein Stehenbleiben; dies möge man bedenken.

Christenthum. Auf gewisse ewige Wahrheiten wird man dabei stets zurückkommen müssen. Wie eine griechische Statue die menschliche Anatomie aufzeigt, auch ohne daß diese von dem betreffenden Bildhauer im modernen Sinne studirt worden wäre; so enthält echtes Menschenthum immer das Christenthum, auch wenn das letztere nicht gerade im konfessionellen Sinne fixirt ist. Es ist sicher eine Schattenseite an den deutschen literarischen Klassikern des vorigen und den deutschen bildenden Künstlern dieses Jahrhunderts, daß sie der Person Christi gern ausweichen — weil dieselbe damals wie heute vielfach falsch beleuchtet und falsch verehrt wurde. Wenigstens dies „Kind" sollte man nicht mit dem Bade ausschütten. Zwar ist die deutsche Malerei neuerdings wieder etwas religiös geworden; aber es mag dahingestellt bleiben, ob dies nur aus religiösen Motiven geschah. Christus bleibt Christus, auch wenn man ihn jetzt zu Panoramen und Romanen verarbeitet; hat er die Kreuzigung überstanden, so wird er auch dieses überstehen. Eben er ist jener „reine Mensch", der zwischen reiner Vernunft und reiner Thorheit die Mitte hält. Ex oriente lux. Wer nicht mit herzlicher Liebe über Christus schreibt oder redet, der soll es lieber bleiben lassen; diesem Typus gebührt nicht Hochachtung; ihm gebührt Hingabe. Das Christenthum praktisch ins tägliche Leben zu übersetzen, wie es künstlerisch Rembrandt gethan, wird immer eine der Hauptaufgaben des Deutschen bleiben. Und das deutsche Volk wird beim Christenthum beharren müssen, solange es keine bessere Basis für sein geistiges Dasein besitzt; bis jetzt ist dies nicht der Fall. In Christus hat sich die Natürlichkeit zu völliger Selbstlosigkeit und die Vornehmheit zu völliger Erhabenheit gesteigert. Er ist der Urtypus des Kampfes gegen das Pharisäerthum; die größte Unbarmherzigkeit gegen dieses sowie die größte Liebe zum Volk charakterisiren ihn; und diesem Banner hat man zu folgen — heute morgen immerdar. Wie und wo die Pharisäer neu werden, da wird da muß auch Christus neu werden müssen; nach der positiven wie nach der negativen Seite hin; für uns Deutsche aber besonders nach der deutschen Seite hin. Gift und Gegengift, Pharisäerthum und Christenthum, Professorenthum und Deutschthum entwachsen demselben Boden; und es ist nur ein Punkt, wo sich diese zwei Wege scheiden; der heutige Deutsche aber steht an diesem Punkte; möge er zu wählen wissen.

Der Schwerpunkt des Christenthums liegt in dem persönlichen Charakter, in dem persönlichen Wollen, in der persönlichen Leistung Christi; auf diesem Boden giebt es keinerlei Differenzen: denn wer wollte oder

könnte dem persönlichen Wesen Christi opponiren? Auch hier entscheidet die Persönlichkeit, die Individualität, der Einzelmensch — wie immer. Diejenigen Leute, mag ihre kirchliche oder unkirchliche Stellung sein wie sie will, welche zu dieser tiefsten Persönlichkeit kein oder ein antipathisches Verhältniß haben, taugen nicht. Sie ist geradezu als ein Prüfstein für den Menschenwerth des Einzelnen anzusehen. Doch ist auch hier wieder ein grundlegender Unterschied zu betonen. Religion ist nicht etwas Festes sondern etwas Flüssiges. Für den Deutschen handelt es sich Christus gegenüber, wie Rembrandt und den Griechen gegenüber, um prinzipielle nicht spezielle Nachahmung; wie Christus muß man für Recht und Wahrheit sein Leben lassen; aber man braucht sich nicht zu binden und soll sich nicht an alles Das binden, was er für Recht und Wahrheit hielt. Diesen Thatbestand offen auszusprechen, ist besser als ihn auf Umwegen zu erschleichen; wie es z. B. bezüglich des Schwörens geschehen ist, das Christus ausdrücklich verboten hat; oder bezüglich des Ausspruches vom Schlagen auf die rechte und linke Wange, der materiell wie moralisch von jeher nur selten befolgt worden ist. Solche Grundsätze lassen sich eben nicht durchführen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" hat der große Nazarener gesagt. Es wäre zu wünschen, daß in diesem d. h. einem urchristlichen und urdeutschen Sinn ein „Buch von der Nachfolge Christi" geschrieben würde; ein Buch, das mehr vom thätigen als beschaulichen Christenthum handelte; das sich nicht in die Klosterzelle zurückzöge wie Thomas a Kempis sondern — im modernen Sinne — zu Volk und Adel spräche wie Luther. Dasselbe würde vielleicht in jenes Gebiet hineinführen, welches Christus selbst mit den Worten bezeichnet hat „ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es nicht ertragen"; die Menschheit wächst und wird stärker; es wird einmal die Zeit kommen, wo sie mehr zu tragen vermag als zu Christi Zeiten. Danach richte man sich. Deutsches Rosenöl steht, rein merkantil, höher im Preise als orientalisches Rosenöl; so steht auch deutsches Christenthum höher im Preise als orientalisches Christenthum. Man soll das Christenthum durchaus individuell auffassen; man darf es, auch nach seiner Grundanlage, nicht als einen todten Schatz ansehen; es muß sich stets von Neuem wiedergebären. Ja es muß auferstehen; sonst wird es nicht leben; denn alles Leben ist nur ein fortgesetztes Sterben und Auferstehen. Christus lebt in jedem Kinde; und in jeder kindlichen Natur; sie ist wahrhaftig mehr als Taufe. Sie sucht den Himmel nicht, weil sie ihn hat. Der Deutsche der Germane der Arier ist hierin besonders bevorzugt; da er seiner innersten Natur nach Kind ist, ist er seiner innersten Natur nach Christ; Arierthum ist Kinderthum und ist Christenthum: diese drei Lebensfaktoren decken sich. Christus selbst ist das typische Kind, das Kind in seiner edelsten Form, das „Kind Gottes". Jeder der Kind ist, ist in und mit ihm; nationale wie zeitliche Unterschiede kommen hiegegen nicht in Betracht; und ebensowenig

irgend eine Konfession oder Kirche. „Die Ketzer waren oft die frömmsten Leute“ hat ein alter Kirchenschriftsteller gesagt; sie sind thatsächlich die Geusen der Religion; sie sind die Zöllner und Sünder, denen der Heiland nahe ist. Von ihnen geht deshalb stets die religiöse Verjüngung aus. Luther, der männliche Deutsche, wurde von rechtswegen ein „Mann Gottes“ genannt; und er gilt der alten Kirche noch heute als der Erzketzer. „Ich bin weit mehr Christ als Die, welche mich für einen Heiden verschreien“ hat andererseits ein Goethe gesagt; man verschreit ihn noch heute; dennoch könnte man ihn recht wohl einen „Menschen Gottes“ nennen. So geht der Stufengang innerer Entwickelung vom Kinde durch den Mann zum Menschen. Alle drei sind „Gottes“, wenn sie Das, was sie sind, ganz sind. Gott ist der Geist des Ganzen. Diese Art von lebendigem fließendem individuellem Christenthum ist auch dem modernen Menschen zugänglich; es ist nicht unmöglich, daß sie sich auch einmal zu einem — neuen Dogma niederschlägt; aber auch dieses selbst wird einmal wieder veralten. Wer nicht stirbt, lebt nicht. Das gilt von Menschen von Religionen von Welten. Christenglaube kann nur fruchtbar sein, wenn er wächst; und er kann nur wachsen, wenn er sich fortlaufend ändert: „wer ein echter Mensch ist, ist auch ein echter Christ.“ Der heutige Deutsche wird wohl daran thun, sich offener und öfter zu solcher Anschauung zu bekennen, als es der vorsichtige Goethe gethan.

Männliches und Weibliches.

Beispiele, auch negative, belehren. Voltaire, der bei manchen guten und sogar edlen Charaktereigenschaften im Ganzen doch einem alten Weibe, etwa einer geistreichen bejahrten und boshaften Marquise des ancien régime glich: eben dieser Voltaire konnte den Namen Christi nicht aussprechen hören, ohne in moralische Krämpfe zu verfallen. Er ist der rechte Repräsentant einer untergehenden greisenhaften kranken Kultur, die allem kindlich Großen und menschlich Großen und natürlich Großen und einfach Großen verständnißlos gegenüber steht. Sein wegwerfendes Urtheil über Shakespeare entspricht Dem; die Griechen glaubte er selbst übertroffen zu haben; kurz er ist ein rechtes Bild jener Kritiklosigkeit, welche sich selbst für Kritik hält. Shakespeare, die Griechen, das Christenthum tritt er mit Füßen und setzt sich selbst auf den Thron; er ist Götze und Götzendiener zugleich. Er erscheint als eine Art von Mene Tekel für gewisse Größen von heute, welche sich auf ihren „Geist“ und ihr „Wissen“ etwas einbilden; er war zu seiner Zeit ein Todtenvogel; und sie sind heute Todtenvögel, wie er. Was Zola für manche deutsche Künstler, ist Voltaire für manche deutsche Gelehrte von heute: eine Art von heimlichem Hausgott. Und doch sind Beide negativ destruktiv un- und antideutsch nach ihrem ganzen Wesen; wie der Eine zu grob, ist der Andere zu fein; gesund ist keiner von ihnen; mithin auch Diejenigen nicht, welche ihnen huldigen. Voltaire ist geistreich, Shakespeare ist geistvoll; der deutsche Gelehrtenstand folgt bewußt oder unbewußt mehr dem Ersteren als dem Letzteren; auch er

ist wenigstens zuweilen geistreich; aber er wird es mit dem geistvollen Rembrandt und Denen, die dessen Spur folgen, nicht aufnehmen können. Jenem altweiblichen Typus gegenüber geziemt es gerade den Deutschen, männliche Geisteswege zu wandeln; Napoleon I und Bismarck sprechen beide gelegentlich von „männlichen" und „weiblichen" Völkern und rechnen dabei beiderseits die Deutschen zu jenen ersteren; wollen die Deutschen ihrer Natur treu bleiben, so wissen sie also wie sie sich zu entwickeln haben. Ihre kriegerischen Bestrebungen und Erfolge während der letzten Jahrzehnte sind der erste Schritt, durch welchen sie ihre männliche Natur äußerlich und entscheidend bethätigt haben. Es erübrigt noch, ihr auch innerhalb der heimischen Kunst gerecht zu werden; hier wird in bezeichnender aber nicht erfreulicher Weise seit langem ein weiblicher Ton angeschlagen. Weibliche Typen dominiren durchaus in der heutigen deutschen Malerei und Plastik; soweit es sich nicht um die Schöpfung von Porträts handelt, wird die Darstellung kräftiger und edler Männlichkeit geradezu vernachlässigt. Eher hält man sich noch an weibliche Nudität, nach den bekannten Pariser Mustern, als an eine männliche Athletik; und doch würde gerade die letztere echt deutsch sein. Der nackte männliche Körper wird von heutigen deutschen Künstlern so gut wie gar nicht dargestellt; die Schlachtenmaler unter ihnen stehen ihren französischen Kollegen bedeutend nach; mit Siegesdenkmälern u. s. w. findet man sich auf allegorische Weise billig ab. Kurz man meidet das Heroische und liebt das Sentimentale. Eine grandiose Auffassung der Geschichte sucht man in der gegenwärtigen deutschen Malerei und Plastik vergebens; es fehlt den betreffenden Künstlern an Weite des Horizonts; und noch mehr an Tiefe desselben; darum verfallen ihre Leistungen so gern ins Weichliche und Kleinliche. Sie haben einen zu kurzen Athem.

Kreuz und Schwert.

Auch hier weist ein Blick in die kriegerische und künstlerische Vergangenheit der Deutschen aufs Rechte. Das eigenthümlichste und bedeutsamste deutsche Bauwerk nach dem Kölner Dom und gewissermaßen ein weltliches Seitenstück zu diesem ist das Schloß Marienburg bei Danzig, die architektonisch so überaus charaktervolle Wiege des preußischen Staats; es verherrlicht in seinem Baustil mit ausdrücklicher Absicht das Zusammenwirken von Kreuz und Schwert; also im tieferen Sinne dasjenige von Kunst und Krieg, von Christenthum und Deutschthum. Das christliche Bekenntniß der überwiegenden Mehrzahl aller Deutschen ist eine gegebene Thatsache; die geographische Lage Deutschlands, welche ihm die Politik der „gewaffneten Hand" aufnöthigt, ist es ebenfalls; Christenthum und Kriegerthum sind also vom Deutschthum bis weiters nicht zu trennen. Von dem altdeutschen Heliand, welcher Christus als einen führenden „Herzog" darstellt, bis zur ganz modernen Heilsarmee, welche Religiosität und Kriegerthum in minder geschmackvoller Weise verbindet, haben Krieg und Kunst von jeher und zumal auf niederdeutschem Boden ein inniges Bündniß

mit einander geschlossen; bald zeigt es sich in aristokratischer bald in demokratischer Form; immer aber ist es — deutsch. In der That begegnen sich die deutsche Ehrlichkeit und die christliche Wahrhaftigkeit auf halbem Wege; und der deutschen Treue steht die christliche Liebe wohl an; nur wird sich die christliche Selbstverleugnung in manchen Fällen zu deutscher Selbstbethätigung erweitern müssen. Denn erstere ist, gleichwie Kant's kategorischer Imperativ, nicht das Ziel sondern die Voraussetzung aller Sittlichkeit. Das Deutschthum wird durch das Christenthum, aber auch das Christenthum durch das Deutschthum beeinflußt werden müssen. „Befruchtung ist stets gegenseitig." Das Christenthum ist in seinem letzten Grunde: Menschlichkeit; das Deutschthum ist in seinem letzten Grunde: Streitbarkeit; „Kreuz und Schwert" gehören zusammen. Die Menschlichkeit will das Beste; und die Streitbarkeit leistet das Beste — wenn sie jener dient; ja Menschlichkeit läßt sich nur durchführen, wenn sie streitbar vertheidigt wird und Streitbarkeit läßt sich nur rechtfertigen, wenn sie menschlich gehandhabt wird. Wehrhaftigkeit und Wahrhaftigkeit sind sich sachlich wie sprachlich verwandt; die eine ist die oberste Pflicht des Kriegers wie die andere die oberste Pflicht des Künstlers. Beide sind die obersten Pflichten des — Menschen; und vorzüglich des deutschen Menschen: weil sie seiner tiefsten Charakteranlage entsprechen. Deutsche Menschen sind ehrliche Menschen; deutsche Menschen sind tapfere Menschen. In „Kreuz und Schwert" ist zugleich die passive und die aktive, die weibliche und die männliche Sittlichkeit gegeben. Möge demnach diese geistige Doppelströmung wie für den frühesten Kern so auch für die höchste Blüthe des preußisch-deutschen Staatswesens maßgebend sein. Dann wird Deutschland wieder wie im vorigen und 16. Jahrhundert, in großem Stile geistig produktiv sein; dann wird es auch die ihm jetzt entzogene Liebe des ihm verwandten wie nicht verwandten Auslandes theilweise wiedergewinnen können. Es ist nur natürlich, daß ein Land, welches von Waffen und Fabriken starrt, die sich im Grunde beide gegen dessen Nachbarn richten, bei diesen nicht beliebt ist. Geistige und sittliche Ueberlegenheit aber, falls sie sich als echt erweist, versöhnt; was hier ein einzelnes Volk gewinnt, das gewinnt auch die Menschheit: und es kommt somit allen übrigen Völkern zu Gute.

Körperpflege. Ein letzter und wichtigster Faktor der deutschen Bildung bleibt noch zu erörtern. Daß von gesundem „Blut" die gesunde Sittlichkeit abhängt, weiß jeder Menschenkundige; die Naturwissenschaft hat die Lehre von der Erbsünde längst bestätigt; aber die Sozialwissenschaft hat die sich daraus ergebenden Konsequenzen noch nicht genügend gezogen. Das Körperliche ist vom Geistigen und dieses von jenem nicht zu trennen; es ist tief bedeutsam, daß Christus seinerzeit nicht nur ein geistiger sondern auch ein körperlicher Heiland war. Mens sana in corpore sano. Körperliche Gebrechen schließen noch jetzt vom geistlichen Stande aus. Es ist das Gute am preußischen wie an allen Militärstaaten, daß der Körper in

ihnen auch etwas gilt, während er im heutigen deutschen Gelehrtenstande häufig an seinen Rechten verkürzt wird. Bismarck und Mommsen sind nicht nur geistige sondern auch körperliche Antipoden. Es ist charakteristisch, daß der Letztere einmal vorgeschlagen hat: Denkmäler für geistig bedeutende Männer „nur in Büstenform" zu errichten; der Körper soll eskamotirt werden; er wird nicht mehr zur Persönlichkeit gerechnet; freilich mitunter aus persönlichen Gründen. Da dachten die Griechen anders und auch manche Moderne. Montaigne hat die anscheinend widersinnige aber wirklich tiefsinnige Bemerkung gemacht, daß hochgewachsene Leute vorzugsweise hochherzig seien; daß also der letztere Begriff ganz wörtlich gelte. Es ist dies eine Art von Weisheit des Leibes, welche man vielleicht noch nicht genug gewürdigt hat; die Landsleute Bismarck's und Moltke's dürfen mit ihr zufrieden sein; und es ist schön, das Physische dem Geistigen so gleichgeordnet zu sehen. Die Harmonie der Welt ist größer, als man denkt. Daß der körperliche Idealismus im Leben eines Volkes keinen unwesentlichen Faktor darstellt, weiß jeder Geschichtskenner; das stetig heruntergehende Rekrutenmaß in dem heutigen Frankreich liefert den Beweis aus dem Gegentheil. „Vereine für Körperpflege" hat es auch in dem neuesten Deutschland gegeben; aber man hat sie wieder fallen lassen; auch hierin wird der künftige deutsche Mensch sich zu reformiren haben. „Vor Allem ist mir zuwider das egyptische Hinbrüten, welches ich doch überall bei den Deutschen finde. So lange sie nicht eine breite Brust, helle Augen und elastische Glieder bekommen, solange sie nicht hellenisches Leben erhalten, werden sie auch nicht frei werden, keine Helden und Herolde des warmblütigen Lebens" sagt Julius Mosen. Eben dieser echte Volksmann und Volksdichter hat schon dreißig Jahre vor Bismarck gesagt „Blut und Eisen machen frei"; hier ist der Künstler dem Politiker vorausgeeilt, gerade wie der heutige Kunstpolitiker den künftigen Künstlern und Politikern vorauseilen soll. Die Forderung gebiert die Erfüllung; und die Erfüllung gebiert neue Forderung; möge es auch rücksichtlich des deutschen körperlichen Lebens sich so verhalten. Die jetzigen Engländer in ihrer Sportliebhaberei besitzen etwas von dem obigen hellenischen Leben; sie sind wie geistig so auch körperlich besser geschult als die jetzigen Deutschen. Besonders sollten die Letzteren darauf sehen, ihre Körper nicht durch Biertrinken allzu sehr aufzuschwemmen; die zahllosen Wirthshäuser könnten sonst für die Volksgesundheit leicht Das bedeuten, was Bacillenherde für die Gesundheit des Einzelnen sind; schon einmal, in der Zeit unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege, haben die Deutschen ihren Geist und ihren Körper in vielem Biere erstickt. „Soll ich einen Schwamm heirathen?" frug Porzia die Nerissa, als diese ihr vorschlug, einen Deutschen zu heirathen. Wenn es statt der 50000 Schenklokale, die es im jetzigen Preußen giebt, dort 50000 öffentliche Badeanstalten gäbe, so würde es um die physische geistige und sogar sittliche Gesundheit seiner Staatsan-

gehörigen besser stehen als jetzt. Denn körperliche und sittliche Reinlichkeit bedingen sich gegenseitig; es würde wahrscheinlich weniger Sozialdemokraten in Deutschland geben, wenn es dort mehr Bäder gäbe. In der Vorsorge für sie würde der Staat zugleich panem und circenses bieten; ein Bad ist ein Genuß und eine Kur; ja man kann fast sagen ein Nahrungsmittel. Es wäre zu wünschen, daß solche und ähnliche Bedürfnisse von einem deutschen „Wohlfahrtsausschuß" gefördert würden, der wie einst der französische gegen die Aristokratie, so nun für das Volk und damit indirekt auch für eine richtig verstandene Aristokratie wirken würde. Die Volksgesundheit im Großen kann nicht genug gepflegt werden. Man hat die moderne Zeit treffend eine „Barbarei bei Gasbeleuchtung" genannt; sie ist brutal und wissenschaftlich zugleich; beides läßt sich recht wohl vereinigen; beides führt zur seelischen wie körperlichen Verkümmerung. Es ist ein Zeichen barbarischer Zeiten, wenn Kraft nicht mehr ohne Brutalität gedacht werden kann; aber selbst die Brutalität erschöpft sich einmal; auch hier ist dem Deutschen das „schöne griechische Maß" zu empfehlen. Mit der körperlichen und geistigen Gesundheit würde dem deutschen Volke auch die Ruhe wiederkehren; sie ist eine griechische und eine aristokratische Eigenschaft; sie sollte eine deutsche Eigenschaft sein.

Massentypus. Das neue Deutschland ist äußerlich durch eine Reihe von Reformen entstanden; Heeres-, Rechts-, Münz-, Verfassungs-, Zoll-, Sozial- und Kolonialreform sind aufeinander gefolgt. Die **Bildungsreform** fügt diesem ganzen System von Neuerungen nunmehr den nothwendigen Schlußstein hinzu. Nach der Zeit der Sozialreform kommt die Zeit der Bildungsreform; aber diese letztere gilt es schon jetzt vorzubereiten; dann wird im rechten Augenblick der Kern die Schale sprengen! Gesundheitspflege Charakterpflege Kunstpflege sind die drei Gebiete, auf denen sich die innere Entwickelung des künftigen deutschen Reiches zu vollziehen hat. Griechenland Oberitalien Niederdeutschland geben — auch wenn man von den einzelnen besonders veranlagten Genien absieht — die historischen Ideale für den künftigen Deutschen als Massentypus. Die griechische Jünglingsstatue, der Frauentypus eines Paul Veronese, die Menschen Shakespeare's und Rembrandt's — sie haben volle runde Wangen; sie sind volle runde Persönlichkeiten; sie sind als solche nur Abbilder der damaligen Wirklichkeit. Deutschland bedarf solcher Typen wieder. Ihnen gegenüber hat der moderne Mensch etwas Hungriges in seinem Wesen; er muß wieder satt werden; selig sind die Satten! Jene Typen sind befähigt und berufen, eine ebenso natürliche wie edle Geselligkeit zu pflegen; insbesondere ist der niederdeutsche Typus Mensch hiefür bestimmt; kein Geringerer als Goethe hat das bezeugt. Er spricht ausdrücklich von der „Humanität im besten Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat" und fügt hinzu „eine gewisse Kultur, die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends." Man darf

sagen, daß dies theilweise noch heute wahr ist; daß hier also ein Kern und Keim für deutsches Geistesleben, für deutsches Familienleben, für deutsches Menschenleben gegeben ist! Wir brauchen eine breitschultrige, keine engbrüstige Lebensphilosophie und Menschensorte. Hüstelnde Bureaukraten können die Welt nicht regieren; in Holland England Nordamerika gelten dieselben nichts; in Deutschland immerhin noch etwas. Es sollte sich in dieser Hinsicht seine nordwestlichen Nachbarn zum Muster nehmen. Stellt man z. B. den heutigen deutschen Durchschnittsgelehrten neben den heutigen gebildeten Durchschnittsengländer, so fällt der Vergleich sehr zu Ungunsten des Ersteren aus; dort mehr Wissen und Willensschwäche, hier mehr Können und Willensstärke; Dieser gleicht einer Gans mit künstlich vergrößerter Leber, Jener aber der Möve, die kühn und frei ihre Kreise zieht — vor einem weltweiten Horizont. Die See befreit nicht nur den Geist und Charakter sondern auch den Körper. Wenn jene obigen historischen Massentypen, die alle an der See erwuchsen, wieder lebendig werden so wird der deutsche Mensch neu geboren sein. Hoffentlich wird dann auch die deutsche Wissenschaft, welche sich jetzt vorwiegend mit den Abnormitäten des menschlichen Körpers beschäftigt, sich wieder mehr der normalen Gestalt desselben zuwenden; die Lehre von der innern und äußern Tektonik des einzelmenschlichen Organismus ist für den Exerzierplatz ebenso sehr von Werth wie für das Künstleratelier; die Wissenschaft kann hier den Anforderungen des Krieges wie der Kunst entgegen- und zuvorkommen.

Nach den gleichen Gesetzen, nach welchen der menschliche Körper aufgebaut ist, bewegt er sich; und seine Bewegungen sind als eine flüssige Architektur zu bezeichnen; sie kann und muß auch ihren Stil haben. An demselben nimmt die Umhüllung des Körpers Theil. Die moderne Kultur ist, wie die moderne Kleidung, nur eine Vermummung; es wäre gut, wenn beide sich dem natürlichen Wuchs des deutschen Menschen wieder anpassen wollen. Vielleicht wird dann mit dem Körper des Deutschen auch seine Tracht wieder zu ihrem alten Rechte gelangen — nämlich zur Buntfarbigkeit; auch in dieser Rücksicht ist das Natürliche so selten geworden, daß man es für unnatürlich hält. Bisher wird unter den Deutschen die Farbe nur von den Kriegern Künstlern und — Bauern vertreten; bei den ersteren, vermittelst ihrer Uniform, in Wirklichkeit; bei den zweiten, durch ihre Werke, in der Phantasie; bei den dritten, durch die noch erhaltenen Lokaltrachten, als phantasievolles Eingehen auf die wirkliche Umgebung. Aber auch der übrige Theil des Volks sollte an diesem äußeren Zeichen inneren Lebens einen vollen Antheil haben. Jeder Körper bedarf mindestens drei fester Punkte, um zu ruhen; in jenen drei Ständen, welchen noch eine farbige d. h. individuelle Weltanschauung eigen ist, sind sie für das deutsche Reich gegeben; stützt es sich auf sie, so wird seine Entwickelung eine stetige und zugleich individuelle, also eine gesunde sein. Der deutsche Bauer spaltet sich in den deutschen Krieger und den deutschen

Künstler; und beide vereinigen sich wieder — im deutschen Menschen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der sich der Deutsche mit bedauernder Verwunderung an diejenige Periode seiner Geschichte erinnert, wo er um seine verlorene politische und geistige Freiheit in dunklen Kleidern trauerte. Eine Hasenfellmütze ist sehr hübsch; aber man hält es jetzt nicht für „gebildet", sie zu tragen; statt dessen verhunzt man den schönen Schmuck der Natur zu farb- und formlosen Cylinderhüten; hier hat man ein Symbol der heutigen deutschen Bildung. Also zurück zum Hasenfell! Letzteres ist nach Form und Farbe wie nach seiner hier einschlägigen inneren Bedeutung ein echt Rembrandt'scher Vorwurf; es ist natürlich künstlerisch vornehm; der Cylinderhut ist unnatürlich unkünstlerisch ordinär. Er ist eine Kellner- und Bedientenfracht und birgt nur zu oft eine Kellner- und Bedientengesinnung. Deutsche sollen Männer sein. Epigonengesinnung ist immer Bedientengesinnung — gegenüber der Weltgeschichte; sie beweist einen Mangel an moralischem Muth; gerade wie jede Art von Weltschmerz ihn beweist. Körperliche soziale sittliche Schwäche hängen, in Bezug auf die Gesammtmasse eines Volks, sehr nahe zusammen. Bei einer Rückkehr zu wirklich gesunden Verhältnissen des inneren wie äußeren Lebens verschwinden alle etwa vorhandenen pessimistischen Gespenster ohne weiteres. Vor dem Uebergang zur völligen Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Daseins macht sich oft eine gewisse Unzuträglichkeit und Unzulänglichkeit desselben bemerkbar; dies gilt von dem Einzelnen wie von einem ganzen Volke; Deutschland befindet sich zur Zeit in demjenigen Stadium seiner Entwickelung, welches man bei dem einzelnen Manne wohl als Premierlieutenantsmelancholie zu bezeichnen pflegt. Aber es wird einmal Hauptmann sein. Nichts wäre daher falscher, als jenen Pessimismus für endgültig anzusehen. Wie immer ist auch hier Disharmonie die Vorbedingung der Harmonie; die Sonne entsendet nur dann einen Strahlenkranz, wenn sie hinter Wolken steht; und so ist sie am schönsten; denn sie ist helldunkel.

Religion und Wissenschaft. Die Vertheilung von Licht und Schatten im Fühlen des Volkes, seine innere Schattirung gewissermaßen entscheidet über seine Bestimmung. Jener oben erwähnte Gegensatz von Hell und Dunkel wird, wie er das ganze bisherige Geistesleben der Deutschen unbewußterweise beherrscht, so auch ihr ganzes künftiges Geistesleben bewußterweise beherrschen müssen. Insofern Lessing der beste Vertreter der deutschen Kritik, ist er auch der beste Vertreter der deutschen Wissenschaft; und insofern Luther der streitbarste Vertreter der deutschen Persönlichkeit, ist er auch der streitbarste Vertreter der deutschen Kunst. Jener hat seine Landsleute den hellen Krieg des Geistes und Dieser sie die dunkle Kunst der Religion gelehrt; nach den hergebrachten Gesetzen des geschichtlichen Wachsthums ergiebt sich aus der summirten Thätigkeit Beider nunmehr das helldunkle Element des Kunstkriegs als bestimmend für die nächste Zukunft der Deutschen — soweit es sich um deren innere Bildung handelt. Es giebt nur e i n e n

Meister des Helldunkels. Wenn der Blitz durch die Gewitterwolke fährt, so ist das ein Rembrandt'sches Bild; wenn hell leuchtende Geisteskraft sich mit der dunklen und schweren Masse überkommener Vorurtheile streitet, so ist das ein Rembrandt'sches Bild; wenn aus dunklen Ahnungen eine lichte Idee im Haupte des schaffenden Künstlers auftaucht, so ist das ein Rembrandt'sches Bild! Von allen drei wird die kommende neue Bildungsperiode der Deutschen etwas an sich haben müssen; die dritte Reformation wird ein Kunstkrieg sein; und hoffentlich auch ein Kunstsieg.

Er wird den Vorrang Rembrandt's vor Lessing und den Sieg Goethe's über den deutschen Professor bedeuten. Goethe's gesammte Farbenlehre ist auf den Gegensatz einerseits und das Zusammenwirken anderseits von „Hell" und „Dunkel" gegründet; er leistet theoretisch Das, was Rembrandt praktisch geleistet hat: eine harmonische Lösung dieses Kontrastes. Ihre beiden Geister treffen sich; und überschneiden sich; und da sie ein und dasselbe Problem — die Farbenmischung — in ganz verschiedener und doch ganz gleichartiger Weise behandeln so kann man bildlich sagen: sie stehen um einen vollen rechten Winkel von einander ab. Derselbe stellt eine feste Ecke innerhalb des Baus einer subjektiven Weltanschauung dar. „Goethe's Farbenlehre ist längst gerichtet" sagte Dubois-Reymond; auch Christus ist „längst gerichtet" aber gerade dadurch lebt er; so hat auch Goethe in seiner Farbenlehre, wo er auf subjektive Weltbetrachtung dringt, sein eigentlichstes und innerstes Leben ausgesprochen. Der jüdische Hohepriester und die Pharisäer verurtheilten Christus von ihrem Standpunkt aus unzweifelhaft mit Recht; aber ihr Unrecht lag darin, daß sie ihren Standpunkt oder überhaupt irgend einen Standpunkt über das Menschliche setzten; ebenso urtheilen die modernen Naturwissenschaftler über Goethe von ihrem Fachstandpunkt aus vollkommen richtig; aber auch ihr Unrecht liegt darin, daß sie ihren Standpunkt höher schätzen als das allgemein Menschliche. Den Philologen ergeht es ähnlich. Hier zeigt beispielsweise die Erscheinung eines v. Willamowitz-Möllendorff, was dabei herauskommt, wenn der auf falschen Bahnen wandelnde wirkliche mit dem ebenso vorgehenden geistigen Kleinadel sich liirt: eine Wissenschaft der hämischen Seitenblicke! Der köstliche Wein des Alterthums wird hier mit Schwefelsäure verfälscht; die Griechen werden bekämpft, indem man sie anscheinend preist; wie die religiösen Pharisäer stets von dem Prophetenthum, leben die geistigen Pharisäer stets von dem Poetenthum. Das ist die tiefe Lüge ihres innern Daseins; aber auch diese rächt sich einmal; denn wer Gott oder der Poesie zu dienen vorgiebt, indem er sie verleugnet, der ist dem Tod verfallen. Gefühl und Erkennen, Kunst und Kritik, Religion und Wissenschaft entwickeln sich parallel; sie haben dieselben Freunde und dieselben Gegner; und nur dann entwickeln sie sich recht, wenn sie sich menschlich entwickeln. Auf jede Kreuzigung folgt eine Auferstehung; auf jede Auferstehung aber in nicht ferner Zeit ein Untergang der betreffenden

ungerechten Richter; mögen sich dieselben also auch heutzutage nicht allzu sicher fühlen. Das Publikum wird ihnen freilich vorläufig glauben; denn sie sind „Fachmänner". Die bethörte Masse, der hochmüthige Pharisäer und die leidende Menschennatur — es sind immer die drei gleichen Elemente, welche in großen geistigen Entwickelungskämpfen wiederkehren. Aber die menschliche Seele, die Volksseele, die Einzelseele triumphirt über Alles; keine materiellen oder geistigen Martern können sie vernichten; keine Bildungsschablone kann sie so einzwängen, daß nicht noch ein Funke ihres Lebens übrig bliebe. Sie ist stark und sie ist zart. Wenn die Vertreter einer greisenhaften Kultur meinen, sie vollends todtgemacht zu haben und nun in selbstgefälligem Dünkel den „kahlen schuldigen Scheitel" noch ein wenig höher tragen als sonst; so taucht sie plötzlich wieder auf: lächelnd jung und unbesiegbar. Die Weisheit wird vor der Schönheit immer unterliegen; das Wissen immer vor der Kunst; und der Hochmuth immer vor der Bescheidenheit. So lange das deutsche Volk sich diesen hohen Glauben bewahrt, ist es nicht verloren; so weit es ihn tapfer vertheidigt, hat es eine Zukunft; und so bald es ihn verwirklicht, ist es groß.

Genialität und Trivialität.

Die geistigen Kräfte eines Menschen oder eines Volkes, welche wie ein Bündel von Keimen in diesen schlummern, müssen sich von einander trennen, mit einander konkurriren, einander widerstreben — wenn jeder einzelne von ihnen und wenn das Ganze gedeihen soll. Erziehung geht darauf aus, eine derartige innere Entwickelung geordnet und gleichmäßig zu gestalten; sie spielt eine Kraft gegen die andere aus; sie fördert, gegenüber den niederen, die höheren Kräfte des menschlichen Einzel- und Gesammtindividuums. Es ist also nothwendig, daß die Natürlichkeit sich mit der Unnatürlichkeit auseinandersetzt; es ist nothwendig, daß die unteren und die oberen Mächte des menschliches Geistes sich scheiden; nur so kann ein harmonisches Menschendasein sich entwickeln. Die Besonnenheit hat mit der Plattheit, das Geniale mit dem Trivialen, das Ewige mit dem Vergänglichen zu kämpfen. In gewissen Momenten des Volkslebens spitzt sich dieser große Streit ganz besonders zu; es kommt zu einer Entscheidungsschlacht; zu einem luftreinigenden geistigen Gewitter. Der deutsche Geist hat unter Luther seine Lehrjahre begonnen: indem er sich seine geistige Selbstständigkeit eroberte; unter Lessing hat er seine Wanderjahre durchgemacht; indem er kosmopolitisch in die Fremde schweifte; er wird nun, im Zeichen Rembrandt's, sein Meisterstück zu liefern haben: indem er zu sich selbst zurückkehrt und sich vorwiegend einer schöpferischen Thätigkeit widmet.

Ein Jahr 1848 des Geistes steht noch aus; und nach den Gesetzen jener Polarität, welche alles geschichtliche Werden beherrscht, wird es sich in umgekehrter Richtung geltend machen müssen wie das Jahr 1848 innerhalb der Politik; es wird nicht eine Lösung sondern eine Bindung des Volksgeistes, eine Abwendung vom geistigen Demokratismus und ein Hin-

wenden zum geistigen Aristokratismus bedeuten. Die Reaktion auf Zola und Genossen wird nicht ausbleiben; sie ist bereits latent vorhanden: Dubois-Reymond geht und Goethe bleibt! Deutschland wird, soweit fremde Vorbilder in Betracht kommen, sich vom romanischen wieder zum griechischen Bildungsfaktor wenden müssen. Der griechische Olymp stellt die edelste Aristokratie dar, die es je gegeben hat; in ihr verbindet sich Geist und Natürlichkeit zur vollkommenen Einheit. Diese leuchtende Götterversammlung ist und bleibt ein höchstes Vorbild aller Bildung. Aber auch sie hat sich ihre olympische Ruhe erst erkämpfen müssen; auch sie war dem Ansturm niederer Mächte ausgesetzt; und diese sind besiegt worden. Gewisse große Entscheidungen kehren in der einen oder andern Form aber im Grunde nur als die verschiedenartige Abwickelung eines und desselben Prozesses, der schon erwähnten Auseinandersetzung feindlicher Kräfte, im materiellen wie geistigen Weltleben regelmäßig wieder. Es ist der Kampf zwischen Hitze und Feuchtigkeit, wie er sich in der wirklichen Atmosphäre als Gewitter entladet; es ist der Streit der Geister des Lichts mit denen der Finsterniß, wie ihn die Bibel oder der Götter mit den Giganten, wie ihn die griechische Dichtkunst dargestellt hat. Was die Naivität ursprünglich empfindender Seher und Dichter zu phantasiegebornen Gestalten verkörperte, das sieht der moderne Mensch nah und handgreiflich und nur allzu wirksam vor sich: falsche Geistesgewalten, die sich den Thron der Welt anmaßen wollen. Der sprachliche Ausdruck ist verschieden aber die Sache bleibt stets dieselbe: es ist der Sturz der Engel wie der Giganten, der Sieg des Zeus wie des Ormudz, Odins oder „Gottes" schlechthin, um den es sich hier handelt. Es ist jener Streit, den Luther in seinem Reformationsliede schildert; wie vor 300 und 3000 Jahren hat ihn noch heute die Menschheit durchzukämpfen;

der alt böse Feind
mit Ernst er's jetzt meint . . . .
Das Reich muß uns doch bleiben.

Die geistigen Ahnen des deutschen Volks, die Vertreter seiner großen typischen Eigenschaften, die ihm überlieferten historischen Ideale — kurz seine Helden sind seine Götter, mit denen und für die er kämpfen soll. Daß diese Heroen noch lebendig sind, daß man sie nur aufzurufen braucht, um ihres sieghaften Beistandes in der unvermeidlichen Geistesschlacht gewiß zu sein — das ist die schöne Wahrheit, die hell durch das Dunkel der geistigen deutschen Gegenwart leuchtet. Ihre Thaten und Gesinnungen, ihre Gedanken und Gefühle, ihre Sprüche und Prophezeihungen richten sich, wie die Blitze und Donnerkeile jener griechischen Göttergestalten, gegen die selbstüberhebende Schaar der Trivialen von heute. Unabhängig von Zeit und Raum saust dieser hageldichte Regen von Geschossen auf die „Erdsöhne", die Materiellen, herab. Und er wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Der Kampf zwischen den griechischen Göttern und Giganten wurde dadurch entschieden, daß den ersteren ein starker Held: Herakles zur Hülfe kam. Der Kampf zwischen den deutschen Göttern und Giganten dürfte ähnlich entschieden werden; und durch einen ähnlichen starken Bundesgenossen. Dieser neue und heutige Herakles, ebenso sehr ein Sohn des Himmels wie der Erde und von unüberwindlicher Stärke, ist — das Volk; ja fast könnte man sagen, es sei der Bauer; wie denn auch der altgriechische Herakles manche bäuerliche Züge in seinem Charakter aufweist. Der deutsche Michel ist ein Bauer; er bildet die volksthümliche und heitere Kehrseite zu seinem ernsten und vornehmen Namens- und Geistesvetter, dem die Deutschen beschützenden heiligen Erzengel Michael; daß die derbe und die edle Volkskraft von rechtswegen zusammengehören, wird hier sogar durch die Gemeinsamkeit des Namens ausgedrückt. In dem Kampf zwischen Genialität und Trivialität giebt die Natürlichkeit, welche auf Seiten der ersteren steht, immer den Ausschlag. Der beste Verbündete der Aristokratie ist — das Volk.

Die Auseinandersetzung.

Die alte Parallelität mythischer wie geistiger Vorgänge und Vorstellungen bewährt sich in diesem Fall; und sie wird durch einen eigenen kunstgeschichtlichen Zufall noch nachträglich illustrirt. Deutschland besitzt in dem zu Berlin befindlichen pergamenischen Altarwerk die hervorragendste antike Darstellung jener griechischen Göttermorgendämmerung. Aber die Morgenröthe ist der Abendröthe verwandt; die jetzige sinkende deutsche Bildung, welche sich mit der demnächstigen steigenden deutschen Bildung auseinandersetzen muß, hat in jenem großen dekorativen Werke ihr eigenes Spiegelbild vor sich und zwar sachlich wie künstlerisch genommen. Die Gestalten des pergamenischen Altars gehören einer sinkenden ja versinkenden Kunstepoche an; sie zeigen bei hoher technischer Virtuosität ein inneres Pathos, welches nicht mehr gesteigert werden und also auch keine Weiterentwickelung auf der gleichen Bahn gestatten kann; sie erinnern dadurch an die Kunst Richard Wagner's. Wie in mythologisch-inhaltlicher das erste, sprechen sie in künstlerisch-formaler Hinsicht das letzte Wort der schaffenden griechischen Phantasie. Die heutige deutsche Musealbegeisterung, welche in dem genannten Kunstwerk ihre bedeutendste Leistung geliefert hat, erscheint gleichfalls als das letzte Wort und wenn man will als der Schwanengesang einer untergehenden Bildungsepoche. Auch hier knüpft sich das Ende an den Anfang; die registrirende Thätigkeit erinnert immer noch ein wenig an die produzirende, die Museen an die Musen. Der pergamenische Altarfries wurde errichtet zu Ehren des Sieges einer griechischen Kulturmacht über barbarische Horden, welche sie von außen her mit Vernichtung bedrohten; und es waren gallische Horden, welcher man sich damals zu erwehren hatte. Die künstlerische Richtung von Zola und die wissenschaftliche von Dubois-Reymond führen im letzten Grunde gleichfalls auf gallischen Einfluß zurück; und gallische Einflüsse sind im

heutigen Theater=, Literatur= wie Kunstleben Deutschlands häufig zu spüren; besonders die „Berliner Bildung“ französirt gern. Und hierbei sind gemein=jüdische Einflüsse besonders thätig: die Giganten haben ihre Schlangen=füße: aber auch diesen ist die deutsche Kraft gewachsen! Durch galloro=manischen Einfluß, der zurückzuschlagen war, ist das heutige deutsche Reich gegründet worden; durch galloromanischen Einfluß, wenn er zurückge=schlagen wird, läßt sich auch die neue deutsche Bildung gründen. Siegt deutsches über — im schlechten Sinne — französisches, eingebornes über in jeder Art fremdartiges Wesen so ist das Vaterland gerettet. Das lehrt die Berliner Bildung, das Berliner Museum, die Berliner Gigantomachie! Die Dämonen, welche die letztere uns vorführt, sind „ein Theil der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Giganten wälzen, Götter bilden; für Den, der das Göttliche in der menschlichen Natur zu schätzen weiß und zu pflegen gedenkt, es ist keine Frage, welcher der beiden Parteien er sich anschließen muß: derjenigen der Umwälzung oder der=jenigen der Umbildung. Wie die Giganten mit tiefer Symbolik innerhalb der griechischen Kunst und Architektur vorzugsweise als tragende Kräfte verwandt werden; so wird auch die jetzige wissenschaftliche Allgemeinbildung der Deutschen, wenn sie vor der künftigen und künstlerischen Allgemein=bildung derselben unterlegen ist, immer noch als eine ja als die tragende Kraft innerhalb des Baues eines echt deutschen Geisteslebens dienen müssen. Der Ausgleich zwischen tragenden und getragenen Kräften ist das letzte Ziel einer jeden geistigen wie künstlerischen Auseinandersetzung; dieser Aus=gleich ist für Deutschland erreicht, wenn seine wissenschaftliche Bildungs=epoche nur als eine Vorbereitung für seine künstlerische Bildungsepoche angesehen wird; wenn auf das Piedestal die Statue zu stehen kommt. Der endliche Sieg der höheren über die niederen Mächte unseres natio=nalen Lebens ist dann gesichert. Und wann wird dieser Sieg erfolgen, wann wird sich die große Wandlung vollziehen? Am Allerdeutschentag.

Zunächst wird es nun darauf ankommen, daß die Deutschen ihre Feinde — zumal die im eigenen Lager hausenden — erkennen; zwei solcher typischen Feinde wurden schon vorhin genannt: Zola und Dubois=Reymond! Dieser italienische und dieser deutsche Halbfranzose haben viel mit einander gemein; der Eine will die Kunst z. B. des Romanschreibens „wissenschaft=lich“ ausüben; der Andere will das Kunstwerk z. B. des Goethe'schen Faust „wissenschaftlich“ kritisiren; Beide verrathen dadurch Mißverstand, Dünkel und seelische Roheit. Zola strebt neuerdings nach akademischen Würden, die Dubois=Reymond bereits inne hat; Dubois=Reymond hegt innerlich die=selben demokratisirenden Neigungen, auf welche sich Zola schon seit jeher ver=steifte. Unbildung und Ueberbildung begegnen sich und desavouiren sich — im Naturalismus. Das künstlerische wie das wissenschaftliche Proletariat des Geistes wandelt ganz die gleichen Wege; kann man von Zola als sein wollendem Akademiker sagen: jeune cocotte, vieille bigote; so kann Der Erbfeind.

21*

man von Dubois-Reymond als sein wollendem Kunstrichter sagen: s'enfla si bien qu'il creva. Französische Dinge sprechen sich in französischer Sprache am besten aus. Zola im ersehnten Palmenfrack und Dubois-Reymond als dünkelhafter Korrektor Goethe's sind einander werth; als Personen sind sie gleichgültig aber als Gattungstypen wichtig; als solche muß man sie betrachten und als solche werden sie hier betrachtet. Sie sind Repräsentanten der Halbbildung; sie werden von dem großen Haufen verehrt; sie ahnen nicht, daß Seele in der Kultur Alles ist. Und darum werden sie nie der Kultur dienen. Gegen solche seelenlose Bildung vorzugehen, das wäre der echte „Kulturkampf". Wie das Gute so kann auch das Schlechte, wenn man es der Anschauung zugänglich machen will, nicht begrifflich sondern nur typisch aufgezeigt werden. Zu den Idealen gehören die Kontreideale; die einen sagen dem deutschen Menschen was er thun, die andern was er lassen soll. Keine Liebe ohne Haß; zu dem sanften gehört stets der strenge Christus; sonst ist das Bild nicht vollkommen. Mögen darum auch die jetzigen Deutschen lernen, zu hassen; wer Haß sät kann Liebe ernten; und er wird sie ernten, wenn er jenen an die rechte Stelle sät. Zur Erziehung gehört die Ruthe! Die künstlerischen und wissenschaftlichen Vivisektoren von heute mögen sich also nicht beklagen, wenn man auch sie einmal vivisezirt; sie erfahren auf diese Weise selbst, was es heißt „objektiv" behandelt zu werden: da sie doch so besonders für Objektivität schwärmen. Es ergiebt sich dann freilich, daß bei ihnen der Kopf etwas flach und „Herz und Nieren" etwas schwach angelegt sind; ihr Geist reicht nicht in die Höhe und ihr Charakter nicht in die Tiefe; es fehlt ihnen an Dimension. Sie sind Minimalgrößen und halten sich für Maximalgrößen; an diesem Rechenfehler werden sie sterben.

Zola und Dubois-Reymond verkörpern Das, was einer echt deutschen Gesinnung am meisten zuwider ist: Brutalität des Fühlens und Hochmuth des Wissens. Die Scholastiker waren die Nachfolger der einstigen Pharisäer und die Vorgänger der heutigen Spezialisten; Paris war der Hauptsitz des mittelalterlichen Scholastizismus; seelenloser Spezialismus und wissensstolzer Pharisäismus begegnen sich in dem modernsten Scholastizismus — im Zolaismus. Was Ihering von dem römischen Recht rühmt, paßt auch auf jene neueste angebliche Kunstthätigkeit; sie ist „ein äußerer Mechanismus, den Jeder handhaben kann, der die Konstruktion desselben kennt"; sie erscheint als ein geregeltes Handwerk: sie ist äußerlich romanisch demokratisch. Sie ist für die echte Kunst Das, was Scholastik für die echte Religion ist: ein tödtliches Gift; sie will Mechanik an Stelle von Organik setzen; das ist französisch und das ist undeutsch. Die betreffenden alten Bestrebungen wiederholen sich sogar ganz wörtlich; Scholastiker kommt von schola; auch jene Trugapostel reden stets von l'école moderne; von Persönlichkeit und Persönlichkeiten wird eigentlich garnicht gesprochen. Die Farbe bleibt, nur die Nuancen wechseln; Zola predigt

theoretisch und aktiv viel von milieu; praktisch und passiv bestätigt er selbst seine Lehre. Die Geschichte ist freilich nicht sein Fach; und so weiß er von dem genannten Thatbestand nichts: dieser Lynkos ist blind. Die scheinbare Inkonsequenz Zola's, einen Sitz in der Akademie anzustreben, entpuppt sich mithin als reine Konsequenz; aus einem rohen wird er ein geleckter Schulmeister; aus einem Proletarier ein Pharisäer. Es ist der natürliche Gang der geistigen Krapüle; und dem natürlichen Gang — des Genie's — nach Golgatha gerade entgegengesetzt; es ist der Gang zum Synedrion! Die Genialität triumphirt, indem sie unterliegt und die Trivialität unterliegt, indem sie triumphirt. Auch hier überkreuzen sich die hellen und dunklen Bestrebungen wie Schicksale der Menschheit; sie runden sich stets ab; sie begleiten einander. Deutsches französisches mittelalterliches jüdisches Schulmeisterthum ist identisch; es ist, dem freien Menschenthum gegenüber, immer ordinär; der Schulmeister opfert seine Seele — einer Theorie einem Amt einer Eitelkeit; und gar zu gern möchte er auch andere Seelen opfern. Zola und Dubois-Reymond sind Schulmeister. Indeß ist ihr schädlicher Einfluß nur von vorübergehender Art; sie sind nicht die Erbfeinde der deutschen Nation; aber wohl zeigt der Erbfeind in ihnen seinen Pferdefuß. Man hat von einem „Gott der Deutschen" gesprochen; so giebt es auch einen „Teufel der Deutschen"; er wohnt in Paris und kehrt in Berlin gern ein. Läßt sich dieser Gast auch auf die Dauer nicht bannen, so ist es doch gut, wenn man ihn kennt; er heißt Plebejerthum; und äußert sich in der Kunst als Brutalismus, in der Wissenschaft als Spezialismus, in der Politik als Demokratismus, in der Bildung als Doktrinarismus, gegenüber der „Menschheit" als Pharisäismus. „Der Weg des deutschen Professors ist mit Gemeinheit gepflastert" hat Dahlmann gesagt; dieser Weg muß verlassen werden; sonst führt er ins Verderben.

Zola ist der Sohn eines in Frankreich eingewanderten Venetianers und demnach selbst ein Venetianer; gerade wie sein Vorgänger, der berüchtigte Romanfabrikant des vorigen Jahrhunderts: Casanova; nur daß Dieser seine Liederlichkeit offen betrieb und Jener ihr ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängt. Also auch hier wiederum ein pharisäischer Zug! Venedig war einst die Stadt der Edelleute und der Courtisanen; wahres und falsches Deutschthum, wahres und falsches Venetianerthum gingen also auch dort parallel. Diese Stadt war wie gesagt eine vorwiegend deutsche und theilweise slavische Kolonie; aber auf keltoromanischem Boden; und letzterer hat sich in neuerer Zeit wieder geltend gemacht. Das gute Blut ist dort verdorrt. Kein Wunder also, daß es einen Zola nach der Hauptstadt des Keltoromanenthums, nach Paris zieht; nach dieser Stadt der Demimonde und der Demokratie: hier gesellt sich dem sittlichen der politische Krankheitsfall hinzu. Gerade diese beiden Faktoren aber sind dem deutschen Volke in seiner innersten Seele verhaßt, trotzdem daß es

gelegentlich mit ihnen kokettirte und kokettirt; sie sind beide als „französische Krankheit“ nach Deutschland eingedrungen. Sie müssen auf den Tod bekämpft werden; und ebenso ein dritter Faktor, welcher von jeher in Paris heimisch war: jenes lebensfeindliche akademische Wesen, der seelenlose Scholastizismus.

Es ist bezeichnend und vielleicht nicht genügend bekannt, daß das altjüdische Pharisäerthum einen durch und durch demokratischen Stand darstellte; er war Jedermann aus dem Volke zugänglich; er war ein Stand von hochmüthigen Parvenüs. Sie handelten also ganz konsequent, wenn sie die Hoheit des Geistes in Christus bekämpften; und dieser handelte ganz konsequent, wenn er die Gemeinheit des Geistes in ihnen bekämpfte. Auch sie machten aus der Religion einen „äußeren Mechanismus, den Jeder handhaben kann, der die Konstruktion desselben kennt“; sie entzogen ihr das innere Leben; sie machten sie zur mongolischen Gebetsmühle. Dazu darf die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst, das deutsche Geistesleben nicht herabgewürdigt werden; das wäre eine plebejische Weltauffassung; einer solchen hat der geistige der sittliche der politische der körperliche Adel entgegenzutreten. Echtes und Unechtes, Adel und Pöbel, Wahrheit und Lüge stehen sich unversöhnlich gegenüber. Noch heute handelt es sich um ganz dieselbe Scheidung wie einstmals: in Paris regiert stets, auch wenn es anders scheint, der Pöbel; in Deutschland sollte stets, auch wenn es anders scheint, der Adel regieren. Alles Leben ist Kampf; so auch das Leben der Deutschen; es ist ein Kampf zwischen Volksthum und Plebejerthum. Diese beiden Begriffe können nicht scharf genug auseinander gehalten werden; auf ihrer Verwechslung beruht das Unheil wie auf ihrer Scheidung das Heil des deutschen Volkslebens: Rembrandt ist volksthümlich, Zola ist plebejisch.

Zola kokettirt mit der Gemeinheit wie Dubois-Reymond mit der Vornehmheit; es ist daher schwer zu entscheiden, welcher von ihnen der Bessere oder Schlechtere ist. Daß aber diese beiden unvornehmen Gestalten, diese zwei typischen Plebejer das gerade Gegentheil von Dem erreichen, was sie sich vorgesetzt haben: ausschlaggebend im geistigen Leben der Gegenwart mitzureden, stempelt sie schließlich noch zu einer Art von komischen Figuren. Sie betrügen sich selbst; sie sind eitel wie ihr Bemühen; sie sind durch und durch untragisch und erweisen sich somit auch hierin als die wahren Antipoden jener großen Künstlergestalten, welche sie direkt und indirekt bekämpfen. Sie erregen weder „Furcht“ noch „Mitleid“; sie sind Spukgestalten, welche vor dem Licht des kommenden Tages verschwinden werden; und solche waren in der deutschen Geistesgeschichte schon öfters da. Zola und Dubois-Reymond finden sich zusammen in — Nicolai; wie Dieser auf seinen angeblichen Naturverstand pochen Jene auf ihre angebliche Naturwahrheit und Naturwissenschaft; sie spotten damit ihrer selbst wie der Natur. Es ist vielleicht nicht allgemein be-

kannt, daß Nicolai seinerzeit ein Mitglied der Münchener sowohl wie Berliner und Petersburger Akademie war; hierin schließt er sich dem wirklichen Akademiker Dubois-Reymond wie dem seinwollenden Akademiker Zola durchaus an; deutlich genug zeigt sich mithin, daß auch die „Akademieen" zu den Dingen gehören, welche sich mit der Zeit in ihr Gegentheil verkehrt haben. Jene drei Akademiker gehören zu den „dummen Teufeln", von welchen die deutsche Sage so witzig zu melden weiß. Daß der Teufel zuletzt geprellt wird, ist eine ganz speziell deutsche Wahrheit und Weisheit; in solchem Glauben und solcher Thatsache triumphirt das innerste Gefühl der geistigen Gesundheit über gelegentliche Anwandlungen von geistiger Krankheit; ehrlich währt am längsten. Deutsche Ehrlichkeit ist mehr als französische Eitelkeit und deutscher Geist mehr als französischer Ungeist. Wenn „der Sinn für das Wesentliche" bei den Deutscher wieder häufig werden wird; wenn sie wieder zu Menschen geworden sein werden: dann werden sie über ihren jetzigen „wissenschaftlichen" Aberglauben lachen. Der trivial-modernen Bildung eines Dubois-Reymond und Zola wird eine genial-moderne Bildung der Rembrandt und Genossen folgen; man wird sich von dem und den Teufeln wieder zu Gott wenden; man wird wieder deutsch werden. Deutsch sein, heißt Mensch sein; wenigstens für den Deutschen; und vielfach auch für andere Völker. Denn es heißt, individuell sein; es heißt, ernst sein; es heißt, fromm sein; es heißt, Gott und dem Göttlichen dienen. Es heißt, leben.

Wo Genialität ist, da wird auch immer Trivialität sein; wo Berge sind, da werden auch immer Thäler sein; das menschliche Leben ist nur ein Reflex des Erdlebens und die Geschichte nur ein Echo der Geographie. Von der deutschen Kunst, von der deutschen Bildung, vom deutschen geistigen Leben gilt Das, was einst Schiller gesagt hat: „die Gipfel der Menschheit werden erglänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern ruht"; und die jetzigen Deutschen sind berufen, ein solches Seherwort zu verwirklichen. Wohl dem Volk, das auf seine Propheten hört! Schiller war in Leistungen wie Gesinnungen ein geistiger Aristokrat; und doch ist er der volksthümlichste aller deutschen Dichter; es bestätigt sich aufs Neue, daß Volksgeist und Geistesaristokratie einander anziehen. Dadurch gewinnt ein anderes Prophetenwort dieses Dichters, welches sich an heute ganz aktuelle Interessen wendet, eine erhöhte Bedeutung: „man wird in anderen Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden." Das deutsche Eintreten für die ostafrikanischen „Neger" ist hauptsächlich durch gewisse christliche Anschauungen begründet worden; das Eintreten für den deutschen „Denker", welcher sich heutzutage in den Künstler gewandelt hat, wird sich theilweise auf griechische Anschauungen begründen müssen. Griechenthum und Christenthum finden sich wieder zusammen; und beide wurzeln in einer dritten Kraft: dem sittlichen wie geistigen und in letzter Linie — körperlichen Aristokratismus. Der oberdeutsche Edle, Schiller,

Wiedergeburt.

lehrt hier theoretisch Das, was der niederdeutsche Edle, Rembrandt praktisch lehrt: Aristokratismus. Arierthum Deutschthum Aristokratismus sind sich deckende Begriffe. Die Wiege des Arierthums ist der gesammte germanische Nordwesten d. h. Niederdeutschland; hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß eine Erneuerung des Deutschthums zunächst an Niederdeutschland anknüpfen muß; von da aus, wo ein Volk geboren ist, wird es auch wiedergeboren. Was geboren oder wiedergeboren wird, ist Kind; und Kinderthum ist, wie erwähnt, Christenthum; dieses, wie gleichfalls betont wurde, ist in seiner edelsten Form — Menschenthum. Auch hier zeigt es sich, daß die tiefsten Eigenschaften der Einzel- wie Volksseele alle nach einem Punkt hin gravitiren; von ihm hat die Wiedergeburt auszugehen; auf ihn hat sie hinzustreben. Für den Deutschen heißt dieser Punkt: das arische Blut; es ist ein aristokratisches Blut; es ist von allem menschlichen „Blut" dasjenige, welches am meisten sittliches „Gold" in sich hat.

Rembrandt ist ein echter Arier; wenn der stille und gewaltige Hauch Rembrandt'schen Geistes sie erfüllt, so kann die germanische Eigenart sich wieder einmal neu beleben; und sie kann sich — konsolidiren; Individualität, die sich gefestigt hat, ergiebt Stil. Daß nicht nur die deutsche Kunst sondern auch das deutsche Leben wieder Stil gewinne, ist das zu hoffende Endergebniß einer solchen Erziehung. Stil ist dem Spezialismus, Menschenthum der Bildungsschablone gerade entgegengesetzt. Jeder Spezialist hat sein Fach; er hat, wo er sein Haupt hinlege; aber „des Menschen Sohn" hat dies nicht. So war es zu Christi Zeiten; so ist es heute; so wird es in sinkenden Zeiten immer sein. Nur eine neue Geistesblüthe, eine wiederaufsteigende Entwickelung des deutschen Volkslebens kann darin Wandel schaffen. Eine edlere Minderheit wird hier eingreifen müssen, im Ganzen wie im Einzelnen; sie wird einen uralten Gedanken neu zu beleben haben; der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig — hieß es einst; der Buchstabe tödtet, das Bild ist lebendig — heißt es jetzt. Wenn das deutsche Volk sich wieder zum Bilde und zum Bilden kehrt, so wird es eine Bildung haben; so wird es genesen. „Darum bilde der Mensch sich in Allem schön; jede Handlung sei ihm eine Kunstaufgabe" lautet eine kurze und vielsagende Mahnung Schinkel's. Wichtiger als die sprachlichen, ist es die künstlerischen Fremdwörter Deutschlands auszurotten; und vorzüglich wird man das eine große Fremdwort, das die deutsche Kunst der letzten zwanzig Jahre beherrschte, durch ein deutsches Wort und eine deutsche That ersetzen müssen: nicht „Renaissance" sondern Wiedergeburt soll erstrebt werden. An Stelle der Phrase muß die Wirklichkeit treten; jene spricht man Andern nach, diese erlebt man selbst. Ein Organismus lebt nur dadurch, daß er wächst; und er wächst nur dadurch, das er stetig innere Achsenverschiebungen erfährt; daß er von einer Mathematik erfüllt ist, die sich selbst untreu wird, die rhythmisch wird, die lebendig wird. Das ist echte Sphärenmusik; und sie gilt auch in der nationalen Sphäre; nach

solchen Takten werden Völker geboren. Wenn eine Achse sich verschiebt, so kreuzt sie sich selbst; so streitet sie mit sich selbst; daher ist kein Wachsthum ohne feindliche Auseinandersetzung des betr. Organismus mit sich selbst zu denken. Um eine solche handelt es sich im heutigen deutschen Leben; um eine solche handelt es sich in allem Völkerleben; der Gang der Weltgeschichte bewegt sich nach einer kriegerischen Marschmusik. Krieg und Kunst gehören zusammen — auch in der Unendlichkeit. Und dem Gesammtleben soll das Einzelleben parallel gehen; das ist der Weg des Helden durch die Welt: Parademarsch, im Kugelregen, bei klingendem Spiel!

Jede große Achsenverschiebung im Dasein eines Volkes bedeutet demnach einen Akt der Wiedergeburt; seine ganze Existenz wird so gewissermaßen unter einem neuen Einfallswinkel beleuchtet; es ist dasselbe und nicht mehr dasselbe wie früher. Es ist neu geworden. Neuen Wein trägt die Rebe jedes Jahr; so auch die deutsche Rebe; und diesen „neuen Wein" darf man nicht in alte Schläuche füllen. Das heißt, unbildlich gesprochen: das neue geistige Leben der Deutschen ist keine Sache für Professoren; es ist eine Sache der deutschen Jugend; und zwar der unverdorbenen unverbildeten unbefangenen deutschen Jugend. Sie hat das Recht. „Es ist keine Zeile darin, die nicht erlebt worden wäre" hat Goethe von seinen eigenen Gedichten gesagt; es wird um die deutsche Kunst erst dann gut stehen, wenn man von ihr ein Gleiches sagen darf. Das nennt man Wiedergeburt. Eine solche vermag sich nur zu entwickeln aus den Gefühlen, welche die „Masse" und aus den Gedanken, welche die „Männer" des deutschen Volks von jeher beseelt haben; diese beiden Kräfte veralten nie; sowie man sie gebraucht, sind sie modern. Schluß.

Aus alten Hufeisen schmiedet man die besten Toledoklingen und aus alten Volksanschauungen die besten Geisteswaffen. Das Schmieden ist ein spezifisch deutsches Handwerk; Siegfried war ein Schmied ehe er ein Held wurde; und der ist der beste Held, welcher seine Waffen selber schmiedet. Auch der „heimliche Kaiser", wenn er kommen sollte, wird etwas von dieser Eigenschaft an sich haben müssen. Das Feuer seines Geistes wird die alten Volksanschauungen zerschmelzen und die Kraft seines Arms wird sie zu neuen — und darum doch alten — streit- wie sieghaften Anschauungen umformen müssen. Möge er kommen!

Bescheidenheit Einsamkeit Ruhe Individualismus Aristokratismus Kunst — das sind die Heilmittel, welche der Deutsche auf sich anwenden muß, wenn er sich der geistigen Misere der Gegenwart entziehen will. Diese Güter lassen sich nicht ohne Kampf erringen; für die nächste Zukunft des deutschen Geisteslebens giebt es daher nur eine Losung. Bindet die Klingen!

Insbesondere werden Kunst und Wissenschaft sich darüber auseinandersetzen müssen, welcher von ihnen die Herrschaft im deutschen Geistesleben zukommt; der Streit muß ehrlich geführt werden; und das deutsche Volk wird über dessen Ausgang richten. Sein Wort entscheidet!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbehn, Julius,

Rembrandt als Erzieher

Leipzig 1890
Ph.pr. 1390 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11170779-8